HANDBUCH DER KULTURGESCHICHTE

E. ERMATINGER

DEUTSCHE KULTUR IM ZEITALTER DER AUFKLÄRUNG

HANDBUCH DER KULTURGESCHICHTE

ZEITALTER DER AUFKLÄRUNG

HANDBUCH DER KULTURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

DR. HEINZ KINDERMANN

PROFESSOR AN DER TECHNISCHEN HOCHSCHULE DANZIG

UNTER MITWIRKUNG VON

Professor Dr. W. Bauer-Wien; Professor Dr. H. de Boor-Bern; Professor Dr. H. Brugmans-Amsterdam; Professor Dr. E. Ermatinger-Zürich; Professor Dr. J. von Farkas-Berlin; Professor Dr. W. Flemming-Rostock; Professor Dr. G. Gesemann-Prag; Privatdozent Dr. W. Giese-Hamburg; Dr. H. Grellmann-Greifswald; Privatdozent Dr. H. Gumbel-Frankfurt a. M.; Professor Dr. E. Howald-Zürich; Professor Dr. W. Kirfel-Bonn; Staatsarchivar Dr. P. Kletler-Wien; Professor Dr. F. Koch-Wien; Professor Dr. W. Koppers-Wien; Privatdozent Dr. O. Kressler-Bonn; Professor Dr. W. Mulertt-Innsbruck; Professor Dr. H. Naumann-Bonn; Professor Dr. G. Neckel-Berlin; Professor Dr. H. H. Schäder-Berlin; Professor Dr. E. Schmitt-Bonn; Professor Dr. H. F. Schmid-Graz; Professor Dr. F. Schönemann-Berlin; Professor Dr. F. Wild-Wien; Professor Dr. M. Winkler-Königsberg; Privatdozent Dr. W. Wolf-Leipzig

ERSTE ABTEILUNG

GESCHICHTE DES DEUTSCHEN LEBENS

AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT ATHENAION M. B. H., POTSDAM

DEUTSCHE KULTUR IM ZEITALTER DER AUFKLÄRUNG

VON

DR. EMIL ERMATINGER
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT UND DER EIDGENÖSSISCHEN TECHNISCHEN HOCHSCHULE IN ZÜRICH

AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT ATHENAION M. B. H., POTSDAM

DRUCK VON DER OHLENROTH'SCHEN BUCHDRUCKEREI, ERFURT

Ein- und Ausladen von Fracht am Main-Kai in Frankfurt a. M.

Im Hintergrund die alte Main-Brücke und Sachsenhausen.

Gemälde aus dem Jahre 1757 von W. F. Hirt im Besitz des Vereins für das Historische Museum, Frankfurt.

Tafel I.

Ermatinger, Deutsche Kultur der Aufklärung.
Handbuch der Kulturgeschichte.
K. 10.

Prospect des Hochfürstl: Saltzbürgischen Lusthauß und Garten Mirabell.

M. Diesel inv. et del. C. P. S. C. M. I. A. Corvinus sculp.

1. Der französische Garten als Sinnbild der Verstandesbildung der Aufklärung. Kupferstich aus Diesel, „Erlustierende Augenweide in Vorstellung herrlicher Gärten und Lustgebäude".

„Wir alle müssen uns damit trösten, daß unser Zeitalter in der Weltgeschichte Epoche machen wird, und daß wir die außerordentlichsten Ereignisse miterlebt haben, die der Wechsel aller Erdendinge seit lange hervorgebracht hat."

Friedrich der Große am 8. Febr. 1758.

DER AUFBRUCH DER VERNUNFT

Die Kultur einer Zeit stellt sich dem späteren Beschauer niemals als ein einheitliches Gebilde dar; vielmehr erscheint sie, da sie der Ausdruck des kämpfenden Lebens selber ist, als ein Gewirre durch- und gegeneinander ringender Gewalten. Sie ist nicht eine friedliche und geschlossene, sonntäglich aufgeräumte Putzstube, in der ein auserlesener, einheitlicher und sicherer Geschmack alle Gegenstände passend zusammengetragen und nach einem Vernunftgrundsatze geordnet hat; sie ist ein vielstöckiges und reichgegliedertes Gebäude in einer alten Stadt, mit Verkaufsläden und modernen Schaufenstern im Erdgeschoß, mit hellen Büros, behaglichen Wohnräumen und dunkeln Hinterzimmern in den oberen Stockwerken, mit

2. Der Römerberg in Frankfurt a. M. Gemälde von Joh. Ludw. Ernst Morgenstern. Frankfurt, Histor. Museum. Man erkennt in den Gassen mit den zum Teil modisch aufgeputzten Häusern noch unschwer die mittelalterliche Anlage, die nach Goethe „nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiste ihren Ursprung zu danken hatte".

Kellern, Magazinen, Dachböden und Mansarden voll alten Hausrates und Lotterwerkes. Es gibt Räume in ihr, wo uraltes Mauerwerk, aus mächtigen Quadern gefügt, den sinnenden Blick in den dunkeln Schacht der Jahrhunderte hinunterzieht, und andere, in deren leuchtenden Tapeten und glänzenden Möbeln das Leben jüngster Gegenwart sich spiegelt. Es gibt ein Oben und ein Unten nicht nur im räumlichen Sinne, sondern auch nach der Bildung und Gesellschaftsstufe der Bewohner. Und all dieses Vielerlei verharrt nicht in stummer Starrheit. Alt und Neu, Dunkel und Hell, Hoch und Niedrig, Häßlich und Schön, Eng und Weit — alle diese Unterschiede schwingen durcheinander, alle Töne schreien durcheinander, und die Menschen, denen das Haus für einige Zeit Obdach und Grundlage für ihre tägliche Geschäftigkeit bietet, gehen aneinander vorbei, verschiedensten Berufes, Denkens, Standes, die einen miteinander befreundet, andere gleichgültig, ohne sich zu kennen, wieder andere in Gegensätze und Streitigkeiten verwickelt. Aber auch die bauliche Ruhe des Ganzen ist beständig gestört. Stets hören die Bewohner von irgendwoher ein Hämmern oder Sägen und sehen Arbeiter mit Werkzeug und Material über Treppen und Gänge wandern, weil unaufhörlich irgendwo eine Wohnung neu instand gesetzt, eine Zwischenwand abgerissen, ein neuer Boden gelegt oder ein alter abgetragen werden muß. Sucht man dann in diesem beunruhigenden Gewirr von Lebenserscheinungen mißtönendster Art nach einem geistigen Mittelpunkt, so findet man nur den

3. Der Marktplatz in Leipzig. Aquarell von C. B. Schwarz, Leipzig, Stadtgeschichtliches Museum.

Gegensatz zwischen Alt und Neu und die Beziehung, in der alle Geschehnisse und Gegenstände zu dieser großen Grundspannung und den Teilspannungen stehen, in denen sie sich auswirkt.

Auch die deutsche Kultur der Aufklärung macht auf denjenigen, der die Fülle ihrer Zeugnisse in Philosophie und Wissenschaft, Kirche und Staat, Gesellschaft und Kunst, Wirtschaft und Heerwesen, Stadt und Land betrachtet, keineswegs einen einheitlichen und eindeutigen Eindruck. Sie schließt in sich nicht nur das Mancherlei von geistigen Bildungsstufen, sozialen Unterschieden, wirtschaftlichen Formen und seelisch-sittlichen Gesinnungen ein, wie es mehr oder weniger für jeden Zustand der Geschichte üblich ist; was wichtiger ist: es geht durch all diese Formen und Richtungen ihres Daseins eine tiefe Spaltung, die die ganze Masse ihrer Lebenserscheinungen in zwei verschiedene Arten, ja geradezu in zwei entgegengesetzte Welten zerklüftet, die in ihrer Auseinandersetzung die notwendige und fruchtbare Zeitspannung ausmachen — man kann die eine mit dem Sammelwort Mittelalter, die andere mit einem noch unbestimmteren Ausdruck als Neuzeit bezeichnen. Will man sich den Gegensatz sichtbar vergegenwärtigen, so denke man an Goethes Schilderung des Stadtbildes von Frankfurt im Vergleich zu dem von Leipzig: dort ein Gewimmel von mittelalterlichen Gebäuden und Gassen, Türmen und Mauern, kleinen Städten in der Stadt, lauter vielgestaltige Gebilde, die im Laufe langer Jahrhunderte zusammengewachsen waren und „nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiste ihren Ursprung zu danken hatten". Hier eine Stadt mit „schönen, hohen und untereinander gleichen Gebäuden . . . es ist eine neue, kurz vergangene, von Handelstätigkeit, Wohlhabenheit, Reichtum zeugende Epoche, die sich uns in diesen Denkmalen verkündet."

Die geistige Macht, die die Kluft aufriß und zugleich die Menschen um 1700 aus der abdorrenden Landschaft der Vergangenheit in die neuaufblühende der Zukunft hinüberzutragen verhieß, war, von den einen verdammt, von den anderen gepriesen, die Vernunft als die Fähigkeit des dem Menschen von Gott verliehenen logischen Denkens. Es ist klar, daß es niemals einen geschichtlichen Zustand gegeben hat, wo der Mensch sich ihrer, bewußt oder unbewußt, nicht bedient hätte; denn das eben kennzeichnet ihn als Menschen, daß er ein Vernunftwesen ist. Was aber den Menschen der Aufklärung von den früheren unterscheidet, das ist die Loslösung seines Vernunftdenkens von irgendwelchen anderen überragenden Mächten. Für den Menschen des Mittelalters und noch für den des Barock steht das Vernunftdenken im Dienste der überlieferten kirchlichen Lehrmeinungen. Was frühere Geschlechter in der Verkörperung gewisser Persönlichkeiten über Gott, Welt und menschliches Leben gedacht, ist, in ,,heiligen" Schriften niedergelegt, der erste und unverbrüchliche Grund aller Wahrheit, ,,Offenbarung", an deren Inhalt nicht gerüttelt werden darf, die schlechthin ,,geglaubt", d. h. unbesehen und ungeprüft angenommen werden muß: schon der Hebräerbrief, offenbar in kritischen Zweifeln entstanden, bestimmt das Wesen des Glaubens als ,,eine gewisse Zuversicht des, was man hoffet, und nicht Zweifeln an dem, was man nicht siehet". Denn so stark ist die Autorität der kirchlichen Überlieferung, daß der Inhalt der Offenbarung geradezu als ,,Gottes Wort" gilt. Wo daher das menschliche Denken sich grübelnd mit dem Sinn der kirchlichen Lehre befaßt, darf es das nur tun unter der Voraussetzung der unbedingten Geltung des geoffenbarten Gotteswortes, des Vorranges des Glaubens vor der Vernunft nicht nur als eines zeitlichen Vorherrschens, sondern auch als eines höheren Wertes. So betont Anselm von Canterbury (11. Jahrhundert), er begehre nicht denkend zu begreifen, um zu glauben, sondern er glaube, um denkend zu begreifen. Das sei, so führt ein Pariser Theologe, Simon von Tournai, etwa 200 Jahre später aus, der Unterschied zwischen der aristotelischen Philosophie und der christlichen Weltanschauung: Aristoteles lehre die Ableitung der Glaubensüberzeugung aus der Vernunfterkenntnis, Christus die Ableitung der Vernunfterkenntnis aus der Glaubensüberzeugung. Wo daher die menschliche Vernunft wissenschaftlich sich betätigt, hat sie nur die Aufgabe und das Recht, den Sinn des geoffenbarten Gotteswortes auszulegen oder die in den Glaubenssätzen verhüllt niedergelegten Wahrheiten begrifflich zu entwickeln und so das Symbol dem Verständnis zu erschließen. Die katholische Kirche ist niemals von diesem Standpunkt gewichen, und auch die protestantische Theologie des 17. Jahrhunderts hat, nachdem Luther den Glaubensbegriff geistig vertieft hatte, die Aufgabe der wissenschaftlichen Vernunft lediglich in einer immer feineren, oft spitzfindigen begrifflichen Herausarbeitung der Glaubensinhalte gesehen; die Vernunft und ihre Auswirkung in einer Denkmethode, einer ,,Philosophie", galten durchaus als Dienerinnen der Theologie. Den geistlichen und weltlichen Machthabern des Absolutismus, wie er sich im Zeitalter der Gegenreformation ausbildete, war so ein wirksames und bequemes Mittel gegeben, das Ungebärdigste und Unruhigste, was es im gesamten Bereich des menschlichen Lebens gibt, den denkenden Geist, in das Stahlgehäuse eines festen Systems einzuschließen, ja ihn geradezu als versteifendes Gerüst in dieses Gehäuse einzubauen.

Aber die Vernunft konnte sich mit dieser dienenden Rolle nicht begnügen. Schon in der Zeit der Reformation, wie im Mittelalter, hatte sie sich, neben den offiziellen Pflichten, in die sie Staat und Kirche gespannt, eine Sonderprovinz geschaffen, in der sie, kühn bis zu den letzten Folgerungen vordringend, die die Wächter des weltlichen und geistlichen Wohls der Masse weislich vorenthielten, ihre ganze umstürzende Kraft wach erhielt. Man trifft so bei Humanisten Anschauungen, die in der rückhaltlosen Kühnheit, in tiefste Abgründe hinunter-

zuleuchten und über gefährlichste Widersprüche in tänzerischer Beweglichkeit hinzuschweben, an modernste Denker erinnern. Aber das eigentliche, sich seinen Zweck selber setzende Vernunftdenken, das die Wurzel der Aufklärung wurde, beginnt doch erst am Anfang des 17. Jahrhunderts, als von zwei Seiten her, der der Erfahrung und der der ideellen Dialektik, der Vorstoß gegen die hergebrachten Meinungen und Glaubenssätze unternommen wurde, von Francis Bacon und René Descartes. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die Bedeutung des letzteren für die Entstehung der deutschen Aufklärung unvergleichlich viel mächtiger gewesen ist als die Bacons. Daran dürfte nicht nur der gewaltige Einfluß der allgemeinen Bildung Frankreichs auf das damalige Deutschland schuld sein, sondern ebensosehr der größere Scharfsinn und der grundsätzliche Standpunkt seiner Methode, der mit seinem Idealismus dem deutschen Wesen mehr zusagte als der empirische Grundsatz des Engländers. Denn die deutsche Seele jener Zeit — des 17. Jahrhunderts — war noch zu tief in ihr eigenes Dunkel versunken, in Fragen der inneren Beruhigung und Erlösung und in Rätsel metaphysischer und religiöser Art verstrickt, als daß der Ruf in die offene Welt und zur vorurteilslosen Betrachtung der Natur, den Bacon erhob, sie aus ihrer Höhle hätte herauslocken können: der Philosoph, den Deutschland damals Frankreich und England entgegenzustellen hatte, war Jakob Böhme.

Diesem nach innen gerichteten

4. Spottblatt auf die Aufklärung und ihren Kampf gegen die weltliche und die geistliche Macht, vertreten durch Kaiser und Papst. Die Erklärung auf dem Kupferstich unten lautet: In der Mitte des Friedenstempels steht die Religion, die Weltkugel vor sich habend. Zur Rechten sitzt der Papst, von Kardinälen, zur Linken der Kaiser, von Kurfürsten umgeben, und reichen einander über die Weltkugel die Hände. Die Religion verbindet sie mit dem Bande der Einigkeit. Vor ihnen steht ein Atlas, auf ihm liegen die Schlüssel Petri und das kaiserliche Schwert und Szepter, aus welchem Donnerkeile mit Aufschriften auf die Friedensstörer herabfahren. Die 2 Säulen, die sich auf die geistlichen und weltlichen Hauptbücher gründen, stellen den geistlichen und den weltlichen Staat, die 2 Ketten den westfälischen Religionsfrieden vor . . Die Friedensstörer senden Pfeile mit Aufschriften („Was ist der Kaiser" — „Was ist der Staat" — „Was ist der Papst") gegen die oben Sitzenden ab. Die Pfeile prallen aber auf die Schützen zurück.

Zuge des damaligen deutschen Denkens mußte daher Descartes' Philosophie, als sie dann nach der Mitte des Jahrhunderts Eingang fand, zusagen — oder sie konnte es wenigstens nicht so fremd anmuten wie der englische Empirismus. Was sie verkündete, stand zwar in schroffem Gegensatz zu dem bis dahin gelehrten Autoritätsglauben; aber sie ging bei dem neuen Weg, den sie zeigte, doch wenigstens von der Behauptung des Geistes aus als des Schöpfers aller Erkenntnis und Wahrheit, und das war eine Annahme, mit der sich das deutsche Denken seiner wesentlichen Richtung nach um so eher befreunden konnte, als Descartes die dogmatischen Grundlagen des Christentums, vor allem den Dualismus von Gott und Welt, selber nicht angriff. So ließen sich denn selbständige Geister auch in Deutschland bald nach der Mitte des Jahrhunderts von Descartes sagen, daß in aller trügerischen Unsicherheit unserer Sinneswahrnehmungen und in allem Zweifel an der Richtigkeit überlieferter Lehrmeinungen, an der Existenz von Himmel und Erde, ja sogar an der Wahrheit mathematischer Sätze und dem eigenen Dasein doch wenigstens ein fester Punkt sei: die Tatsache, daß ein zweifelndes Ich da ist; niemals kann man mich überzeugen, „daß ich nichts bin, solange ich denke, daß ich etwas sei. Und so komme ich, nachdem ich derart alles mehr als zur Genüge hin und her erwogen habe, schließlich zu dem Beschluß, daß dieser Satz: ‚Ich bin, ich existiere', so oft ich ihn ausspreche oder in Gedanken fasse, notwendig wahr ist" (Meditationen 18). Das Ich aber existiert nur als denkendes, d. h. als Geist, Seele, Verstand, Vernunft. Unsicher ist alles, was im Bereich der Sinne liegt. Ein Stück Wachs, das man im Feuer schmelzt, verliert Duft, Geschmack, Farbe, Gestalt, kurz alle seine sinnlichen Eigenschaften, es bleibt nur als Denkgegenstand, als Begriff. Was wir also an Vorstellungen haben, muß von hier aus begriffen, die äußere Welt von innen, aus der Denktätigkeit erschaffen werden. Sogar die Gottesvorstellung muß es sich gefallen lassen, durch das menschliche Vernunftdenken erzeugt zu werden: Gott existiert, weil der Idee von ihm, die ich in mir bilde, etwas Reales außer mir entsprechen muß.

Diese ganze Erörterung klingt sehr harmlos und scheint auch im Wesentlichen im Einklang mit der kirchlichen Lehrmeinung. Und doch war in ihr „so viel verborgnes Gift". Es besteht darin, daß das, was der Kirche selbstverständlicher Glaubensinhalt gewesen war, zur Denkaufgabe gemacht worden ist, oder es besteht in einer Vertauschung der Glieder eines Denkvorganges: was Voraussetzung gewesen war — der Glaubensinhalt —, wird nun zu dem zu Beweisenden; was Geschöpf gewesen war — die Vernunft —, wird nun zum Schöpfer. Die Dialektik des damaligen Denkens maskierte die Gefährlichkeit dieser Kritik durch die gern geglaubte Verkündigung, daß die Vernunft, die diese minierende Tätigkeit ausübte, das große Geschenk Gottes an die Menschen sei, das „Licht", mit dem Gott die Menschen erleuchte, und daß man ihm höhere Ehrfurcht zolle, wenn man sich dieses Geschenkes selber bediene, als wenn man, es mißachtend, in stumpfem Gehorsam annehme, was frühere Geschlechter gedacht.

Es war freilich, kirchlich gedacht, die Weisheit der Schlange, die in solchen Worten redete, und die Kirche, die katholische wie die lutherische, hat denn auch den Feind sofort erkannt und dem gefährlichen Zerstörer den heftigsten Widerstand entgegengesetzt. Man hat in Herborn so 1651 den Professoren bei Strafe der Kassation verboten, die cartesianische Lehre zu verkündigen; ja an den lutherischen Universitäten Gießen, Jena, Altdorf und Tübingen wurde sie noch in den siebziger Jahren bekämpft. Weniger schroff verhielt sich die reformierte Kirche, in deren Lehrmeinung ja von Anfang an ein Einschlag humanistisch-freien Geistes war. An der reformierten Universität Duisburg, in Zürich und Bern wurde Descartes'sche Logik schon um 1650

gelehrt. Aber auch der Widerstand der Kirchen hat nicht verhindern können, daß der Geist der Aufklärung sich am Schlusse des Jahrhunderts durchsetzte. Auch für die vorgeschrittensten deutschen Denker um 1700 gilt daher, was der englische Philosoph John Locke in seinem Versuch über den menschlichen Verstand (1699) über das Verhältnis von Vernunft und Offenbarung schrieb: ,,Fromme Menschen sind allezeit Menschen, welche irren können, und sind oftmals den Irrtümern eifrigst ergeben, sie nehmen selbige als göttliche Wahrheiten an, die in ihrer Seele mit dem kläresten Lichte scheinen. Das Licht, das wahre Licht in der Seele ist oder kann nichts anderes sein als die Augenscheinlichkeit der Wahrheit eines Satzes. Und ist es nicht ein an sich klarer Satz: so kömmt alles das Licht, welches er hat oder haben kann, von der Klarheit und Gültigkeit derjenigen Beweisgründe, vermöge deren man ihn annimmt. Von einem anderen Lichte im Verstande reden ist eben so viel, als uns selbst ins Finstere begeben, uns selbst der Macht des Fürsten der Finsternis unterwerfen und uns mit unserer eigenen Einwilligung blenden lassen, einer Lüge Glauben beizumessen . . . Derjenige nun, welcher sich nicht allen den Ungereimtheiten der Verblendung und des Irrtums überlassen will, muß diesen seinen Führer, nämlich sein inneres Licht prüfen. Gott, wenn er einen Propheten machet, zernichtet nicht den Menschen. Er läßt alle seine Kräfte in ihrem natürlichen Zustande, damit er urteilen könne, ob die Eingebungen, die er in sich verspüret, göttlichen Ursprungs sind oder nicht. Wenn Gott die Seele mit dem übernatürlichen Lichte erleuchtet, so löschet er das natürliche nicht aus. Wenn er verlangt, daß wir der Wahrheit eines Satzes Beifall geben sollen: so gibt er entweder diese Wahrheit vermittelst der gewöhnlichen Wege der natürlichen Vernunft klar zu erkennen; oder er entdecket uns, daß es eine Wahrheit ist, der wir vermöge seines hohen Ansehens Beifall geben sollen. Er überführet uns, daß sie von ihm sei, und zwar vermittelst gewisser Merkmale, bei denen die Vernunft nicht fehlen kann. Die Vernunft muß in jedweder Sache unser höchster Richter und Führer sein.“

Diese Worte sind nicht nur inhaltlich bedeutsam für die Stellung des neuen Menschen gegen Gott und Welt, sondern ebenso sehr um ihres seelischen Klanges willen: es tönt ein stolzes Selbstbewußtsein aus ihnen. Das ist in der Tat der Sinn des Lebensgefühls, das mit der Aufklärung untrennbar verbunden ist. Es wäre unrichtig zu behaupten, es sei die Folge der Entdeckung der Vernunft; mit größerem Rechte wird man sagen dürfen, daß die Vernunftidee ein Ausfluß oder die begriffliche Klärung dieses hochgemuten neuen Lebensgefühls sei, dessen Aufbrechen aus den unzugänglichen und rätselhaften Tiefen des Weltgrundes den Schluß des Mittelalters und den Beginn der Neuzeit kennzeichnet. Der Dualismus Gott und Welt, Himmel und Hölle, heilig und unheilig, der durch das ganze Denken des Christentums hindurchgeht, charakterisiert auch die seelisch-sittliche Wertung des Lebens durch den Christen. Als wertvoll und daher schlechthin erstrebenswert gilt ihm nur das heilige Leben im Geiste, sei es in der Gestalt des asketischen Verzichtes auf die sinnlichen Güter während der Dauer des Erdendaseins, sei es als das Jenseits im zeitlich-räumlichen Sinne nach dem Tode. Nur das geistige Leben ist, in der ersten Gestalt bedingt, in der zweiten unbedingt, der Macht des Bösen entrückt. Das irdisch-leibliche Leben dagegen, das der Satan wie ein brüllender Löwe durchwandelt, ,,suchend wen er verschlinge“, ist in seiner steten Versuchung und Gefährdung böse; die Güter, die es lockend spendet, als Köder des Teufels vom Übel; was ihr Genuß hinterläßt, ist Überdruß, Abscheu, Verödung, Sünde, Verzweiflung.

Niemals ist dieser Weltpessimismus des Christentums (der die Kehrseite seines Himmelsoptimismus ist) leidenschaftlicher ausgesprochen worden als dicht an der Schwelle der Aufklärung von den Schriftstellern und Predigern des Barock: ohne Frage gerade deswegen so

stark, weil in der Tiefe des Gemütes bereits übermächtig die Genußforderung des neuen Menschen drängte, die, da sie sich in den damals herrschenden kirchlichen und gesellschaftlichen Formen und Anschauungen nicht ausleben konnte, keinen anderen Ausweg fand als den Stachel wider sich selber zu wenden und die Welt, die starke Versucherin, als schlecht zu erklären. Ganz deutlich fühlt man diese Wertvertauschung etwa in des Simplicissimus Absage an die Welt im 5. Buch von Grimmelshausens großem Roman: „Dein Leben ist kein Leben gewesen, sondern ein Tod; deine Tage ein schwerer Schatten, deine Jahre ein schwerer Traum, deine Wollüste schwere Sünden, deine Jugend eine Phantasie und deine Wohlfahrt ein Alchimistenschatz, der zum Schornstein hinausfähret und dich verläßt, eh' du dich dessen versiehest ... Aber nun du, o meine arme Seele, was hast du von dieser ganzen Reise zuwege gebracht? Dies hast du gewonnen: Ich bin arm an Gut, mein Herz ist beschwert mit Sorgen, zu allem Guten bin ich faul, träg und verderbt, und was das allerelendeste ist, so ist mein Gewissen ängstig und beschwert, du selbsten aber bist mit vielen Sünden überhäuft und abscheulich besudelt! Der Leib ist müde, der Verstand verwirrt, die Unschuld ist hin, meine beste Jugend verschlissen, die edle Zeit verloren."

Weiter konnte die Verdammung der Welt und die Selbstzerstörung nicht getrieben werden. Man konnte den unerträglich, ja für die doch dem Leben angehörenden Menschen geradezu sinnlos gewordenen Widerspruch zwischen dem sündhaften Lebensdrang und dem heiligen Lebensverzicht nur dadurch aufheben und das Leben wieder tragbar machen, daß man die Last einer überlebten Dogmatik abschüttelte und sich auf die Ursprünglichkeit des menschlichen Wertes zurückbesann. Die Führerin dazu war die Vernunft. Ihr kritisches Urteil, auch hier auf erste Gründe zurückschürfend, kam zu einem kopernikanischen Ergebnis: Gott hat den Menschen nicht mit schöpferischen Gaben ausgerüstet und in dieses Leben gestellt, damit er es verachte und ihm so rasch als möglich entrinne, sondern damit er seine Kräfte in ihm betätige, es aufbaue und ausgestalte und so Gott in Wahrheit Ehrfurcht erweise. Daß an dieser neuen Weltbejahung, neben dem Altertum, der Calvinismus, der im Gegensatz zum Luthertum von Anfang an die Menschen auf die werkgestaltende Berufstätigkeit hingewiesen und den irdischen Gottesstaat nach allen Seiten auszubauen sich bemüht hatte, einen mächtigen Anteil hatte, mag hier nur angedeutet werden.

In dreifacher Schichtung wirkten die Aufklärungsideen: 1. Als allgemeine Grundlegung einer neuen Weltanschauung in den Werken der Philosophen. 2. In der Anwendung der durch das philosophische Denken gefundenen Grundsätze auf die einzelnen Fachwissenschaften und in ihrer Umwandlung zu moderner Forschung. 3. Als breiter Strom der allgemeinen Volksaufklärung im Sinne einer Wandlung der Ansichten über religiöses, sittliches, gesellschaftlich-staatliches und wirtschaftliches Leben und einer Neugestaltung dieses Lebens selber.

1. Man kann in der geschichtlichen Betrachtung des gedanklich-weltanschaulichen Lebens immer wieder die Wahrnehmung machen, daß der Mensch die an sich selber beobachtete seelisch-geistige Gesetzmäßigkeit in das Ganze der Welt überträgt, psychologische Erkenntnis zu metaphysischen Ideen ausweitet. So geschah es auch in der Aufklärung. Man dachte die Vernunftkraft, die man in sich selber gefunden, in die Welt hinein und erklärte auch sie vernunftgeleitet. Niemand hat diese Wandlung folgerichtiger vollzogen als der jüdische Philosoph Baruch oder Benedictus de Spinoza ((1632—77). Gott ist ihm — das war die Vorstellung, die ihm in den Augen der gläubigen Christen den Vorwurf des Ketzertums zuzog — nicht die von seiner Schöpfung getrennte und über ihr stehende Persönlichkeit, er ist vielmehr mit der Welt oder der Natur identisch, er ist als logische Gesetzmäßigkeit in ihr, sie ist seine sinnlich-

körperliche Erscheinungsform. Das ist der Sinn seiner Formel: Deus sive natura, Gott oder (was dasselbe ist) die Natur. Will man beide mit einem einzigen Worte bezeichnen, so heißt es Substanz, Urwesen, ,,das, dessen Begriff, um gebildet werden zu können, den Begriff eines andern Dinges nicht bedarf". Gott als die logische Gesetzmäßigkeit der Natur zu erkennen, gibt es nur einen Weg, der ebenfalls logisch-rational sein muß: die geometrische oder mathematische Methode. Diese findet z. B. heraus, daß die natürlich-körperliche Gestalt des Dreiecks in sich ein Gesetz ausdrückt, nämlich den Satz, daß die Winkelsumme im Dreieck zwei Rechte betragen muß. Untersucht man nach dieser Analogie, d. h. mathematisch das Ganze der körperlichen Welt und ihrer Erscheinungsformen, so kommt man zur Feststellung anderer entsprechender Gesetze und erkennt schließlich, daß die Welt oder die Natur die logische Gesetzmäßigkeit (Gott) sichtbar darstellt.

Die Zeit war für das Denken Spinozas noch nicht reif. In dem deutschen Geistesleben hat er erst um 1770 zu wirken begonnen. Aber sein Grundsatz der Vernünftigkeit der Welt ist darum, zum Teil auch aus anderen Quellen, in einer vielleicht zugänglicheren Sprache doch Grundüberzeugung der Aufgeklärten um 1700 geworden. Hatte das Christentum aus der Verstoßung der sündigen Menschen aus dem Paradies die Schlechtigkeit des Erdenlebens hergeleitet, so faßte man nun den Mut, aus der Einbeziehung auch der Erde in die allgemeine Vernunftordnung der Welt den Glauben an die sinnvolle Güte des irdischen Daseins zu schöpfen. Keiner hat diesem neuen Optimismus begeisterteren Ausdruck geliehen als der Engländer Lord Shaftesbury (1671—1713) in seinem Hymnus auf die Natur: ,,O herrliche Natur! Über alles schön und gut! Alliebend, alliebenswert, allgöttlich! Deren Blicke so bezaubernd und so unendlich liebreizend sind; deren Erforschung so viel Weisheit, deren Betrachtung so viel Wonne bringt; deren geringstes Werk eine reichere Scene, ein edleres Schauspiel darbietet als alles, was je die Kunst erfand! O mächtige Natur: weise Statthalterin der Vorsehung! Mächtige Schöpferin! Oder du machtverleihende Gottheit, höchster Schöpfer! Dich ruf' ich an, vor dir allein werf' ich mich nieder! Dir sind diese Einsamkeit, dieser Ort, diese ländlichen Betrachtungen geweiht. Also erfüllt von der Harmonie der Gedanken, besinge ich frei, ohne künstlichen Bau der Worte, die Ordnung der Natur in geschaffenen Wesen und feiere die Schönheiten, die sich in dir auflösen, du Quelle und Urgrund aller Schönheit und Vollkommenheit!"

Diese Bejahung der Welt mußte nun auch das Urteil über den Genuß der weltlichen Güter und damit über den Sinn und Inhalt der Sittlichkeit von Grund auf wandeln. Von der Orthodoxie übernahm man die Vorstellung von dem Glück als dem Ziel alles menschlichen Lebens und Strebens: die Ethik der Aufklärung ist eine eudämonistische (von eudaimon = glücklich). Aber dieses Glück hieß nun nicht mehr Seligkeit im Sinne des Genießens rein geistiger Freuden in der Verneinung der irdischen Welt, also im Jenseits, sondern Besitzergreifung aller Güter dieser Welt während des Lebens. Das ist die weltanschauliche Begründung des später schrankenlos ausartenden Genußlebens der französischen Aufklärung. Aber theoretisch wirkte doch der alte Enthaltsamkeitsgrundsatz des Christentums (und auch der altgriechischen stoischen Philosophie) noch nach. Erwägungen psychologischer, sozialer, sittlicher und auch hygienischer Art forderten eine Einschränkung des Genusses. Auch hier wird, wie später zu zeigen sein wird, das regelnde Wort der Vernunft gegeben.

In Deutschland hat, was die Eigenart und Kühnheit, Tiefe und Weite des Denkens betrifft, niemand die Ideen der Aufklärung mächtiger vertreten als Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716). Kein Denker der Zeit spiegelt aber auch das Wesen und die Sehnsucht des damaligen deutschen Geistes reiner und umfassender als er. In den Tiefen des Volkes regte

5. Gottfried Wilhelm Leibniz. Gemälde von Andreas Scheits.

sich eine Fülle von geistig und praktisch schöpferischen Kräften — der um 1670 entstandene Roman Grimmelshausens, der „Simplicissimus", kann davon einen Begriff vermitteln mit dem Drange seines Helden in die Weite und Tiefe der Welt, mit dem ungeheuren Ernst seiner Menschlichkeit, der rückhaltlosen Wahrhaftigkeit in der Kritik des Bestehenden und der Fülle seiner Weltkenntnis; aber er zeigt auch die unselige Gebundenheit all dieser Kräfte durch die Armut, die der Dreißigjährige Krieg hinterlassen, die politische Schwächung nach außen und die Zersplitterung nach innen und nicht am wenigsten die unfruchtbar gewordene Enge der kirchlichen Herrschaft. In Leibniz, dem fast ein Menschenalter jüngeren, gebildeteren, gewandteren, durch leichtere Lebensverhältnisse und höhere Stellung begünstigteren, wirken die schöpferischen Kräfte der Zeit entschiedener und weitergreifend. Es ist kein Zufall, daß man sich in Goethes „Faust" immer wieder an Leibniz' Persönlichkeit und Lehre erinnert fühlt: er war durch und durch eine faustische Natur, gestand er doch selber von sich, daß sein Geist von Jugend auf nicht durch eine einzige Art des Interesses habe ausgefüllt werden können. Die sinnlose und weltabgewandte Gelehrsamkeit, wie sie damals in Deutschland getrieben wurde, das bloße Aufhäufen von Zitaten und wissenschaftlichen Belanglosigkeiten in dickleibigen Wälzern ohne Problem und Methode ekelte ihn an. „Wie auf deutschen Universitäten die Wissenschaften behandelt werden," schrieb er 1679, „lassen sie solchen Geistern, welche ihren eigenen Flug zu nehmen berufen sind, das meiste zu tun übrig." Er selber war ein Geist, der an Fülle und Mannigfaltigkeit des Wissens alle Zeitgenossen hinter sich ließ: er war Jurist und Theologe, Naturforscher und Historiker, Sprachforscher und Mathematiker, Pädagoge und Philosoph. Aber ihm genügte nicht, eine Menge ungeordneter Kenntnisse wie Kieselsteine in Nagelfluh in sich abzulagern und höchstens äußerlich zusammenzukitten. Alle Wissenschaften, über die er gebot, sollten nur Wege sein, auf denen sein einheitlicher, persönlicher und organischer Geist wirkend in die Welt hinauswandelte, um sie nach den hohen Gedanken, die in ihm glühten, umzubilden und so wahrhaftig das Licht der Aufklärung über sie leuchten zu lassen. Er wußte, daß der Geist, dem er diente, nicht etwas in sich Gekehrtes und Ruhendes ist, daß er vielmehr rastlos bestrebt ist, was er hegend in sich gebildet, nach außen zu tragen, Idee in Wirklichkeit umzusetzen. So begnügte auch er sich nicht damit, ein bloßer Philosoph und Gelehrter zu sein. In der Erkenntnis, daß das zerschlagene Deutschland nicht nur einer Fülle neuer Gedanken, sondern ebenso sehr auch heilsamer Taten bedürfe, um wieder zusammengefügt zu werden, richtete er seinen Sinn zugleich von Anfang an auch auf das politische Wirken und griff als Diener des Kurfürsten Johann Philipp von Mainz und der Herzöge Johann Friedrich und Ernst August von Braunschweig-Lüneburg in die deutsche Politik nach außen

6. Leibniz' Denkschrift „De Expeditione Aegyptica". Erste Seite des Konzepts. Hannover, Öffentliche Bibliothek.

und innen ein. Er hat so an Ludwig XIV., um diesen gefährlichsten Feind von Deutschland abzulenken, das phantastische Ansinnen gestellt, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen nach Ägypten zu unternehmen, und wie dieser Plan sich als ein Schlag ins Wasser erwies, den französischen König später unaufhörlich in Pamphleten, Manifesten und Denkschriften angefeindet. Er hat eine Allianz der Reichsstände gegen Frankreich geplant und die entzweiten Kirchen auf der Grundlage der natürlichen Religion wieder zur Einheit zurückführen wollen.

7. Titel der Erstausgabe von Leibniz' „Theodizee", dem Versuche, die von Gott geschaffene Welt als „die beste aller möglichen Welten" zu erweisen.

Aber mit welchem Opfer an persönlicher Würde und Charakterstärke mußte die Energie dieses weitgespannten Wirkens bezahlt werden! Es war im Grunde Fürstenpolitik, was dieser Staatsmann des Absolutismus trieb, nicht Volkspolitik: im Dienste des Mainzischen Kurfürsten war Leibniz Nationalist, als Diener des Welfenherzogs Johann Friedrich vertrat er dessen partikularistische Interessen, um dann unter dessen Nachfolger wieder in die nationalistische Politik einzulenken. Sein späterer leidenschaftlicher Kampf gegen Ludwig XIV. scheint nicht ohne den Anteil persönlichen Ressentiments zustandegekommen zu sein.

Ist so das Handeln des Staatsmannes bei all seinem erstaunlichen Ideenreichtum durch die ganze Haltlosigkeit und Zerfahrenheit der tatsächlichen Verhältnisse Deutschlands gelähmt und verwirrt worden, so ist Leibniz auch als philosophischem Denker aus dem nämlichen Grunde die ganze Gewalt unmittelbarer Wirkung in die Breite der zeitgenössischen Gedankenbewegung versagt geblieben. Die Rastlosigkeit und Vielgestaltigkeit seiner Interessen, worin sich die Verworrenheit der öffentlichen Zustände spiegelte, gestattete dem vielgehetzten Mann nicht, seine Ideen in ruhiger Stille reifen zu lassen und sie so zu umfassenden und systematisch geordneten Gebäuden auszugestalten. Er hat nur ein selbständiges systematisches Werk geschrieben: die „Theodizee" (1710). Sonst mußte er sich mit der leichter beweglichen und kürzeren Form von Aufsätzen, Briefen, Denkschriften, Rezensionen, Aphorismen behelfen, Zweckarbeiten von manchmal journalistischer Haltung, in Pausen der politischen Tätigkeit, auf Reisen geschrieben — er selber gesteht von einer wichtigen Programmschrift zur Verbesserung des Rechtsstudiums und der Gesetzgebung, er habe sie in den Gasthöfen entworfen.

Und doch: wie auch das damalige Deutschland bei aller Zerfahrenheit und Ohnmacht in der äußeren Gestalt eine tiefe Einheit und Stärke des nationalen Fühlens und Denkens im Kerne des Volkstums besessen haben muß — aus ihm ist im 18. Jahrhundert die Blüte der Dichtung und im 19. die Frucht der staatlichen Macht erwachsen, die nicht möglich geworden wären in einem auch innerlich völlig zerrütteten Volke —, so ist auch bei Leibniz die Schwäche und Zersplitterung nur das äußere Gesicht; der geistige Kern der Persönlichkeit ist von großartiger Einheit und gewaltiger Wirkungskraft. Es gibt kein Gedankensystem der Aufklärung, das den Sinn dieser ganzen Bewegung, ihren Erkenntnisdrang und ihren Willen zur Kultur, so tief und lebendig erfaßt hat wie die Monadenlehre Leibnizens. Wenn, was die deutschen Dichter um 1700 hervorgebracht, schon den jungen Goethe als gehaltlos anmutete und uns heute vollends als hohler Prunk oder leblose Kunstfertigkeit vorkommt: Leibniz hat, mit der Schärfe seines Denkens und mit dem Schwung seiner Phantasie, der deutschen Aufklärung ihren Mythos geschenkt. Seine Philosophie ist nicht eine Wissenschaft im Sinne Kants, sie mutet stellenweise, gleich dem Leben ihres Schöpfers, wie ein phantastischer Roman an. Aber

wo wäre eine Weltanschauung, die wirklichem Leben entstammt, wirkliches Leben in sich trägt, und wirklichem Leben zu dienen vermag, jemals reine Wissenschaft gewesen?

Eine mythische Verherrlichung eigener Seelenkräfte — das ist Leibnizens Monadenlehre. Wie bei Spinoza erscheint die Welt von Gott nicht in die Unseligkeit eines bloßen Zufallsmechanismus hinausgestoßen, sie ist von ihm selbst erfüllt und durchgeistigt. Aber — das ist die tiefere Erkenntnis Leibnizens und sein entschiedenerer Schritt in die Regsamkeit moderner Kultur hinein — die Gottheit, die sein Universum durchdringt, ist nicht ruhende Gesetzmäßigkeit mathematischer Logik, sie ist Bewegung und Leben. Alles ist von Monaden erfüllt, letzten Einheiten des Geistes und als solche geistiger und nicht materieller Art. Es gibt keinen Raum im Universum, der nicht von diesen Intelligenzen durchwirkt wäre. Wo wir stumpfe, tote Masse wahrzunehmen glauben, sind wir von einer Täuschung befangen; auch da ist Geistiges, wenn auch schlummernd und latent. So mächtig und ausschließlich wirkte der Geist in Leibniz, daß er sich nicht vorstellen konnte, daß irgend ein Wesen in der Welt wäre, das, der Substanz nach, nicht ebenso von Geist durchwirkt wäre. Alle diese Monaden sind mit zwei Eigenschaften begabt: dem Wahrnehmungsvermögen (Perzeption) und dem Entwicklungsdrang (Aktivität) — die tiefe Einsicht von der schöpferischen Natur des Geistes, seinen beiden Entfaltungsrichtungen, der theoretischen und der praktischen, der Erkenntnis und der Sittlichkeit, spricht sich in dem Doppelcharakter der Monade aus. In jeder ist der Drang, die äußere Welt in sich erkennend aufzunehmen, zugleich aber auch, gegen die äußere Welt sich zu betätigen. In diese Doppelvorstellung von dem Wesen der Monade wird nun die der Aufklärung nicht weniger eigentümliche Idee des Individualismus eingeleitet. Alle Monaden sind wahrnehmend und tätig, aber nicht alle in gleicher Klarheit und Stärke. Jede ist ein individueller Spiegel des Universums, jede besitzt eine besondere Strebekraft, und indem so Unvollkommenheit in den einzelnen ist, aber zugleich der Drang, zur Vollkommenheit zu gelangen, zieht sich ein unendlicher Wille nach immer größerer Klarheit und sittlicher Vollkommenheit durch die Gesamtheit der Welt hin, eine Entwicklungsbewegung, deren Ziel die Gottheit ist als der Inbegriff vollkommener Klarheit und sittlicher Ordnung — der optimistische Lebensglaube der Aufklärung hat damit eine Ausprägung von wundervoller Großartigkeit erhalten.

Hat so Leibniz die starre Ruhe, die das mathematische Weltbild Spinozas kennzeichnet, in eine unendlich differenzierte Bewegtheit der Teile aufgelöst, so widerstrebt sein geordneter Geist doch der Vorstellung einer sinnlosen Unruhe und Widerstrebigkeit der Welt. Dem Individualismus in den Erkenntnis- und Triebkräften der Monaden wirkt eine von Anfang an vorhandene, vorausbestimmte kosmische Ordnung entgegen, die „Prästabilierte Harmonie", durch die Gott ein für allemal die Bewegung der Monaden ins Gleichgewicht gesetzt und die auseinanderstrebende Welt wieder zur Einheit zusammengeschlossen hat. Für diese in der Polarität von Dumpfheit und Klarheit, individuellem Streben und allgemeiner Harmonie sinnvoll geordnete Welt fordert Leibniz aber von den Menschen auch Verständnis und Ehrfurcht. Gott hat die bestehende Welt als die beste der in der Wirklichkeit möglichen Welten geschaffen. Alle Klagen und Vorwürfe über die Übel in der Welt müssen als Ausfluß menschlicher Kurzsichtigkeit verstummen angesichts der tatsächlichen Weisheit, Allmacht und Güte Gottes: „Ihr kennt die Welt erst seit drei Tagen," antwortet Leibniz den Zweiflern und Tadlern in der „Theodizee". „Ihr seht darin kaum weiter als eure Nase reicht und findet doch daran auszusetzen. Wartet, bis ihr sie besser kennt . . . Freilich finden wir Dinge im Universum, die uns nicht gefallen, aber man muß wissen, daß die Welt nicht für uns allein geschaffen worden ist. Dennoch ist sie für uns geschaffen, wenn wir weise sind: sie wird sich

uns anpassen, wenn wir uns ihr anpassen, und wir werden in ihr glücklich sein, wenn wir es sein wollen."

Der Weltpessimismus des christlichen Barock ist damit für das philosophische Denken überwunden, der Optimismus der Aufklärung verkündet.

2. In engster Verbindung mit der philosophischen Begründung einer neuen allgemeinen, auf dem Vernunftdenken gegründeten Weltanschauung steht die Schöpfung eines neuen Denkens in den einzelnen Wissenschaften. Was sie miteinander verkettet, ist der Gedanke der Autonomie der Vernunft. Unter ihrer Führung schießen die geistigen Fäden hin und her. Die Probleme und Ergebnisse der Einzelwissenschaften sind durch die allgemeine Ideenrichtung der Zeit bestimmt, sie geben ihrerseits wiederum den allgemeinen Weltanschauungsideen Begründung und Richtung. Die einzelwissenschaftliche Forschung bezeugt so ihrerseits die Fruchtbarkeit des neuen Denkens, das in seinen Folgerungen nichts anderes als die Zerstörung des geschlossenen Weltbildes des mittelalterlichen Christentums bedeutet. Schon die kosmische Theorie des Kopernikus, gestützt und weiter geführt durch Galileo Galilei, Giordano Bruno und Johannes Kepler, war eine solche Tat gewesen; denn nun war dem Glauben von der Stellung der Erde im Mittelpunkte der Welt und der Beziehung des Weltgeschehens auf den Menschen ein Ende gemacht und das hausväterliche Regiment Gottes erschüttert. Mit der Vorstellung, daß die Erde als Planet sich um die Sonne drehe und die Welt eine Unendlichkeit kreisender Sterne sei, die sich nach mathematischen Gesetzen bewegten, ließ sich die alte Idee von der Dreiteilung der Welt in Himmel, Erde und Hölle schlechterdings nicht mehr vereinigen; an die Stelle religiöser Mythologie war mathematische Astronomie getreten. ,,Das wahre Buch der Philosophie," sagt Galilei, ,,ist das Buch der Natur, welches immer aufgeschlagen vor unsern Augen liegt; es ist aber in andern Lettern geschrieben als in denen unseres Alphabetes; die Lettern sind Triangeln, Quadrate, Kreise, Kugeln, Kegel, Pyramiden und andere mathematische Figuren . . . es kann nur gelesen werden mit Hilfe der Mathematik." Auf dieser mathematischen Grundlage erschufen das 17. und das 18. Jahrhundert eine Fülle neuer Einsichten in den Gebieten der Physik und Chemie, der Physiologie und Naturgeschichte: man gewann tieferen Einblick in die elektrischen Erscheinungen, erforschte das Wesen des Lichtes, entdeckte den Kreislauf des Blutes und bemühte sich, die Mannigfaltigkeit der Pflanzen und Tiere in großen vernünftigen Systemen zu ordnen. Nicht alle diese Arbeitsgebiete und Forschungsergebnisse waren gegen den altkirchlichen Glauben gerichtet, und manche Gelehrte vermochten mit ihrer Tätigkeit den Gehorsam gegen die kirchlichen Lehren und Einrichtungen zu vereinigen. Im ganzen aber handelte es sich doch um eine langsam vorrückende Umsturzbewegung, und die Kirche wußte wohl, warum sie Galilei einkerkerte und Giordano Bruno verbrannte: hat doch auch die protestantische Kirche noch lange am Ptolemäischen Weltsystem festgehalten, nachdem die Forschung das Kopernikanische bereits zu völliger Gewißheit erhoben hatte. Wo Naturgesetze die Welt regierten, hatte die Persönlichkeit Gottes ihr Dasein und Herrschaftsrecht eingebüßt. Die frühchristliche Kirche hatte in dem Naturgesetz bloß die Regel des Handelns Gottes gesehen, wobei es im Belieben der göttlichen Allmacht stand, je nach dem Bedürfnis des Augenblickes von der Regel abzuweichen. Die Auffassung des Gesetzesbegriffes hatte daher auch an Wundern als Störungen des regelmäßigen Ganges der Natur keinen Anstoß genommen. Jetzt aber, wo man das Weltgeschehen nach mathematischen Formeln berechnete oder, wie Newton sich ausdrückte, ,,die Naturerscheinungen auf mathematische Gesetze zurückführte", schloß man auch die Willkür aus der Natur aus. Wo blieb hier noch Plaz für den mit menschlichen Eigenschaften in ihrer höchsten Potenz, Güte, Macht

und Weisheit, ausgestatteten Gott des Christentums und sein selbständiges Handeln? Man konnte ihn, wenn man seine Existenz nicht geradezu verneinte, höchstens noch in einer unpersönlichen Form gelten lassen, als abstrakten Inbegriff eben jener mathematischen Gesetzmäßigkeit der Natur, wie ihn Spinoza, oder als Vollkommenheit des erkennend-sittlichen Strebens im All, wie ihn Leibniz, als ästhetische Harmonie und sittliche Ordnung der Welt, wie ihn Shaftesbury begriffen hatte.

In entsprechender Weise löste sich gleichzeitig auch die Wissenschaft von dem Menschen und seinen Lebensformen in Gesellschaft und Staat von der Überlieferung der Kirche ab. Im Anschluß an antike Vorstellungen ging man in der Deutung der Rechtsordnung auch hier, jenseits der Theologie, auf ursprüngliche Gegebenheiten der menschlichen Natur zurück. Wie die Vernunft allen Menschen von Gott als lebenordnende Macht gegeben ist, so sind auch allen Völkern die grundlegenden Rechtsbegriffe von der vernünftigen Natur eingepflanzt, aus denen das jeweilig bestehende Recht für seine Satzungen die Begründung schöpft. Jene ursprünglichen und allgemeinen Rechtsideen — das ,,Naturrecht" — haben die Bedeutung von mathematischen Naturgesetzen. ,,Das Naturrecht," so bestimmt Hugo Grotius, in seinem Werke ,,De jure belli ac pacis" (1625), ,,ist so unveränderlich, daß es selbst nicht von Gott verändert werden kann . . . So wenig Gott bewirken kann, daß zweimal zwei nicht vier ist, ebenso wenig kann er bewirken, daß das, was seiner inneren Natur nach schlecht ist, nicht schlecht sei." Ja, die Sätze des Naturrechts würden ihre Gültigkeit haben, auch wenn es keinen Gott gäbe. Die Entstehung der tatsächlichen Rechtsordnung des Staates leitete man aus den psychologischen Bedingungen der menschlichen Natur und aus den praktischen Bedürfnissen der Gesellschaft ab. Den radikalsten Ausdruck gab den rein menschlich-vernünftigen Staatstheorien der Engländer Thomas Hobbes in seinem 1651 erschienenen ,,Leviathan": der Grundtrieb des menschlichen Einzelwesens ist der Egoismus. Dieser waltet im Naturzustande schrankenlos und macht ihn zum Krieg aller gegen alle. In der Erkenntnis, daß dieser Zustand schließlich zur Vernichtung des Menschengeschlechtes führen würde, schließen die Menschen einen Vertrag, durch den alle ihre Rechte auf den Staat übertragen. Gerade weil die ursprüngliche Natur der Menschen die Selbstsucht ist und damit die Gefahr besteht, daß von einzelnen Gruppen der Bürger aus die Macht des Staates gefährdet wird, so kann dieser nicht stark genug sein, um die Bestie im Menschen darniederzuhalten. Diese höchste Kräftigung der Staatsgewalt wird durch eine absolutistische Durchbildung der Staatsform in der Monarchie erreicht. Hobbes gibt so die konsequenteste Begründung des für das 17. und 18. Jahrhundert charakteristischen politischen Prinzips des Despotismus: der Staat, in der Person des Herrschers verkörpert, ist der alles verschlingende, allmächtige Leviathan, das Ungeheuer, das über Gut und Blut wie über das kirchliche Bekenntnis der Untertanen Gewalt hat. Die in der Aufklärung so stark betonte Vernunftordnung des Lebens war hier zu einer Form gesteigert, die — entsprechend der antithetischen Dialektik der Logik — die von der gleichen Vernunft geforderte Autonomie des Individuums völlig aufhob.

Aber nicht nur für das Leben der einzelnen Wissenschaften, auch für die Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens im ganzen wurde die neue philosophische Vernunftlehre von ungeheurer Bedeutung. J. J. Bodmer spricht es 1740 in der Vorrede zu seines Freundes Breitinger ,,Kritischer Dichtkunst" aus, daß der reine Geschmack durch die Ausübung der Weltweisheit gefördert werde; denn der schlimme Geschmack habe den fürchterlichsten Feind an der gesunden Philosophie, ,,indem diese durch das Mittel der Untersuchung, das ist, der Kritik, alles prüfet und aus einem vorsichtigen Mißtrauen gegen der betrüglichen Empfindung

8. Christian Wolff, der Begründer der wissenschaftlichen Methodenlehre der Aufklärung. Kupferstich von Bernigeroth.

und den ungenugsamen Erfahrungen nichts für schön annimmt, wovon sie nicht zulängliche Gründe angeben kann.“ Und siebzehn Jahre später hat ein anderer Schweizer, Isaak Iselin in Basel, in seinen Gedanken über die Verbesserung der Baseler Hochschule ausgeführt, wie die Logik, Metaphysik und Sittenlehre, in enger Verknüpfung miteinander, die Grundsäulen aller übrigen Wissenschaften seien: ,,Es kömmt auf dieselben unendlich viel, ja beinahe alles an. Wer nicht in seiner Jugend richtig denken und vernünftig wollen gelernet, wird in seinem Alter, wenn er auch noch so gelehrt ist, zu allem minder tüchtig sein.“ Mit klaren Worten ist hier der Trennungsstrich gezogen zwischen der im 17. Jahrhundert gepflegten kompilatorischen Gelehrsamkeit und der wahren logisch durchgebildeten Wissenschaft.

Um so nötiger war es, daß die zerstreuten und individuell geformten Aufklärungsideen der verschiedenen Denker in das feste System einer einheitlichen rationalen Weltanschauung zusammengefaßt wurden; denn der Geist der Zeit, der das starke Gebäude der christlichen Religion in allen Fugen krachen hörte, verlangte, gründlich und systematisch gerichtet, wie er nun einmal war, nach einer neuen, wohlgeschlossenen und -gefügten Behausung, darin er sich bequem und sicher einzurichten vermochte. Leibniz, der große Führer der deutschen Aufklärung, war, bei der Zersplitterung seiner Interessen, nicht imstande, die Aufgabe zu erfüllen. So übernahm sie sein Schüler Christian Wolff (1679—1754).

Wolff hat seine Logik, die ,,Vernünftigen Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes, die erstmals 1712 erschien, mit einer Lobpreisung des Verstandes eingeleitet: ,,Der Mensch hat nichts Vortrefflicheres von Gott empfangen, als seinen Verstand: denn sobald er nur in demselben verrücket wird, so bald wird er entweder ein Kind, oder ärger als ein wildes Tier, und ist also ungeschickt Gott zu ehren und den Menschen zu dienen. Solchergestalt kann einer um so viel mehr ein Mensch genennet werden, je mehr er die Kräfte seines Verstandes zu gebrauchen weiß. Und dannenhero sollte ein jeder, absonderlich aber der ein Gelehrter sein oder werden wollte, mit rechtem Eifer darnach streben, wie er zu so hurtigem Gebrauche der Kräfte seines Verstandes gelangen möchte, als nur immer möglich ist.“

Freilich, was Wolff unter Verstand oder Vernunft versteht, ist etwas anderes, als was der Begriff bei Leibniz bedeutet. Wenn dieser dabei an die allen Wesen immanente göttliche Vernunft als die erkennende und schaffende Kraft im Weltprozeß denkt, so bezeichnet der Begriff bei Wolff in erster Linie den menschlichen Verstand als die Gabe, in logischer Denkarbeit alle Begriffe zu bestimmen und in einen Vernunftzusammenhang zu bringen. ,,Die Weltweisheit,“ so definiert er, ,,ist eine Wissenschaft aller möglichen Dinge, wie und warum sie möglich sind.“ Die Wissenschaft wiederum ist ,,eine Fertigkeit des Verstandes, alles, was man behauptet, aus unwidersprechlichen Gründen unumstößlich darzutun.“ Den rationalen Gedanken, den

La COMMUNION des LUTHERIENS dans L'EGLISE des MINORITES à AUGSBOURG.

Evangelische Abendmahlsfeier in der Minoritenkirche zu Augsburg (Kupferstich des 18. Jahrhunderts)

Tafel II

Begriff der mathematischen Denknotwendigkeit, führt er so in die einzelnen Gebiete des menschlichen Wissens ein und entwirft, indem sie alle logisch durchleuchtet und verflochten werden, ein umfassendes System menschlicher Wissenschaft, in dem Theologie und Metaphysik, Ethik und Politik alle durch die gemeinsame rationale Begründung innerlich zur Einheit verbunden sind. Die Unterbauung eben dieser Einzelkenntnisse durch den Geist der Logik machte dieses Wissen in den Augen der Zeitgenossen unbedingt sicher (Wolff selber nannte seine Philosophie certa, gewiß), was sie, die allzu lange durch haltlosen Autoritätsglauben gegängelt worden waren, im tiefsten bedurften, wenn sie nicht plötzlich in einen Abgrund des Nichts hinunterstürzen sollten. So nahmen sie keinen Anstoß daran, wenn Wolff auch das Selbstverständliche, wie den Satz, daß gut erzogene Kinder den Eltern Freude machen, schlecht erzogene sie betrüben, durch ellenlange Beweisketten begründen zu müssen glaubte und in Wahrheit damit nur Seite für Seite mit Trivialitäten füllte. Matthias Claudius hat später über die Art dieser logischen Beweisführungen gespottet mit den Schlußsätzen: ,,Ein Student ist kein Rhinozeros; denn ein Rhinozeros ist ein Tier mit einem Horne auf der Nase; nun hat aber ein Student kein Horn auf der Nase; folglich ist er kein Rhinozeros. Was zu beweisen war.“

Aber diese rationale Philosophie erwies sich in den Augen der vernunftbedürftigen Zeitgenossen nicht nur als eine unbedingt sichere Grundlage für die wissenschaftlich-theoretische Erkenntnis aller Dinge im Himmel und auf Erden, sie hatte auch eine ungeheure Bedeutung für die Gestaltung und Beherrschung des praktischen Lebens — sie war auch utilis, nützlich, und dessen bedurfte die Zeit nicht weniger als der Gewißheit theoretischer Kenntnisse. Denn gerade ein Geschlecht, das bewußt darauf ausging, nach Preisgabe des Glaubens an eine himmlische Glückseligkeit, das irdische Leben in Besitz zu nehmen, brauchte eine logische Begründung und Ordnung der natürlich gegebenen Möglichkeiten. Leibniz hatte, indem er die in ihm wohnende Ordnung in das Weltganze hineindachte, in der prästabilierten Harmonie die Idee einer allseitigen geistigen Bezogenheit der Monaden auf einander und auf den Vernunftzweck der Welt aufgestellt. Wolff beugte diesen Gedanken zu dem Verständnis und Bedürfnis der Masse nieder, indem er die logische Ordnung der Welt in die Zweckbestimmtheit der Dinge für den Nutzen der Menschen umwandelte und so ein grob utilitaristisches Moment in die Metaphysik hineintrug: ,,Alles was auf dem Erdboden ist, gereichet dem Menschen zu vielfältigem Nutzen, ja was er nur von himmlischen Körpern von weitem erblicket, kann er zu einigem Nutzen anwenden . . . Und insoweit kann man sagen, daß alles um der Menschen willen ist.“ Goethe und Schiller haben später über den Utilitarismus der Aufklärung, dessen Begründer Wolff geworden ist, gespottet:

,,Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch die Stöpsel erfand!“

Aber die Wirkung der klaren und leichtfaßlichen, gewisse und nützliche Kenntnisse vermittelnden Wolffischen Philosophie auf die Wissenschaft, die Literatur und das Leben der Zeit ist unabsehbar groß. Er ist der erste deutsche Philosoph gewesen, der eine eigentliche Schule bildete. Gottsched berichtet, wie ihm, als er Wolffs Lehre kennen lernte, ein starkes Licht aufgegangen sei: ,,Alle meine Zweifel, womit ich mich vorher gequält hatte, lösten sich allmählich. Ich hub an, Ordnung und Wahrheit in der Welt zu sehen, die mir vorher wie ein Labyrinth und Traum vorgekommen war.“ Als Friedrich der Große, dessen Vater Wolff von der Universität Halle und aus seinen Ländern vertrieben hatte, ihn — es war eine seiner ersten Regierungshandlungen — wieder seiner preußischen Lehrtätigkeit zurückzugewinnen

suchte, schrieb er über ihn an den Propst Reinbeck: „Ich bitte Ihme, sich umb des Wolffen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, muß unter aller menschlichen Gesellschaft wert gehalten werden, und glaube ich, daß Er eine Conquête im Lande der Wahrheit gemacht hat, wo er den Wolff hierher persuadieret." Auf den Kathedern der Universitäten wurde seine Philosophie gelehrt; in den Predigten merkte man ihren Einfluß. Durch ihn wurde die Philosophie zur Lieblingswissenschaft der gebildeten Kreise; erzählt doch die Prinzessin Wilhelmine von Preußen, die Schwester Friedrichs des Großen, daß sie vor ihrem dreizehnten Jahre die Anfangsgründe der Philosophie gekannt habe! Gesellschaften entstanden zur Ausbreitung der Wahrheit nach Wolffs Grundsätzen, so in Berlin 1736 die Gesellschaft der Alethophilen oder Wahrheitsfreunde, die eine Medaille prägen ließ mit dem Bilde der Minerva, auf deren Helm man die Porträts von Leibniz und Wolff und die Umschrift: Sapere aude! — wage vernünftig zu sein! — sah. Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und Staatsbeamte bekannten sich zu den Sätzen von Wolffs Philosophie und verpflichteten sich, „nichts für wahr zu halten ohne zureichenden Grund." Ja, es galt auch als Zeichen der Bildung bei der Frau, wenn sie die Modeschlagworte von dem „Lichte der Vernunft" und dem „Streben nach Vollkommenheit" in ihre Rede einzuflechten verstand. Wolff verzeichnet in seiner Lebensbeschreibung, daß sogar die Franzosen ihn „le premier maître de l'Europe" und „le professeur du genre humain" genannt hätten.

3. Alle geistige Tätigkeit in Philosophie und Wissenschaft hat als letztes Ziel die Bildung und Förderung des Lebens. Verzichtet sie auf dieses Ziel als angeblich ihrer unwürdig, so verfällt sie bald in die nutzlose Spielerei bloß theoretischer Begriffserörterungen oder Stoffsammlungen, verliert die innere Triebkraft und geht in dem Schatten eines unfruchtbaren Sonderdaseins zugrunde. Kein Geschlecht hat die Forderung des Dienstes am Leben leidenschaftlicher gegenüber der Wissenschaft erhoben als das der Aufklärung; keine Periode menschlicher Forschung war freudiger gewillt, dies Gebot zu erfüllen als das 18. Jahrhundert. Die enge und stete Beziehung der Aufklärungswissenschaften zum Leben prägt sich praktisch etwa darin aus, daß große Physiker, wie schon Galilei oder Huyghens, es nicht verschmähten, ihre gelehrten Kenntnisse zur Verbesserung des Mechanismus der Uhr zu verwenden und ein Philosoph wie Spinoza sein Leben durch Schleifen von Uhrengläsern fristen konnte.

So geht denn parallel neben der philosophischen Begründung der optimistisch-diesseitigen Weltanschauung und der Anwendung und Ausbildung ihrer Denkmethode im Bau der wissenschaftlichen Einzelgebiete eine breite volkstümliche Aufklärungstätigkeit, die in Deutschland am Ende des 17. Jahrhunderts einsetzte und im 18. eine mächtige Entfaltung fand. Sie war nötig. Denn die Sprache der Philosophie, im Ringen um höchste Fragen entstanden, erschloß sich in ihrer Bedeutung auch dem Höhergebildeten nur schwer. Rabener spottet in seinen Satiren um 1740 über die schwerverständliche Sprache der Philosophen: Ihre Abhandlungen seien gemeiniglich so eingerichtet, daß man ohne besondere Erleuchtung nicht einsehen könne, ob es eine Abhandlung von den Monaden oder aus der Alchemie sein solle. „Es gibt unter unsern Philosophen eine gewisse Sekte, welche durch ihren geheimnisvollen Vortrag ihre Meinung so gut zu verstecken wissen, daß man darauf schwören sollte, sie verstünden selbst nicht, was sie schreiben. Ihre Sprache ist so dunkel wie die Rätsel der Morgenländer, und wenn sie anfangen, recht tiefsinnig zu demonstrieren, so sollte man glauben, sie zauberten." Um so nützlicher erwies sich die Tätigkeit volkstümlicher Vermittler der dunkeln Weisheit. Durch ihre Bemühung flossen die neuen Ansichten und Begriffe in Hunderten von Kanälen in die Breite des bürgerlichen Bildungslebens und bewirkten hier im Laufe der Jahrzehnte einen

langsamen Wandel der Ansichten über Gott und Welt, über Gesellschaft und Staat, und eine Veränderung der Sitten, Gebräuche und Einrichtungen im einzelmenschlichen wie im öffentlichen Leben.

Der erste, der diese Aufgabe in ihrer ganzen Bedeutung begriff, war Christian Thomasius (1655—1728). In Leipzig als Sohn eines Rechtsgelehrten geboren, hatte er selber Rechtswissenschaft, Philosophie und Mathematik studiert. So hatte er die Schriften der philosophischen und juristischen Aufklärung des 17. Jahrhunderts kennen gelernt und ihre Ideen sich zu eigen gemacht. Seinem starken Drange zu wirken und sich durchzusetzen entsprach nicht eine ebenso große Originalität des Denkens. Aber er besaß die Gabe wirkungsvoller Darstellung in Wort und Schrift. So hatte ihn die Natur selber zum Kämpfer und Journalisten großen Stiles bestimmt. Jahrelang hatte er zwischen den alten und den neuen Ansichten geschwankt. Dann war er mit fliegender Fahne ins Lager der Naturrechtslehrer übergegangen. Als er 1681 als Privatdozent in Leipzig Vorlesungen abzuhalten begann, erschreckte er durch die jugendliche Kühnheit, womit er die umstürzlerischen Ideen vortrug, seine derartiger Kühnheit nicht gewohnten Zuhörer so sehr, daß sie ihn verließen und er „sich mit seinem Grotius allein fand“. Eine zweijährige Unterbrechung seiner akademischen Tätigkeit gab ihm die Muße, seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu vertiefen und sich in der Kunst kluger Selbstbeherrschung auszubilden, so daß, als er seine Vorlesungen wieder aufnahm, er bald zu den beliebtesten Lehrern gehörte. In der Vorrede zu seinen „Institutiones jurisprudentiae divinae“, der „Anweisung zur göttlichen Rechtsgelehrsamkeit“ (1687) erzählt er, wie er selber von dem Glauben an die Autorität der Theologie zur wissenschaftlichen Kritik vorgedrungen sei: „Ich hatte mir vormals eingebildet, daß alles, was die Herren Theologi insgemein defendieren, lauter gute theologische Sachen seien, und daß sich ein ehrlicher Mann nach Möglichkeit inacht nehmen müsse, daß er von niemand ein Ketzer oder Neuerer gescholten werde; nachdem ich aber recht nachgedacht, wie die Theologie von der Philosophie verschieden, lernte ich daraus erkennen, daß gewöhnlich von den Theologen allerlei Dinge unnütz verteidigt werden, welche mit der Theologie nichts zu schaffen haben, sondern in die Sittenlehre oder Rechtsgelahrtheit gehören, und endlich, daß ein Neuerer noch lange kein Ketzer sei. Da nun das Judicium allsachte bei mir reif zu werden begunnte, merkte ich zugleich, daß ich mich an Gott versündigen würde, wenn ich mich noch länger von andern bei der Nase würde herumführen lassen; ich tat deshalb die Augen meines Gemütes zu, damit sie der Glanz menschlichen Ansehens nicht verblenden solle, und gedachte nicht mehr, was für ein großer vornehmer Mann es sei, der dieses oder jenes geschrieben, sondern überlegte mir die Beweistümer auf beiden Seiten und betrach-

9. Christian Thomasius, der Lehrer einer eleganten Weltbildung und Vorkämpfer gegen den Hexenaberglauben. Kupferstich von Peter Schenk.

tete, was dieser vorgab oder jener bestritt, und was der eine behauptete, der andere aber beantwortete."

Drei wichtige Grundsätze der Aufklärung sind damit ausgesprochen: 1. Die Pflicht eigenen Denkens auf Grund des göttlichen Geschenkes der Vernunft im Gegensatz zu der Forderung des Autoritätsglaubens. 2. Die Zurückweisung der Theologie in den ihr zustehenden Bereich religiös-kirchlicher Fragen. 3. Ihre Ersetzung durch die Philosophie in den Fragen allgemein methodischer und weltanschaulicher Art. Klar werden die Bezirke des weltlichen und des geistlichen Lebens und ihrer Ziele geschieden: ,,Das Licht der Natur (= die Vernunft) und das Licht der Offenbarung sind verschiedene Quellen; die Theologie ist aus der Schrift, die Philosophie aus der Vernunft abzuleiten. Der Zweck der Philosophie ist das irdische Wohlsein des Menschengeschlechtes; der Zweck der Theologie das himmlische."

Diese Erkenntnis bedeutete für Thomasius aber nun auch die Bestimmung seiner Lebensaufgabe. Sie lag auf der Seite des ,,irdischen Wohlseins". Für ihn als akademischen Lehrer galt es, Ernst zu machen mit der Erziehung der Jugend zur weltmännischen Bildung.

Im Wintersemester 1687/8 hielt er in Leipzig eine Vorlesung moralphilosophischer Art, der er das Handorakel des Spaniers Gracian zugrunde legte, eine jener praktischen Anweisungen zum Weltleben, wie sie die romanisch-katholische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Ein ungewöhnlicher Schritt an der lutherischen Universität. Und damit das Umstürzende dieser neuen Weltsittlichkeit sich dem Publikum auch äußerlich in seiner ganzen Bedeutung einhämmere, wagte er dazu eine zweite Ungewöhnlichkeit im damaligen deutschen Universitätsbetrieb: er hielt die Vorlesung in deutscher Sprache. In einem Programm, das er als Einführung in die Vorlesung seinen Studenten in die Hand gab, dem ,,Discours, welcher Gestalt man denen Franzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle", sprach er von der Notwendigkeit weltmännischer Bildung und von der Überlegenheit der Franzosen über die Deutschen in ihr: Die Franzosen sind ,,heutzutage die geschicktesten Leute und wissen allen Sachen ein recht Leben zu geben". Wenn ein Deutscher in Frankreich reist, so wird er, trotzdem er ,,propre gekleidet" ist und ,,perfekt parlieret", dennoch ,,gemeiniglich als ein einfältiges Schaf ausgelachet, dahingegen die Franzosen, so zu uns herausserkommen, durchgehends Liebe und Verwunderung an sich ziehen." Höflichkeit, Gewandtheit der Umgangsformen und Geschmack kann man von den Franzosen lernen. Ihre Gelehrten sind nicht schwerfällige Pedanten und Vielwisser, wie die der Deutschen, sondern sie sind durch die Logik geschult und können vernünftig räsonieren. Darin können sie die Lehrer der Deutschen sein. Klar wird das neue Bildungsideal bezeichnet. Es heißt: ,,un parfait homme sage oder ein vollkommener weiser Mann", den man in der Welt ,,zu klugen und richtigen Dingen brauchen kann." Bestimmter hätte die Richtung auf das Diesseitige nicht ausgesprochen werden können. Es ist nur folgerichtig, wenn Thomasius für den Unterricht in solch weltmännischer Bildung die Abschaffung des schwerfälligen Lateins und die Abhaltung der Hochschulvorlesungen in deutscher oder französischer Sprache fordert.

Mit diesen kühnen Forderungen stach er nun allerdings in ein Wespennest; denn die deutsche Gelehrsamkeit war noch lange nicht gesonnen, den Staub des Altertums von ihrer Perücke zu schütteln. Man machte Thomasius um seiner Ketzereien willen den Prozeß und erreichte 1690 das Verbot seiner Vorlesungen. Er siedelte nach Halle über. Die Maßregelung, die er erfahren, stachelte seine Leidenschaft aufs neue an. Schon 1688 hatte er den ,,Acta eruditorum", der schwerfälligen lateinischen Rezensiermaschine der damaligen Gelehrsamkeit, eine moderne Zeitschrift entgegengesetzt, die Monatsgespräche oder ,,Scherz- und ernsthafte,

vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen". Darin führte er den Kampf gegen Pedanterie, Schwerfälligkeit und Verbohrtheit mit satirischem Witz und dreister Beweglichkeit und in einem weltmännischen Ton, dessen gelegentliche Rückfälle in Roheit und Geschmacklosigkeit nur zeigen, wie schwer es damals auch für den freien und gebildeten Geist war, die Plumpheit ererbter Unbildung abzulegen.

Rastlos hat Thomasius auch in Halle, dessen Universität ihm ihren Ruhm mitverdankt, für die Aufklärung gewirkt. In seiner ,,Vernunftlehre" von 1691 kämpft er u. a. gegen Autoritätsglauben und Vorurteile. Dem brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. dankte er 1692 für das Asyl, das er ihm in Halle geboten, durch eine Abhandlung, in der er über Gedankenfreiheit sprach. Unter Hinweis auf die Freiheit, deren sich die wissenschaftliche Forschung in Holland erfreute, ruft er aus: ,,Es ist ungebundene Freiheit, ja die Freiheit ist es, die allem Geiste das rechte Leben gibet, und ohne welche der menschliche Verstand, er möge sonsten noch so viel Vorteil haben, als er wolle, gleichsam tot und entseelt zu sein scheint. Der Wille des Menschen oder vielmehr die von dem Willen dependierende äußerliche Bewegungskraft ist zwar anderen Menschen in bürgerlicher Gesellschaft unterworfen; aber der Verstand erkennet keinen Oberherrn als Gott."

10. Spottbild aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts auf den perückentragenden, altertümlich-schwerfälligen Gelehrten.

Von dieser Forderung der Geistesfreiheit und der Verherrlichung der Vernunft aus führte Thomasius seinen Kampf gegen den Aberglauben der Zeit.

Betrachtet man die Zeugnisse über das tägliche Leben der Menschen des 18. Jahrhunderts, so erscheint in ihnen das Volksgemüt von einem dichten Geflecht abergläubischer Vorstellungen und Gebräuche förmlich durchwachsen. Aberglauben heftet sich an die bürgerliche Zeitrechnung. In jedem Monat gibt es mindestens zwei Tage, die denen, welche an ihnen geboren sind oder eine wichtige Handlung unternehmen, Unglück bringen. Besondere Unglückstage sind der 13., 14. und 15. Mai. Andere Tage wieder bringen Glück; so ist, wer am Karfreitag drei geweihte Palmen verschenkt, das ganze Jahr durch von Fieber befreit. Jeder Wochentag hat seine besondere Bedeutung. Wer am Montag Morgen niest, hat die ganze Woche Glück. Am Donnerstag darf man nicht den Stall ausmisten, am Freitag nicht die Nägel schneiden. Zahlreich sind die abergläubischen Gebräuche bei Geburt, Heirat und Tod. Frauen können des Kindersegens teilhaftig werden, wenn sie z. B. das Wasser trinken, womit ein Kind getauft worden ist oder ein Stück ihres Brautschleiers als Altartüchlein schenken. Frauen, die an der Geburt gestorben

sind, können erst Ruhe finden im Grabe, wenn man ein Mangelholz in ihr Bett legt und die Kissen jeden Tag aufschüttelt. In der Andreasnacht (30. November) können die Mädchen erfahren, ob sie einen Mann bekommen und wie er aussieht. Sie haben dann, wie Johann Christian Männligen in seinen „Albertäten" erzählt, ein besonderes Gebetlein zu sprechen, „vermöge dessen sie . . . um einen Mann eifrig und inständig bitten, auch wenn sie sich ganz nackend dabei ausziehen, in denen abergläubischen Gedanken stehen, ob müßte ihnen des Nachts ihr Liebster erscheinen." Sehr verbreitet war die Auffassung, daß durch richtige Deutung der Träume die Zukunft erforscht werden könne; manche Frau des 18. Jahrhunderts hatte ständig ein Traumbuch auf ihrem Nachttisch liegen, das sie am Morgen zu Rate zog.

Das geheimnisvolle Reich der Alchemie und Zauberkunst hielt den Glauben an tückische oder wohltätige Naturkräfte und an Geister als deren Inbegriff oder Beherrscher unaufhörlich wach. Die Sucht, Gold zu machen und den Stein der Weisen zu finden, beherrscht noch durchaus das Denken des Jahrhunderts. In den „Wunderlichen Fata einiger Seefahrer" erzählt Schnabel, wie ein Mann sein ganzes Vermögen in alchemistischen Versuchen vergeudet, ja sich durch die giftigen Dämpfe, die er dabei einatmet, Gicht und Schwindsucht zuzieht. Sogar der doch im übrigen aufgeklärte Vater des Magisters Laukhard sucht durch alchemistische Versuche Gold zu machen. Er war durch einen Schwindler und Halunken, den man später in Schwaben aufhängte, in die Geheimnisse der schwarzen Kunst eingeweiht worden. Da fing er an zu laborieren, erzählt der Sohn, und las dabei die Bücher der beiden Helmont, Paracelsus und anderer Alchemisten und Theosophen. Jahrelang suchte er den Stein der Weisen und verschwendete dabei beträchtliche Summen.

Der Glaube an die magische Kraft von Tagen, toten Gegenständen, Handlungen und an die Existenz eines Lebenselixiers ist nur denkbar auf dem Grunde einer Weltanschauung, die sich das Geschehen in Natur und Menschenwelt als das Werk von Geistern oder durch sie beeinflußt oder beeinflußbar denkt. Der Protestantismus hatte aus der mittelalterlichen Welt die ganze Masse derber Teufels-, Geister-, Zauberer- und Hexenvorstellungen übernommen, und noch im 18. Jahrhundert ist das Gemüt des Volkes von ihnen erfüllt. Derselbe Magister Laukhard bezeugt für die zweite Hälfte des Jahrhunderts, daß man in der Pfalz an Teufel, Hexen, Gespenster, feurige Männer, Alpdrücken geglaubt habe (wie es ja das Volk an manchen Orten heute noch tut. „Jede Stadt, jedes Dorf hat seine öffentlichen Dorfgespenster, ohne die Hausgespenster. So geht z. B. in meinem Geburtsort das Muhkalb und der Schleppohr im Dorfe. Im Felde spukt der alte Schulz Hahn, item in der Adventszeit läßt sich ein feuriger Mann im Felde sehen." Christian Reuter erzählt von einer Prozedur, die ein Präzeptor unternommen, weil er das frühe Sprechen des Schelmuffsky nur durch die Annahme habe erklären können, daß das Kind vom Teufel besessen sei. Um diesen auszutreiben, habe er aus seiner Studierstube ein großes Buch geholt. „Er machte in die Stube einen großen Kreis mit Kreide, schrieb ein Haufen kauderwelsche Buchstaben hinein und machte hinter und vor sich ein Kreuz, trat hernachmals in den Kreis hinein und fing folgendes an zu reden:

„Hocus pocus Schwarz und Weiß,
Fahre stracks auf mein Geheiß
Schuri muri aus dem Knaben;
Weil's Herr Gerge (der Name des Präzeptors) so will haben."

Der Teufel- und Geisterglauben der oberen und unteren Kreise bot Schwindlern allerart ausgiebige Möglichkeit, im Trüben ihre Goldfische zu fangen. Wie einst der spätere Kaiser Josef I. als römischer König bei August dem Starken auf Besuch weilt, wird er nachts aus

dem Schlaf aufgeschreckt, hört Kettengerassel und sieht ein weißes Gespenst vor sich stehen, das ihm mit gräßlicher Stimme verkündet, es sei auf Gottes Befehl aus dem Fegefeuer zu ihm gekommen, um ihn vor August zu warnen. Der sächsische Kurfürst, der sofort eine Intrige der Pfaffen aus der Umgebung des Königs vermutet, wacht in der dritten Nacht, in der der Geist wieder zu kommen erklärt hat, bei dem Könige, und wirklich entpuppt sich das Gespenst als ein Priester, an dem nun der starke Kurfürst die Geltung seines Beiwortes erprobt, indem er ihn flugs zum Fenster hinauswirft.

Aber es fanden durch das ganze Jahrhundert hindurch die Geisterbeschwörer immer wieder Leute, die willens waren, sich von ihnen betrügen zu lassen, namentlich wenn Aussicht war, aus dem Munde des Geistes Aufschluß über verborgene Schätze oder sonstige Reichtümer zu gewinnen. Derartige Schwindler drängten sich in die höchsten Kreise ein. So versammelte sich 1773 im Palast des Prinzen Karl, eines Oheims des sächsischen Kurfürsten, eine Gesellschaft Wundersüchtiger: ein ehemaliger Leipziger Wirt namens Schrepfer hatte sich anheischig gemacht, den Geist des Chevalier de Saxe, des Sohnes von August dem Starken und der Gräfin Königsmark, zu zitieren. Wirklich erschien darauf auch, nachdem der Beschwörer, im Hemd und mit bloßen Füßen in dem magischen Kreise stehend, seine Künste begonnen, unter gewaltigem Gepolter der Fenster und Türen in einer dampfenden Feuerkugel das Gesicht des Geistes, setzte aber den Magier in solchen Schrecken, daß er alles tat, um ihn zur Rückkehr in die Unterwelt zu bewegen.

Die christliche Kirche nahm gegenüber dem Zauberglauben eine seltsam zwiespältige Haltung ein. Vorgezeichnet ist sie in der Begegnung des Apostels Philippus mit dem samaritanischen Zauberer Simon (Apostelgeschichte 8,9ff.). Philippus treibt böse Geister aus Besessenen aus und heilt Gichtbrüchige und Lahme. Die Wunder, die er tut, werden als Zeichen und Taten des Heiligen Geistes angestaunt. Simon dagegen, der ähnliche Wunder vollbringt, wird als Zauberer hingestellt, weil er „nicht rechtschaffen ist vor Gott", und weil seine Kräfte aus der Natur stammen. So wenig die Kirche selber der Wunder entbehren kann, wo sie der Förderung ihrer Lehre und ihrer Heilszwecke dienen, so eifrig verfolgt sie alle diejenigen, die im Besitze ungewöhnlicher Naturkräfte scheinen und von ihnen zu profanen Zwecken Gebrauch machen, ob diese nun nützlich oder schädlich seien. Denn die Natur gilt ihr als das Reich des Bösen, und diejenigen, die ihre Kräfte sich zu eigen gemacht, haben sich der Herrschaft des Teufels unterworfen. Die Faustsage der Volksbücher, in protestantischen Landen entstanden, enthält das Urteil der Kirche über Magier und Teufelsbündler: Faust kann sein übermenschliches Wissen und Können nur durch den Vertrag mit dem Teufel erwerben; er ist ihm denn auch verfallen und findet ein gräßliches Ende.

Das Zeitalter der Gegenreformation und der Orthodoxie, wie es mit dem ihm eigenen harten und pedantischen Rationalismus das Glaubensleben und die staatlichen Gebilde zu letzten starren und ausgeklügelten Formen und Formeln steigerte, hat auch den Zauberglauben der früheren Jahrhunderte zu einem eigentlichen theologisch-juristischen Begriffs- und Anklagesystem ausgearbeitet. Wie im religiösen Leben jede Abweichung vom kirchlichen Dogma als Ketzertum aufgegriffen und mit den Mitteln geistiger und weltlicher Gewalt geahndet wurde, so genügte im menschlichen Verkehr der Leute untereinander jeder ungewöhnliche Vorfall, großes Glück oder Unglück oder auch nur ein auffallendes körperliches Merkmal, wie rote Haare oder Triefaugen, außergewöhnliche Schönheit oder Häßlichkeit, Krankheit oder Leiden allerart, um im Volke die Meinung aufkommen zu lassen, daß die also Gezeichneten ihren Vorzug oder Nachteil mit Hilfe des Teufels oder anderer böser Geister bekommen hätten

11. Hexenzusammenkunft auf dem Blocksberg. Kupferstich aus dem Jahre 1620.

oder deren Opfer und Werkzeug geworden seien. Teufelaustreibungen schildern so ernsthafte Schriftsteller wie Moscherosch oder Grimmelshausen. Sogar außergewöhnliche Kenntnis der Naturkräfte genügte, um den Kundigen in den Verdacht der Zauberei zu bringen: in einer 1644 auf der lutherischen Universität Tübingen verteidigten Dissertation wird die Erforschung der Naturkräfte als eine einem Christenmenschen nicht geziemende Kenntnis verurteilt.

Vor allem die Frauen kamen in einem Zeitalter, dessen Gelehrte allen Ernstes die These: Mulier non homo, das Weib sei kein Mensch, erörterten, leicht in die Gefahr, als Hexen angesehen zu werden; glaubte man doch von vornherein, daß sie des Lichtes der Vernunft weniger teilhaftig und also der sinnlich-bösen Natur und ihren Geistern leichter zugänglich seien als die Herren der Schöpfung. So war man überall da, wo von einer Frau eine sinnlichere Wirkung ausging, gleich bereit, von einem Bündnis mit dem Teufel oder dem verbrecherischen Verkehr mit unsauberen Geistern zu sprechen: die Sage vom Hexenritt zu dem Sabbat auf dem Blocksberg ist der Sammelplatz all dieser abergläubischen Vorstellungen.

Hier griff die Kirche ein. Nachdem schon Papst Innozenz VIII. 1484 in der berüchtigten Hexenbulle der Vorstellung der Buhlerei mit dem Teufel die päpstliche Bestätigung gegeben, stellten die Dominikaner Heinrich Institoris und Jakob Sprenger als Inquisitoren in dem zuerst 1487 veröffentlichten „Hexenhammer" (Malleus maleficarum, er wurde bis 1669 nicht weniger als 28mal gedruckt) den Begriff der Hexe und die einzelnen Punkte des Hexenglaubens

spitzfindig und nicht ohne Wollust fest und lieferten so dem weltlichen Richter, dem später die Untersuchung und Bestrafung in den Hexenprozessen übertragen wurde, das Gesetzbuch, nach dem er zu urteilen hatte. In der schlimmsten Zeit, von 1575 bis 1700, soll so in den katholischen wie den protestantischen Gebieten etwa eine Million Opfer der Grausamkeit des Hexenwahnes anheimgefallen sein. Die törichtesten Vorwürfe genügten zur Anklage: Thomasius erzählt, ein Kind von acht Jahren sei vor das Hexengericht gestellt worden auf die Anklage des Dorfpfarrers hin, es könne Mäuse machen; es stellte sich dann heraus, daß es aus einem Taschentuche eine Maus gedreht hatte. Die alte Frau, die es die Kunst gelehrt, entging mit knapper Not der Folterung. Auf das Verbrechen der Hexerei stand seit 1572 der Feuertod: ,,Die Strafe des Feuertodes ist auf diejenigen aufzulegen, welche mit dem Teufel einen Pakt schließen, sollten sie auch niemandem geschadet, sondern nur teuflischen Zusammenkünften auf dem Blocksberge angewohnt oder irgend einen Verkehr mit dem Teufel gehabt haben" (Benedikt Carpzow, der lutherische Hexenrichter, in seiner Criminalpraktik von 1635).

CHRIST. THOMASII Kurtze Lehr-Sätze Von dem Laster Der Zauberey, Mit dessen eigenen Vertheidigung vermehret. Worbey Johann Kleins/ J.U.D. Pand.P.P. Rostoch. und des Mecklenb. Consist. Directoris. Juristische Untersuchung, Was von der Hexen Bekäntnüß zu halten, daß solche aus schändlichem Beyschlaff mit dem Teuffel Kinder gezeuget. Beydes aus dem Lateinischen ins Teutsche übersetzt. Franckfurth und Leipzig,

12. Titel von Thomasius' Hauptschrift gegen den Hexenglauben.

Auf welch unglaublich schwachen Beweisgründen die Anklage wegen Hexerei oft stand, zeigt ein Bericht von Thomasius. In einem großen Prozesse zu Ende des 17. Jahrhunderts gründete sie sich einzig auf die Aussage einiger minderjähriger Knaben, deren Zeugnis die geistlichen Beisitzer des Gerichtes als vollgültig betrachteten nach dem Wort des Psalms: ,,Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir eine Macht zugerichtet, daß du vertilgest den Feind." Schon waren viele der Angeklagten verbrannt, als einer der Knaben noch einen weiteren Mann nannte, der auf dem Teufelsschmause gewesen sei. Da habe einer der weltlichen Richter ihm einen halben Taler versprochen, wenn er gestehe, daß er geirrt, und einen anderen Schuldigen angebe. Als der Knabe sich leicht zu dieser neuen Anklage habe verleiten lassen, hätten auch die Theologen eingesehen, daß nicht der heilige Geist aus ihm spreche, und der Prozeß sei, wenn auch zu spät, eingestellt worden.

Gegen den Wahnsinn und die Grausamkeit dieser Anschauungen und Praktiken hatten schon humanistisch aufgeklärte Gelehrte wie Agrippa von Nettesheim im 16. Jahrhundert geeifert. Im 17. hatte u. a. der Jesuit Friedrich von Spee, der Dichter der ,,Trutznachtigall",

der selber vom Bischof von Würzburg zum Beichtvater eingeklagter Hexen ernannt worden war, auf Grund von Prozeßakten und persönlichen Erfahrungen in seiner 1631 anonym erschienenen ,,Cautio criminalis" (Peinliche Vorsicht beim Hexenprozeß) mit ergreifenden Worten vor den Hexenprozessen gewarnt. Er legte den feierlichen Schwur ab, daß er in keiner von allen Personen, die er wegen angeblicher Hexerei zum Scheiterhaufen hatte führen müssen, etwas habe finden können, was ihn überzeugt, daß sie mit Recht des Verbrechens der Zauberei bezichtigt worden seien. Aber diese Stimmen verhallten ohne Wirkung. Denn einerseits bekämpften sie vielfach nicht den Hexenglauben als solchen, sondern nur die Leichtsinnigkeit der Beschuldigung und die Grausamkeit des Gerichtsverfahrens; andererseits stand ihnen die gesamte Überzeugung des Zeitalters entgegen, das tief in Zauberwahn und Wunderglauben verstrickt war. Eine Wendung konnte erst, aus der Wandlung des ganzen Denkens, durch das Vordringen der Vernunftaufklärung erfolgen. Thomasius mit seiner stark agitatorischen Veranlagung unternahm den Angriff.

Er selber war zuerst vom Hexenglauben befangen gewesen. 1694 hatte er bei einem Hexenprozesse in Halle, bei dem er die Berichterstattung hatte, auf Folterung der Angeklagten angetragen. Erst als ihn seine aufgeklärteren Amtsgenossen von ihrer Unschuld überzeugten, fand auch er den Weg zu der neuen Auffassung. Und nun machte er ganze Wendung. In einem 1701 erschienenen Werke: ,,Theses de crimine magiae", dessen Übersetzung, durch einen seiner Schüler verfaßt, 1703 unter dem Titel: ,,Kurze Lehrsätze von dem Laster der Zauberei" herauskam, stellte er die ganze Frage auf den Boden der Aufklärung. Aber auch er gibt, und das ist charakteristisch für die Langsamkeit der Wandlung des Denkens, den Begriff der Magie an sich noch nicht preis. Er unterscheidet eine natürliche und eine künstliche, d. h. durch Kunstmittel bewirkte einerseits und eine teuflische Zauberei andererseits. Die beiden ersten Arten gelten als zulässig, die letzte als unzulässig. Aber die Frage ist, ob es überhaupt eine Magie auf Grund eines Bündnisses mit dem Teufel gebe. Thomasius verneint sie: ein Bündnis schließen kann nur, wer einen Leib hat; da der Teufel keinen Leib hat, so kann er kein Bündnis schließen und auch nicht Hexen zur Wollust mißbrauchen. Der Teufel — die neue Auffassung des Naturgesetzes meldet sich zum Wort — kann aber auch die Ordnung der Natur nicht aufheben; er kann also auch einen Menschen nicht durch die Luft führen und andere Wundertaten derart vollbringen. Endlich haben die Bündnisse mit dem Teufel niemals den geringsten Nutzen gebracht.

Thomasius traf bei Zeitgenossen willigeres Gehör als seine Vorgänger bei den ihrigen. Die protestantischen Gebiete gingen voran. Entscheidend war die Änderung des Gerichtsverfahrens. Hatte vorher jeder Gutsbesitzer als Gerichtsherr in Hexenprozessen entscheiden können, so überwies Friedrich Wilhelm I. 1714 alle Zauber- und Hexensachen einem besonderen Gerichte in Berlin und behielt sich die königliche Bestätigung des Urteils vor. Jetzt endlich standen die Hexen vor unvoreingenommenen Richtern. Die Folge war, daß nun auch die Anklagen wegen Hexerei verstummten. In Preußen fand der letzte Hexenprozeß 1728 statt. Die letzte Hexe wurde in Deutschland 1775 zu Kempten verbrannt; man warf ihr vor, daß sie in einer gemischten Ehe lebe und heimlich zum Protestantismus übergetreten sei! In der Schweiz fand die letzte Hinrichtung einer Hexe sogar erst 1782 in Glarus statt. Aber es dauerte noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts, bis der Begriff der Zauberei und Hexerei aus dem Strafgesetzbuch verschwand: in Österreich sind noch zu Beginn des letzten Jahrhunderts Hexen verurteilt worden. Aus dem Denken des Volkes ist der Hexenaberglaube auch in sogenannten aufgeklärten Gegenden bis heute noch nicht verschwunden.

Der Kampf, den Thomasius und andere gegen den Hexenglauben geführt haben, konnte die Zeitgenossen wie kaum eine andere Erscheinung von dem praktischen Werte der Aufklärung überzeugen. Gedanken der neuen vernünftigen Weltanschauung drangen seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts durch alle möglichen Kanäle in die breiten Schichten des Volkes, langsam von oben nach unten und aus der Mitte in die Peripherie durchsickernd. Die Wörter ,,Aufklärung", ,,aufgeklärt" wurden Wegweiser für alle die, die Anspruch auf Bildung erheben wollten, und man spürt es den Schriftstellern der Zeit an, wie sich ihre Brust hebt, wenn sie in irgendeinem Sinne von ,,unserem aufgeklärten Zeitalter" sprechen. Tieferblickende Geister verkannten freilich die Gefahren nicht, die in der weiten und raschen Verbreitung der Aufklärung lagen: Überheblichkeit des menschlichen Wissens und Könnens, Dünkelhaftigkeit des Urteils, Unglauben und sittliche Verwahrlosung. War der Ausdruck Freigeist ursprünglich in dem Munde der Strenggläubigen ein Tadel, so galt er bald auch in dem Urteil der wahrhaft Gebildeten nicht mehr als Lob. Der junge Lessing bereits hat in seinem Lustspiel ,,Der Freigeist" (1749) an dem Diener Johann gezeigt, wie aufgeschnappte Brocken aufgeklärter Bildung in subalternen Köpfen Oberflächlichkeit und Frechheit erzeugen und das Autoritätsverhältnis zwischen Herr und Diener untergraben. Wie sein Herr, der Freigeist, nach einer kecken Bemerkung des Dieners sagt: ,,Daß dich dieser oder jener — —", versetzt Johann: ,,Ha ha! Nach dem diesen und jenen wird nicht mehr gefragt. Ich weiß doch wohl, daß Sie den Teufel meinen, und daß keiner ist. Ich müßte wenig von Ihnen gelernt haben, wenn ich nicht der ganzen Hölle ein Schnippchen schlagen wollte." Worauf sein Herr: ,,Ich glaube, du spielst den Freigeist? Ein ehrlicher Mann möchte einen Ekel davor bekommen, wenn er sieht, daß es ein jeder Lumpenhund sein will." 25 Jahre später läßt Justus Möser eine Frau bei Anlaß der Kritik über die moralischen Romane der neuesten Mode bekennen: ,,Es geht uns damit, wie mit vielen anderen Dingen, woran die Vernunft den mehrsten Anteil nimmt. Diese wärmt das Herz wohl ein bißchen in dem Augenblicke, worin man ihr Gehör gibt; aber das geringste Lüftchen kühlt es auch wieder ab, und man genießt ihrer so nicht recht, wie es das Bedürfnis erfordert." Aber damals hatten bereits Hamann und Herder ihren Feldzug gegen den Rationalismus eröffnet.

13. Erinnerungsblatt an Thomasius' siegreichen Kampf gegen den Hexenglauben. Kupferstich von Daniel Chodowiecki.

Denn es erwies sich, daß das reine Vernunftbekenntnis im Sinne des Wolffschen Rationalismus eine Brille war, deren Schärfe das deutsche Wesen auf die Dauer nicht vertrug. Im Gegensatz zur französischen Literatur hat die deutsche eine wahrhaft große Dichtung aus den Tiefen des Volksgemütes erst hervorzubringen vermocht, nachdem der konsequente Rationalismus überwunden war. Aber zur Besiegung jenes reichlichen Restes Mittelalter, der in der Kultur

des Barock noch einmal die Herrschaft über das vorwärtsdrängende Leben errungen hatte, konnte kein anderer Weg beschritten werden als der der Vernunft. Sie hat dem Leben die notwendige Lockerung gebracht und damit neues, großartiges Wachstum ermöglicht. Eine andere Lebensform, ein neuer Stil ist so durch sie geschaffen worden, der sich im Laufe des Jahrhunderts in den Künsten und Handwerken, in Wissenschaft und Politik, in Gesellschaft und Sittlichkeit, in Fest und Alltag, da rascher und deutlicher, dort langsamer und unbestimmter, durchgesetzt hat.

Man hat damals, um 1700, das Gefühl gehabt, daß erst jetzt, dank dem Vernunfturteil, das Zeitalter des guten Geschmackes angebrochen sei. J. U. König, der kurfürstlich sächsische und königlich polnische Hofdichter und Zeremonienmeister, der es wissen mußte, hat diesen neuen Geschmack 1727 in einer gelehrten Abhandlung beschrieben. Er herrscht ,,fast über alle Handlungen des Menschen bis auf die geringsten Kleinigkeiten, von der ersten Kunst bis auf das letzte Handwerk. Er zeigt sich nicht weniger in der Arbeit des Schlossers, Tischers, Schusters oder Schneiders, als in der Kunst eines Perlenstickers, Tapetenwürkers, Tapeziers, Goldschmieds und Jubeliers. Er verrät sich aus unsern Moden, aus unserm Zeitvertreibe, Gange, Stellung, Handgebärden, Tanzen und andern Leibesübungen. Er erscheinet aus der Anordnung eines Festes, eines Balls, eines Schauspiels, eines Ringrennens, einer Schlittenfahrt und andern öffentlichen Lustbarkeiten. Man entdecket ihn aus der Anlegung eines Gartens, aus der Bauart eines Hauses, aus der Einrichtung eines Büchersaals, aus dem Aufputz eines Zimmers, aus der Anordnung einer Tafel, aus der Anstellung einer Gasterei, aus der Wahl unsrer Bücher, Pferde, Hunde, Kutschen, Waffen, Hausrat, Schildereien und andern Zieraten. Man erblickt ihn in der Angebung einer Liberei für die Bedienten, aus der Erwählung eines Bandes, einer Art Spitzen, einer Farbe eines Tuchs oder eines andern Stoffs zur Kleidung, ja aus der Art sich zu kleiden selbst. Kurz, er erstreckt sich bis auf die Eitelkeiten, und sogar bis auf die Wollust und Üppigkeit.“

Aber auch hier wieder ist zu betonen: unter dieser scheinbaren und äußerlichen Einheit des Lebensstiles birgt sich eine gewaltige Spannung gegensätzlicher Mächte. Aufklärung ist nicht die Ruhe eines festen und einmaligen Zustandes, sondern Vorwärtsbewegung aus alten zu neuen Formen, und der Stil, durch den sich ihr Lebensgefühl ausspricht, ist ebenfalls Wandel, nicht nur Gleichbleibendes. Am Anfang des Jahrhunderts sieht man deutlich noch die Formen des Barock in der Herrschaft des Absolutismus, in höfischem Prunk, in Galanterie und Mode die Menschen bestimmen. In der Mitte des Jahrhunderts ist es der mächtigen Bildungsbewegung, die aus den Tiefen des protestantischen Bürgertums langsam aufgestiegen ist, gelungen, das Antlitz der Zeit zu bestimmen und das bis dahin so schwerfällige und starre Leben zu lockern und zu lösen, so daß nun an die Stelle der französierenden Hofkultur eine tüchtige und schlichte, dabei geistig wertvolle deutsche Bildung tritt, die mehr und mehr die Zeit beherrscht, und der Boden wird, aus dem um die Jahrhundertwende die großen Taten in Dichtung, Philosophie und Wissenschaft emportreiben.

DAS SEELENLEBEN UND DIE SITTLICHKEIT

In den Moderomanen des Barock erscheint uns Heutigen der Mensch als eine Maschine. Er spricht von Absichten, Plänen, Wünschen. Er bewegt seine Gedanken und Glieder, um zu seinen Zwecken zu kommen: dem Besitz der Geliebten, dem Sieg über die Feinde, der Macht eines fürstlichen Thrones. Er spricht leidenschaftliche Worte und vollbringt kühne Taten. Aber alles gleichsam aus einem fremden Willen heraus, von außen in Bewegung gesetzt, nicht durch die Kräfte der eigenen Seele getrieben, sondern durch Konventionen der Gesellschaft, der politischen Macht, der Kirche, der literarischen Überlieferung. Daraus erklärt sich das Fremde, Kalte, das uns aus dem Leben dieses Menschen anweht. Weil es ihm an einer individuellen Seele gebricht, so weiß er dem Fremden, das ihm entgegentritt, auch keinen eigenen Wert entgegenzusetzen. Wenn er als Handelnder erscheint, so ist er das Bächlein, das sich durch ein Gewirr von Felsblöcken hindurchwinden muß, auf Zeit oder für immer in verborgenen Klüften versinkt. Hundert mächtige Willen durchkreuzen den seinigen. Unübersteigliche Hindernisse, Tücke der Menschen und Fügungen des Schicksals, türmen sich vor ihm auf, und ihm bleibt nichts übrig, als in all diesen fremden Gewalten einen göttlichen oder teuflischen Willen anzuerkennen und sich ihm demutsvoll oder trotzig zu beugen, im besten Falle getröstet durch die Hoffnung, für die Leiden der Erde durch die himmlische Seligkeit entschädigt zu werden. Dieser Mangel an eigenem Seelengehalt und infolge dessen eigenem Willen, bei aller gigantischen Machtgebärde, bestärkt uns in der Ansicht von einer ungeheuren Schwere, die das Leben der Barockmenschen belastet; sie selber waren von ihr innerlich überzeugt. Je nach ihrer kirchlichen Zugehörigkeit herrscht sie über sie als der Gewissenszwang der katholischen Kirche, als das lutherische Dogma von der Verworfenheit des sündhaften Menschen vor Gott oder als die calvinische Idee von der Vorausbestimmung des menschlichen Schicksals. Alle drei Vorstellungen lähmen den Willen, zerstören seinen individuellen Kern, weil sein Streben von vornherein als schlecht gilt gegenüber den allmächtigen Fügungen Gottes, und stellen das Innerste des Menschen in seinen ersten zartesten Regungen unter eine fremde Gewalt.

Auf die künstliche Verklammtheit dieser seelischen Lebensform hat der Gedanke der autonomen Vernunft lösend gewirkt. Man kann sich die Tragweite dieser Entdeckung oder vielmehr ihrer Verkündigung als eines allgemeinen Zeitbesitzes nicht groß genug vorstellen. Sie übertrifft in ihrer geschichtlichen Wirkung geradezu die Bedeutung der Reformation. Denn während diese nur an die Stelle einer alten und erstarrten Gestalt eine neue, rasch genug wieder erstarrende, an die Stelle der katholischen Kirche die protestantische setzte, löste die Vernunftidee feste soziologische Gebilde selber auf und offenbarte die Kraft, die alle geschichtlichen Gestalten aus sich hervorbringt: den schaffenden Geist. Nichts anderes ist der Sinn von Leibnizens Vorstellung der Monaden als der in der Welt wirkenden Gotteskräfte. Wie er damit die vordem als toter Mechanismus betrachtete Natur durch Beseelung belebt hat, so hat der Vernunftgedanke der Aufklärung allgemein dem Menschen seine Seele erschlossen als eine ihren Lebenswert und ihre Selbständigkeit in sich selber tragende, und sie so losgelöst von der Bindung an das übermenschliche Reich des göttlichen Jenseits. Erst jetzt hat, grundsätzlich und allgemein, das menschliche Einzelleben ein sichtbares Ziel erhalten, das es mit all seinen Kräften zu erreichen strebt. Erst dadurch ist Bewegung, Fluß, Dynamik, nicht als zufällige, von außen erzwungene, sondern als gesetzmäßige und innere Form in das Einzelleben der Zeit gekommen.

Sammlung
satirischer
Schriften.

Vierter und letzter Theil.

NEC. LVSISSE. PVDET. SED. NON.
INCIDERE. LVDVM.

Mit allergnädigsten Privilegien.

Leipzig,
Im Verlage Johann Gottfried Dycks, 1755.

14. Titel der Erstausgabe von Rabeners Satiren.

In Leibnizens Weltanschauung vollzieht sich der Lebensprozeß in der Wechselwirkung des Strebens des Einzelwesens und der prästabilierten Harmonie, durch die die göttliche Vernunft die Sonderstrebigkeit der Monaden zur sinnvollen Ordnung zusammenschließt. Betrachtet man die Wirkung der Aufklärung auf das seelisch-sittliche Leben der Deutschen um 1700, so macht sich in ihr der individualistische Zug der Verselbständigung der Vernunft zunächst stärker geltend als das Gesetz der Ordnung. Die Aufklärung ist zuerst auflösend und zersetzend gewesen. Erst später wirkt der Ordnungsbegriff als das Neue, Bindende und Verpflichtende. Das deutsche Leben, vor allem der höheren Gesellschaft der Zeit, erscheint als ein Tummelplatz schrankenlosen Genusses, sittlicher Roheit und ungehemmter Triebe. Daß diese Entartung sich äußerlich in das Gewand weltmännischer Bildung kleidet, macht sie um so abstoßender und gemeiner. Die Person Ludwigs XIV. steigt als Sinnbild auf, der äußerlich durch den gold- und purpurstrotzenden Prunk seiner Kleider und den getürmten Bau seiner Perücke imponiert, den Besucher aber, der sich dem Roi soleil nähert, durch den übeln Geruch seines Körpers abstößt.

Forscht man nach den geschichtlichen Ursachen dieser Lebensform, so darf man jedenfalls für die sittliche Entartung nicht die zersetzende Wirkung des Dreißigjährigen Krieges verantwortlich machen; denn sie tritt in ihrer größten Entfaltung erst ein halbes Jahrhundert nach dem Kriege auf. Wohl wissen die Berichte aus der Kriegs- und Nachkriegszeit von sinnlichen Ausschreitungen und Grausamkeiten zu erzählen; aber es sind Taten einzelner, von den Zeitgenossen verurteilt, durch die aufpeitschende und abstumpfende Wirkung des Krieges hervorgebracht, aus Verzweiflung oder Übermut geboren; sie sind nicht Zeugnisse einer allgemeinen, von der Gesellschaft gebilligten Lebensweise, nicht ausdrückliche Pflege der Genußsucht und der Roheit. Die Ursachen für jene Verrohung um 1700 müssen vielmehr in der weltanschaulichen Wandlung des Volksgemütes gesucht werden.

In erster Linie ist dafür der optimistisch-euphorische Zug der Aufklärung verantwortlich. In Rabeners Satiren ist ein hübscher Beweis des lockernden Einflusses der Philosophie auf das sittliche Leben: „Wir fangen nunmehro an, diejenigen glückseligen Zeiten zu erleben, in welchen wir durch mehr als ein gedrucktes Zeugnis den Vorwurf unsrer eifersüchtigen Nachbarn zu Schanden machen können, welche glauben, daß wir Deutschen zu wenig Witz und zu viel Ernsthaftigkeit besitzen. Unsre muntern Jünglinge brechen uns die Bahn. Voll edler Ver-

wegenheit unternehmen sie Beweise der schwersten und ernsthaftesten Materien aus der Metaphysik und dennoch alles mit einer spaßhaften Miene und mit einer sehr merkwürdigen Lebhaftigkeit. Wenn sie von den ewigen Wahrheiten der besten Welt zu reden versprechen, so werden sie uns mit lachendem Munde erzählen, daß die Augen ihrer Charis reizend und ihr Mund so bezaubernd sei, daß sie von ihrer besten Welt erst alsdann recht überführt werden konnten, wenn sie diesen Mund küssen durften." Das erste Wesen aller Dinge legte mit weiser Vorsicht die Kräfte in den Menschen, die Mittel zu wählen, welche zur Beförderung seiner Glückseligkeit dienlich sind, und dasjenige zu meiden, was ihm an Erlangung derselben hinderlich sein konnte. ,,So prächtig klingt ihr Satz. Fragt man nach dem Beweise?" Der Beweis folgt unmittelbar nach. ,,Ich wähle die Cloe, weil ich bei ihrer Liebe der glücklichste bin."

Im kirchlichen Leben drang die Auffassung, daß das menschliche Dasein nach dem Glücksziele zu werten und einzurichten sei, lange vor dem eigentlichen Siege des Rationalismus, schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts, durch. Im Katholizismus setzte damals bei Hoch und Niedrig jene Läßlichkeit der Lebensführung ein, die, bei äußerlicher Beobachtung der kirchlichen Vorschriften, die Freuden der Welt als erlaubten Genuß betrachtete. Die protestantische Welt ging einen ähnlichen Weg. Hatte Luther betont, daß Frömmigkeit, die nur auf Glückseligkeit ausgehe, eine verfeinerte Selbstsucht sei, und daß darin die christliche Frömmigkeit sich von der heidnischen unterscheide, daß diese vom Glückstreben, jene vom Pflichtgedanken beherrscht sei, so war die Orthodoxie unter dem Einfluß des mächtig nach weltlichem Behagen und Genuß drängenden Lebenshungers des Barockmenschen von dieser Auffassung zurückgewichen und hatte erneut das Glückseligkeitsbedürfnis als wichtiges Glied in die Analyse der christlichen Heilsbegriffe hineingezogen. Der Einfluß des Calvinismus trat hinzu, der das Schaffen in der Welt, die Hingabe an das irdische Dasein als Tätigkeit im Dienste Gottes auffaßte. Wohl wirkten in dem Lehrsystem der katholischen wie der protestantischen Kirche diesem Streben nach weltlichem Wohlbehagen sittlich-religiöse Lehren und Pflichten einschränkend entgegen. Aber indem diese als das Alte, jenes als das Neue, ins Leben Drängende empfunden wurde, neigte sich der Sieg mehr und mehr auf die Seite der Weltlust. Die lösende Idee der Aufklärung hat vor allem deswegen die Zeitgenossen erobert, weil der Boden bereits durch die Entwicklung des kirchlichen Lebens für sie vorbereitet war.

Nun verkündigte der Optimismus der Aufklärung geradezu als Bestimmung des Menschen das Glücklichsein auf Erden. Aus allen Werken der Zeit ertönt diese angenehme Kunde, und die Menschen bestreben sich, darnach ihr Leben zu gestalten. Schon der Reiseverkehr, vor allem die Bildungsreisen deutscher Fürstensöhne, Adeliger, wohlhabender Bürgerssöhne nach Frankreich, Italien, Holland, England, lehrte eine freiere Form des Daseins kennen, wie es in Frankreich und Italien das anders geartete Temperament der romanischen Völker, in Holland und England der mächtig in das Land strömende Reichtum bedingte. Da die Reisenden von den fremden Lebensformen nur die äußere Erscheinung, nicht die innere psychologisch-soziale Struktur übernahmen und jene als Nachahmer zugleich übertrieben, so steigerte sich bei ihnen die Befreiung der Sinnlichkeit gern zur Hemmungslosigkeit und Roheit eines reinen Trieblebens.

Die Werke von Christian Reuter geben ein drastisches Bild der unglaublichen Gemeinheit, wie sie um 1700 in weiten Kreisen Deutschlands herrschte. Reuter wohnte als Student in Leipzig in dem Gasthofe zum roten Löwen, der damals von einer Witwe Müller und ihren Kindern, wohlhabenden, aber, wie es scheint, ungebildeten und hochmütigen Leuten, geführt wurde. Als Reuter seine Miete nicht bezahlen konnte, wurde er auf die Straße gestellt. Er rächte sich an der Familie Müller durch zwei Pasquille in Komödienform: ,,Die ehrliche Frau"

und „Der ehrlichen Frau Schlampampe Krankheit und Tod“ (1695/6), in denen er die Verhältnisse der Familie Müller ziemlich wahrheitsgetreu an den Pranger stellte. Die Mutter Müller, „Frau Schlampampe“, wird von ihren zwei Töchtern in aller Form tribuliert. Einmal verlangen sie von ihr, daß sie ihnen neue Kleider machen lasse; als sie es abschlägt, sagt die eine:

Clarille: Frau Mutter, so hole mich flugs der Henker, wo Sie uns keine machen läßt, wenn ich ihr's nicht gedenken will.

Schlampampe: Du Rabenaas du, halt's Maul, du hörst ja, daß ich itzo kein Geld habe.

Clarille: Ei, so wollt' ich, daß flugs der Donner drein schlüge, wenn Sie uns keine will machen lassen.

Schlampampe (zu den Zuschauern): Da denke nur ein Mensche, ein Kind seine Mutter den Donner am Hals zu wündschen. (Zu Clarillen) O du Rabenaas, gehe mir geschwinde vor meinen Augen weg.

Clarille: Ja freilich, wenn Sie es sagt?

Schlampampe: Warte du nur, du Hund, du sollst mir den Fluch nicht umsonst getan haben.

Charlotte: Frau Mutter, es ist auch wahr, man bekömmt in Güte auch niemals nichts von ihr.

Schlampampe: O ihr Hunde! Der Himmel wird euch noch straffen, daß ihr werdet zuletzt müssen betteln gehen.

Charlotte: Frau Mutter, wenn Sie anfängt: so ist Sie auch manchmal wie ein Narr.

Schlampampe: Man denke doch nur, die Mutter einen Narren zu heißen!

Clarille: Es ist auch wahr, Frau Mutter, warum redet Sie solch albern Zeug.

Schlampampe: O du Rabet-Nickel, dich werden noch die Läuse fressen.“

Ein andermal bekommt eine der Töchter von einem Liebhaber eine Flasche Wein. Da reißt ihr die Mutter die Flasche vom Maule und sagt: „O du Hund, söffst wohl einen Zober voll aus.“

Gegen eine derartige Zersetzung des sittlichen Lebens, der die Kirche nicht mehr zu wehren vermochte, mußten aus der geistigen Bewegung der Aufklärung neue moralische Normen und neue Ideale sittlicher Weltbildung geschaffen werden. Als ein derartiges Ideal treffen wir um 1700 die Galanterie an. In Frankreich entstanden (von altfranzösisch galer, lustig sein, Feste feiern), wird das Wort galant schon früh, nach dem französischen Sprachgebrauch auch im deutschen, auf den Kreis des Liebeslebens eingeengt und zur Bezeichnung des Liebhabers (des „Galans“) und seiner Künste bei der legitimen oder illegitimen Werbung um eine Dame verwendet. Im Hotel der Catherine de Vivonne, der Gattin des Marquis de Rambouillet, wo sich die durch Geburt und Geist ausgezeichnete Pariser Gesellschaft traf, hat sich der Begriff Galanterie in der Zeit, da in Deutschland der Dreißigjährige Krieg wütete, zur Bezeichnung des feinen Umgangstones in Sitte, Kleidung und Unterhaltung ausgebildet, wobei der erotische Ton, durch den gesellschaftlichen Anstand verfeinert, stets mitklang. Der

Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschafft Der Privat-Personen/ Welche Die allgemeinen Regeln/ die bey der Mode, den Titulaturen/dem Range/ den Complimens, den Geberden, und bey Höfen überhaupt, als auch bey den geistl. Handlungen/ in der Conversation, bey der Correspondenz, bey Visiten, Assembleen, Spielen, Umgang mit Dames, Gastereyen, Divertissemens, Ausmeublirung der Zimmer, Kleidung, Equipage, u. s. w. Insonderheit dem Wohlstand nach von einem jungen Teutschen Cavalier in Obacht zu nehmen/ vorträgt, Einige Fehler entdecket und verbessert, und sie hin und wieder mit einigen moralischen und historischen Anmerckungen begleitet, abgefast von Julio Bernhard von Rohr. Zweyte vermehrte Edition.

Berlin, bey Johann Andreas Rüdiger, 1730.

15. Titel eines Regelbuchs für „galante“ Umgangsformen.

Ausdruck wird von hier aus zum Lieblingsschlagwort der Zeit, mit dessen Inhalt man alles bezeichnet, was fein, modisch, höflich ist und was man besitzen muß, um in die höhere Gesellschaft Eingang zu finden. Das Organ dieser Kreise ist der Mercure galant, eine Monatsschrift, die bis gegen den Schluß des 17. Jahrhunderts erschien.

Erst ein Menschenalter später, als man sich von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges zu erholen begann, ist die Galanterie in diesem Sinne nach Deutschland gedrungen. Thomasius empfiehlt in dem ,,Discours von Nachahmung der Franzosen" seinen Hörern, den Franzosen auch in der Galanterie, d. h. der Höflichkeit, nachzuahmen. Er beschreibt sie als die Kunst, ,,daß man seine Lebensart nach dem guten Gebrauch der vernünftigen Welt richte, daß man niemals einige Grob- und Unhöflichkeit erweise, daß man denen Leuten niemals dasjenige unter Augen sage, was man sich selbst nicht wollte gesagt haben; daß man in Gesellschaft das große Maul nicht allein habe . . . daß man bei den Frauenzimmer nicht ohne Rede sitze, als wenn man die Sprache verloren hätte oder das Frauenzimmer nicht eines Wortes würdig achte."

16. Das überraschte Liebespaar. Kupferstich von J. E. Nilson.

Das war, wie man sieht, ein äußerliches Anstandsideal, das nicht verhinderte, daß sich Roheit der Gesinnung und Gemeinheit des Handelns unter dem glänzenden Firnis verbarg. Erdmann Neumeisters, von Friedrich Hunold herausgegebene Poetik, die ,,Allerneueste Art, zur reinen und galanten Poesie zu gelangen" (1717), zeigt in Ton und Inhalt, mit welcher Roheit sich das höfische Bildungsideal der Galanterie verbinden konnte. ,,Mir ist eine gewisse Person bekannt", erzählt der Verfasser einmal, ,,welche alle ihre Verse, mit Respekt zu melden, aussch . . . Denn wenn er sich nicht bei dem geheimen Bürgermeister befindet, wo man mit niedergelassenen Beinkleidern Audienz haben muß, so ist's ihm nicht möglich, etwas auszusinnen. Zwar ob gleich der Ausfall garstig, so sind dennoch die Einfälle recht gut und stinken nicht." Die deutschen Sittenprediger der Zeit haben denn auch nicht verfehlt, auf den Widerspruch zwischen der äußeren Fassade und der inneren Roheit bei dem Begriffe Galanterie hinzuweisen, und damit den Bildungswert dieses Gesellschaftsideals bedenklich entkräftet. So sagt Christof Woltereck in seinen Holsteinischen Musen (1712):

,,So macht es die galante Welt:
Mit den Lippen freundlich scherzen,
Wenn die Untreu in dem Herzen
Schon vergnügte Tafel hält."

17. Schneider bei der Anprobe. Kupferstich von B. Picart. Das Blatt ist ein Zeugnis für die Einführung französischer Modekupfer nach Deutschland. Als Verlagsort ist in der Unterschrift „Augsburg" genannt.

Und der Jesuit Callenbach stimmt ihm zu:

> ,,Wer nicht galant, ist contreband,
> Der sich nicht weiß zu schicken;
> Den Mund auftu, das Herz schließ zu,
> Nichts Redlichs laß da blicken."

In Wirklichkeit ist auch dieses französische Ideal gesellschaftlicher Sitte weder ein Weg zu bürgerlicher Tüchtigkeit und Bildung noch ein Schutz gegen sittliche Haltlosigkeit und Roheit. Im Gegenteil, gerade die Verbindung der Galanterie mit dem Frauendienst mußte sie zum bloßen höfischen Kleid für den Kavalier und Frauenjäger machen. Baron Pöllnitz erzählt, daß an den zahlreichen Liebesabenteuern, die der Polenkönig August der Starke schon als Prinz hatte, das Herz bei weitem nicht so viel Anteil gehabt habe ,,als ein galantes Genie, das ihn nirgends in schläfriger Ruhe ließ". Gewiß entbehrt Augusts Galanterie nicht einer gewissen Großmut: er zwingt ein Weib nicht gewaltsam zur Liebe, wenn sie nicht auch ihrerseits ihm ihre Neigung schenkt. So beschützt er in Siena einmal eine junge Schöne, die ihre Mutter ihm verkuppeln will, gegen die Kupplerin, wie er merkt, daß sie einen andern liebt, und ermöglicht ihr die Heirat mit diesem durch eine Rente von 1000 Talern. Aber Treue darf man von ihm nicht erwarten. ,,Das freie Herz des Prinzen fiel von einer Schönen auf die andere, und nichts konnte ihn beständig machen." Das Leben des Fürsten ist denn auch eine einzige Kette von Liebesabenteuern, die in ihrem Ziele, dem Sinnengenusse, sich alle gleichen und sich nur unterscheiden in den Persönlichkeiten der Opfer und den oft unter den unglaublichsten Umständen, mit List, Gewalt und Geld gebahnten Wegen zum Genuß. Die Romanliteratur der Zeit hat sich, bei dem Mangel an wirklich wertvollen Stoffen, die Gestalt des galanten Abenteurers und Genußritters nicht entgehen lassen. August Bohse (Talander) eröffnete die Reihe mit seinem 1685 erschienenen Roman ,,Liebescabinett der Damen". Christian Hunold (Menantes) gab 1700 seine ,,Verliebte und galante Welt" heraus. Die bekannteste Erzählung dieser Art ist J. G. Schnabels ,,Im Irrgarten der Liebe herumtaumelnder Cavalier oder Reise und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen von Adel" (1738), die geschickt komponierte Geschichte einer Reihe von bald derb sinnlichen, bald raffinierten Liebesabenteuern, in die ein Edelmann in Italien und Deutschland verflochten wird.

Noch 1744, als bereits der Anbruch einer neuen Zeit sich ankündigte, hat der Satiriker Zachariä in seinem Studentengedicht ,,Der Renommist" das Wesen dieser äußerlichen Gesellschaftsbildung als der notwendigen Helferin in Liebesabenteuern mit mythologisierender Ironie geschildert:

18. Fürst Johann Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt beim Frühstück im Hause des Malers Joh. Chr. Morgenstern. Gemälde von Joh. Chr. Morgenstern.

„Da wo Versailles sich mit stolzem Haupt erhebet,
Und wo die Kunst die Flur trotz der Natur belebet;
Wo der Galanterie so mancher Sieg gelingt,
Wo mancher Staatsmann lügt und mancher Marquis singt;
Liegt ein verschonter Wald von Zeit und Sturm und Winden,
Den Seladons nur sehn und Clelien nur finden.
Hier hat bei einem Volk, das nie beständig ist,
Das Schwür' im Friedensschluß wie in der Eh' vergißt
Und voller Mitleid nur auf deutsche Treue schauet,
Sich die Galanterie ein prächtig Schloß erbauet.
Ein Mädchen, schön und wild, steht an dem stolzen Tor;
Die volle Brust ist bloß, den Leib umhüllt nur Flor,
Der mehr verrät als deckt; Verführung heißt die Dame,
Doch bei Franzosen ist nur Artigkeit ihr Name.
Verstellung trägt allhier der edlen Treue Kleid,
Und um sie her steht List und falsche Zärtlichkeit.
Auf einem stolzen Thron, von Samt und Gold beschweret,
Sitzt die Galanterie, die man hier bückend ehret."

Die Galanterie ist weniger der Zügel der Sinnlichkeit als vielmehr das höfische Gewand von Vergnügungssucht und Lebensfreude. Man gewahrt die Wandlung der Menschen unter

19. Königin Sophie Dorothea von Preußen, die Mutter Friedrichs des Großen. Gemälde von Antoine Pesne.

20. Prinzessin Amalie von Preußen, Schwester Friedrichs des Großen. Gemälde von Antoine Pesne.

dem Einfluß der eudämonistischen Lebensanschauung schon in dem Äußern. Während die Gesichter auf den Porträten des Barocks oft einen zerquälten Ausdruck tragen, sind sie nun gleichsam unter der lösenden Wärme der Glückseligkeitslehre wie Teig im Ofen aufgegangen. In die Züge der Frauen kommt etwas Lächelndes und Verheißendes, das mit graziöser Lockung wirkt bei den jungen — etwa auf dem Bilde der Prinzessin Amalie von Preußen von Pesne —, mütterlich gütig oder selbstbewußt bei den älteren — etwa auf dem Porträt der Königin Sophie Dorothea von Preußen. Die Augen bekommen etwas Strahlendes. Die Haltung wird freier und, je nach Temperament und Alter, mehr oder weniger kokett. Bei den Männern prägt sich Selbstbewußtsein und Lebenssattheit in Zügen und Haltung aus. Die Gesichter sind rund und voll, mit Doppelkinn und feisten Wangen. Lebensfreude sitzt auf den prallen Lippen und glänzt aus dem Karmin von Backen und Nase. Wo der Leib dargestellt ist, zeigt er breite Massigkeit bis zum kräftig gewölbten Bauch. Die Hand stützt sich gern auf einen Feldherrnstab, auf Degen, Buch oder Schriftrolle, je nach Beruf und Stand. Sogar Gelehrte wie Gottsched und Soldaten wie der preußische Feldmarschall Graf Borck bezeugen durch ihr Äußeres die Zugehörigkeit zu der läßlichen und angenehmen Lebensauffassung der Zeit. Den protestantischen Theologen Hieronymus Gundling, einen jüngeren Freund von Thomasius, schildert sein Schüler Michael von Loën so: „Ihm lacht die Freude, der Verstand und ein jovialisches Wesen aus den Augen ... Er ist gesetzt und dick von Leibe, hat eine frische Farbe, ein sehr fleischiges Gesicht mit roten Hängebacken und einem doppelten Kinn.“

Aber auch Stil und Inhalt der Werke der bildenden Kunst verkünden die Lockerung der strengen Sittenzucht des 17. Jahrhunderts. In Gemälden und Stichen werden die Darstellungen

21. Bildnis des Grafen Moritz von Sachsen. Von einem unbekannten Künstler.

22. Bildnis eines Grafen Schwerin. Gemälde von M. A. La Tour.

pikanter Liebesszenen beliebt und aufreizende Entblößungen gewagt. In der Außen- und Innenarchitektur meidet man die strenge Linie und bevorzugt das Ungebärdig-Schweifende, das trunken sich Windende und selbstbewußt Gebauchte, oder man franst die Ränder und Enden der Zierleisten aus, so daß sie ihren Inhalt sozusagen in die Außenwelt auszugießen scheinen, wie zu gleicher Zeit die entblößten Busen aus den leichten Geweben quellen. Jede Linie und jede Gebärde verkünden Lebensfreude, Aufgeschlossenheit, Freiheitsdrang, neuerwachtes Bewußtsein der Würde der vernunftgeklärten und sicher genießenden Persönlichkeit. Aber sie verkünden es nicht als eine Selbstverständlichkeit und als naive Natur; sie geben durch das Überbetonte der gelockerten Haltung zu verstehen, daß im Hintergrund noch stets die Fessel lauert, oder daß man sie wenigstens lauern fühlt. Oder man spürt, wenn die Farben gar so schwimmend und silbern werden, wie man irgendein Ende der ganzen Herrlichkeit leise bangend besorgt.

Auch die Dichtung verkündet die Auflockerung des Lebens und das Recht zum Vergnügen. Hans Assmann von Abschatz gibt um 1700 etwa den Ton an:

„Das Leben verschwindet
In Trauern und Leid,
Die flüchtige Wonne
Stirbt, eh' sie die Sonne
Zu Grabe begleit.
Das Böse sich findet,
Das Gute kommt weit,
Das Leben verschwindet
In Trauern und Leid.

Lacht, spielet und singet,
Schwätzt, tanzet und klinget,
Die Blüte geht hin.
Dies was ihr empfunden
In lustigen Stunden,
Ist euer Gewinn."

Darf man die lockeren Schöpfungen der bildenden Kunst und die Aufforderungen der

Dichter zur Freude und ihre Ausmalungen sinnlicher Vergnügungen als Spiegel des wirklichen Lebens des damaligen deutschen Volkes in allen Ständen auffassen und dieses dem französischen der Rokoko- und der Nachrokokozeit gleichstellen? Hört man die Schilderungen eines Abraham a Sancta Clara und anderer Bußprediger der Zeit, so scheint freilich die schlimmste Sittenlosigkeit geherrscht zu haben. In „Gehab dich wohl" fällt Abraham folgendes Urteil über seine Zeitgenossen: „Wann ist wohl jemalens eine solche Sünd- und Lasterflut eingebrochen als bei dieser unser Weltzeit? Da die wahre Gottesfurcht von vielen vor eine Torheit und Phantasei gehalten und das Recht von der Gewalt unterdruckt wird oder dem Gold und Silber sklavet? Die Herrisch- und Regiersucht, Geiz und Tyrannei überschrenket alles Ziel. Die Aufrichtigkeit und christliche Liebe erkaltet, hingegen Untreu, Falschheit, Blut- und Gelddurst stehen in hitziger Brunst; Hurerei und Ehebruch werden nimmer schamrot, ja man fraget wenig nach Gott, weilen man der Eitelkeit Gut und Blut zueignet. Durch Bedräng- und Pressung der Leute suchet man das Vermögen herrlicher zu machen; alles Gewissen achtet man gegen Hoheit und Reichtum wie den Kot auf der Gassen; man verschwendet mit hohen und kostbaren Narrendeutungen (Narreteien) das Vermögen der Armen und vergeilet die Unterhaltung der Dürftigen in allerhand Üppigkeit, mit einem Wort: Das angewachsen Schuldbuch unserer Sünden ist schon innen und außen voll und mehr als mit tausend Siegeln göttlicher Strafen versiegelt."

Allein man darf bei solchen drastischen Schilderungen den Zweck der Sittenpredigt nicht vergessen: Abraham mußte die Dinge schwärzer malen, als sie vielfach waren, um seine Zuhörer zu entsetzen — abgesehen von der Freude an kräftiger Rhetorik, die bei dem leidenschaftlichen Temperament des Paters nicht wenig Anteil an der pastosen Malerei gehabt haben

23. Studenten mit ihren Mädchen im Wirtshaus. Aus einem Stammbuch im Germanischen Museum in Nürnberg.

muß. Jedenfalls sind Abstufungen zu machen nach Rang, Reichtum und vielleicht auch nach Süden und Norden und dem Religionsbekenntnis. An den Höfen müssen bei Herren und Dienern die sittlichen Zustände anders gewesen sein als beim bürgerlichen Mittelstande; beim Landadel anders als bei dem Patriziat der Städte, beim Städter anders als bei dem Bauern. Wo Schrankenlosigkeit der äußeren Möglichkeiten war und der Reichtum die Befriedigung aller Launen gestattete, war die Sittenlosigkeit größer als in der Enge kleiner Verhältnisse, wo die Sorge für die nötigen Bedürfnisse des Alltags alle Kräfte in Anspruch nahm. Mag auf dem Lande die Ausgelassenheit gelegentlich die Form derbster Roheit angenommen haben, daß das Leben in wilde Ausschweifung ausartete, hinderte die Not, mit der der Bauer meist zu kämpfen hatte. Und vergessen werden darf auch nicht, wenn man sich ein Bild des sittlichen Lebens des Gesamtvolkes machen will, daß sich unsere Nachrichten recht ungleich auf die Stände verteilen: wir wissen von oben sehr viel, von unten sehr wenig.

24. Füllung aus dem Schlafzimmer der Reichen Zimmer. München, Residenz.

Die Zustände an den Höfen kennzeichnet eine Anekdote, die Friedrich Karl von Moser erzählt hat. Als der junge Herr eines deutschen Kleinstaates, von Zufriedenheit strahlend, mit seiner soeben ihm angetrauten liebenswürdigen Gemahlin durch seine Residenzstadt fuhr, rief ein Bürger tiefgerührt aus: „Nun fehlt unserm Fürsten nichts mehr als eine schöne Mätresse." Er war, setzt Moser hinzu, an dem Vater und Großvater des Fürsten so gewohnt gewesen und dachte, das gehöre zur rechten fürstlichen Würde. Die Machtfülle, die das Zeitalter des Absolutismus in der Person des Fürsten vereinigte, gestattete seiner Vergnügungssucht ungehemmte Befriedigung. Für die Mittel hatten die Untertanen zu sorgen, deren Leben und Gut dem Herrn gehörte. Die nüchterne Persönlichkeit Friedrich Wilhelms I. von Preußen mit seiner Sparsamkeit, dem bürgerlich einfachen Zuschnitt seines Haushaltes und seinen männlich-soldatischen Neigungen bildet eine Ausnahme in dem allgemeinen Sinnlichkeitstaumel der Zeit. Für die mehr zeitgemäße Lebensauffassung sind Fürsten wie August der Starke von Polen, Eberhard Ludwig, Karl Alexander und Karl Eugen von Württemberg besonders bekannte Beispiele. Ein langer Zug größerer und kleinerer Herren, Kurfürsten, Mark- und Landgrafen, schließt sich ihnen an. Von dem Polenkönig berichtet die Markgräfin von Bayreuth, er habe sich ein wahres Serail gehalten und von seinen Mätressen 354 Kinder gehabt; sie will

25. Karnevalsgesellschaft beim Kartenspiel. Farbige Tuschzeichnung. Nürnberg, Germanisches Museum.

sogar wissen, daß er mit einer seiner Töchter, der Gräfin Orselska, in intimen Beziehungen gelebt habe! Als Friedrich Wilhelm I. mit dem Kronprinzen, dem späteren König Friedrich dem Großen, einst bei August dem Starken in Dresden zu Besuch weilte, führte der Polenkönig seine Gäste, immerfort schwatzend, von einem Zimmer ins andere. Sie kamen so in ein großes, äußerst prächtiges Gemach. ,,Mein Vater,'' erzählt die Markgräfin, ,,bewunderte alle diese Schönheiten, als plötzlich eine Tapetenwand niedersank und das befremdlichste Schauspiel sich darstellte. Ein Mädchen, schöner wie Venus und die Grazien, lag nachlässig auf einem Ruhebett; in dem Zustand unserer ersten Eltern vor dem Sündenfall zeigte sich ein Körper wie Elfenbein so weiß und schöner als der der medicäischen Venus.'' Das Schauspiel war für die preußischen Gäste berechnet. Der König aber nahm auf den ersten Blick seinen Hut, hielt ihn dem Kronprinzen vor das Gesicht und befahl ihm, sich zu entfernen. Am Abend erklärte er seinem Vertrauten Grumkow, der an dem Spiele mitgewirkt hatte, daß er solche Dinge nicht liebe; er möchte sehen, daß sie nicht wiederholt würden.

Auch von den Folgen und der Kehrseite des galanten Lebens weiß die Markgräfin zu erzählen. Wie sie mit ihrem Gemahl den achtzigjährigen Landgrafen von Hessen in dem Schlosse Münnichbruck besucht, trifft sie dort dessen Tochter, die Prinzessin Maximiliane von Hessen-Kassel, und seinen Sohn den Erbprinzen. Wie ihr Vater das Zimmer verlassen hat, fangen sie an über die allerunanständigsten Gegenstände zu sprechen, die sie noch auf das roheste behandeln. ,,Die Prinzessin war einst sehr hübsch gewesen, allein Wein und Ausschweifungen hatten ihr die Haut so verdorben, daß sie ganz kupfrig aussah, und ihr Busen, den sie so viel

wie möglich zur Schau trug, war mit höchst ekelhaften Pusteln besetzt." Auch ihr Vater, der Landgraf, soll in früheren Jahren sehr artig gegen die Weiber gewesen sein, aber diese Artigkeit war in abscheuliche Ausschreitungen ausgeartet . . . er hatte den Krebs am Munde, wodurch er sehr ekelhaft und auch entstellt wurde.

Das Beispiel der Fürsten wurde von den Dienern nachgeahmt und verbreitete sich von hier in die Kreise des Adels und des städtischen Patriziates. Schon die Sitte, daß der Fürst sich seine Geliebten unter den Töchtern des Adels und auch des Bürgertums auswählte, wirkte verheerend; denn da die Standesanschauungen des Absolutismus die Gunst der Hohen als eine Ehre für die Niederen hinstellten, wie in Lessings ,,Emilia Galotti" und noch in Schillers ,,Kabale und Liebe" die Mütter bezeugen, so wurden die Mädchen und Frauen oft genug die Opfer fürstlicher oder adliger Begehrlichkeit und trugen die Sittenlosigkeit in ihre Kreise. In Wien galt es nach den Briefen der Lady Montague im Jahre 1717 als allgemeine Sitte, daß die vornehmen Damen neben ihrem Gemahl noch einen Liebhaber hatten. Löste dieser das Verhältnis, so erforderte der gute Ton, daß er der Dame eine Pension zahlte. Die betroffenen Männer hielten sich an anderen Frauen schadlos. Es galt als selbstverständlich, daß jede Dame von Stande zwei Männer hatte, ,,einen, der den Namen trug, und einen andern, der die Pflichten des Ehemannes erfüllte", und man würde es für eine schwere Beleidigung gehalten haben, wenn jemand eine vornehme Dame ohne ihre beiden Kavaliere, den Liebhaber und den Mann, zum Diner eingeladen hätte, zwischen denen sie dann mit großer Ernsthaftigkeit ihren Sitz nahm. Die Damen wurden nach dem Range ihrer Liebhaber, nicht ihrer Männer respektiert. Dabei war man wenig delikat: wenn eine Dame einen Liebhaber annahm, so wurde vorher die Pension festgesetzt, die die Dame bekam, wenn der Liebhaber sie verließ. Die Kaiserin Maria Theresia suchte diesen Übelständen durch Einführung einer sogenannten Keuschheitskommission und Bestrafung der Schuldigen zu steuern, aber sie erreichte nur, daß die Mißbräuche durch Vertuschung schlimmer wurden. ,,Jede artige Frau hat ihre ‚Einsamkeit' (boudoir)," schreibt Josef von Sonnenfels 1765 in seiner Wochenschrift ,,Der Vertraute", ,,wo ein Gemahl von Lebensart nie eindringt und nur der Liebhaber vom Tage (du jour) sie zu stören Erlaubnis

Der Jüngfrau-Narr.

Ein reine Jüngfraü möcht ich haben,
Allein das seind gar rare gaben,
Ein blüme, die man selten bricht:
Monsieur jhr meritirt es nicht.
Dan wer züvor schon viel probiret
Dem wird nichts reines zügeführet.

26. Spottblatt auf die Verdorbenheit der jungen Leute. Kupferstich. Berlin, Lipperheidesche Kostümbibliothek.

27. Das Liebespaar in der Ruine. Porzellanplastik von Franz Anton Bustelli. München, Bayerisches Nationalmuseum.

hat." Auch von Ludwigsburg, der Residenz der württembergischen Herzöge, berichtet Schubart Ähnliches; am verheerendsten aber dürfte das Beispiel Augusts des Starken auf den sächsischen Adel gewirkt haben.

Besonders schwierig ist es, sich von den Verhältnissen in den Städten ein Bild zu machen, ohne sich Verallgemeinerung von einzelnen Fällen oder Übertragung der Verhältnisse der einen Stadt auf andere zu schulden kommen zu lassen; denn die Nachrichten widersprechen sich und beziehen sich vielfach nicht auf die gleiche Zeit. So rühmt ein englischer Reisender um 1725 das Familienleben in Hamburg, und der Baron Pöllnitz bestätigt die Meldung durch die Nachricht, daß die hamburgischen Frauen sehr eingezogen gelebt hätten. Dagegen entwirft Callenbach ein düsteres Bild von der Sittenlosigkeit der bürgerlichen Frauen in den katholischen Gegenden Süddeutschlands. Einmal läßt er eine Frau, die ein Geistlicher zum fleißigeren Besuch des Gottesdienstes angehalten, bekennen: ,,Wir haben mehrenteils Debauchen uns angewöhnt, trotz den Männern. Wir hupfen und springen die ganze Nacht, wir reiten die Post, wir trischaken, wir rauchen und trinken Toback. Es ist auch an dem, daß wir uns dörfen wagen in der Saufbattaglia, en fin, wir haben's weit gebracht und denken's noch weiter zu bringen." Nicolai weist auf die große Zahl von unehelichen Geburten in deutschen Städten hin: um 1780 fiel in München je eine uneheliche Geburt auf vier, in Göttingen auf sechs, in Leipzig und Jena auf sieben Geburten.

Muß es, nach den Berichten der Schriftsteller, um die Sittenlosigkeit und Leichtfertigkeit der bürgerlichen Kreise in Wien besonders schlimm bestellt gewesen sein, so gibt es auch zu denken, was für frivole Geschichtchen Goethe in dem Liederbuch ,,Annette" in dem Kreise seiner Leipziger Freundinnen erzählt haben will; ihre Pikantheit wird nicht dadurch abgestumpft, daß sich der Erzähler zugleich die Schulmeisterbrille des Moralisten aufsetzt. Derselbe Goethe hat in ,,Dichtung und Wahrheit" von den Irrgängen gesprochen, mit welchen die bürgerliche Gesellschaft in Frankfurt zur Zeit seiner Jugend unterminiert gewesen sei: ,,Religion, Sitten, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins . . . Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und jedermann beträgt sich daselbst anständig genug; aber im Innern sieht es öfters nur desto wüster aus, und ein glattes Äußere übertüncht als ein schwacher Bewurf manches Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt . . . Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdieb-

28. Die Promenade in Leipzig. (Zwischen dem Barfüßer- und dem Thomaspförtchen.) Der Treffpunkt der galanten Welt. Kupferstich von J. A. Roßmäsler, 1777.

stähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen!" Goethes Komödie „Die Mitschuldigen" ist aus diesen Wahrnehmungen herausgewachsen. Bezeichnend für die darin dargestellte Sittenauffassung auch bürgerlicher Kreise des Rokoko ist die Ansicht, die der betrogene Ehemann gegenüber dem Liebhaber mit den Worten ausspricht:

„In Summa, nehmen Sie's nur nicht so gar genau:
Ich stahl dem Herrn sein Geld und er mir meine Frau."

Das Sittlich-Bedenkliche dieser Lebensauffassung war nicht allein die Tatsache eines über die Dämme der kirchlich-gesellschaftlichen Zucht bordenden Trieblebens an sich, sondern auch die Art seines Wesens und Ziels. Es war nicht Leidenschaft, sondern Genuß. Nicht Gemütsbedürfnis, sondern Sinnlichkeit. So ganz fehlte dem galanten Menschen der Zeit der Sinn für Größe, daß er seine Seelenkraft in kleinen und kleinlichen Liebeshändeln verzettelte. Der Ursprung seiner Neigung lag nicht im Seelischen, sondern im Körperlichen. Sie entzündete nicht das Gefühl und weckte keine Treue, sondern sie kitzelte nur das Fleisch und reizte den Verstand. Was an der Geliebten anzog, war nicht die Tiefe des Gemütes, sondern die Schönheit des Körpers, höchstens die Gabe des Witzes. Sinnlichkeit und Intrige sind die beiden unabtrennbaren Begleiterinnen des galanten Liebesverkehrs. Die Neigung selbst erlischt, sobald das Ziel erreicht ist. Dann wendet sich die ewig flatterhafte Lust einem neuen Ziele zu. Man kann sich deshalb nichts Naturferneres denken als die Liebesbetätigung der Galanterie. Statt

29. Bestrafung ausschweifender Frauen durch Abschneiden des Haars laut einer in Wien im Jahre 1782 erlassenen Verordnung.

sich mächtig und dauernd in Lebenszeugung und -hegung zu entfalten, gibt sie sich in kleinen Vergnügungen aus. Statt Intensität ist sie Extensität. Statt verantwortungsvoller Dienst am Leben, ist sie Vergeudung von Lebenskraft: die Leidenschaft ist zum Kammerkätzchen herabgewürdigt, das Gelegenheiten schaffen muß. Und die Wirkung ist, wie bei allem ziellosen Tun, die Leere und Öde: man kann sich im Grunde keine langweiligeren Bücher denken als die Beschreibung all dieser Liebesabenteuer, ob es sich nun um den „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Kavalier" oder um August den Starken in Pöllnitzens Schilderung handle.

Das moralische Gesetzbuch für diese weltmännisch-virtuose Beherrschung des Lebens und der Menschen zum Zwecke von Genuß und Macht ist das „Handorakel der Weltklugheit", das der spanische Jesuit Balthasar Gracian (1601—58) 1653 veröffentlichte. Thomasius hat es seinen Studenten eindringlich angepriesen, und bald wurde es auch in Deutschland bekannt. 1715 erschien davon eine Übersetzung von August Friedrich Müller unter dem Titel: „Balthasar Gracians Oracul, das man mit sich führen und stets bei der Hand haben kann." Sie wurde so rasch zu einem Lieblingsbuch der Zeit, daß schon 1717 und 1719 neue Auflagen erschienen. In praktischen und geistvoll formulierten Regeln voll tiefster Menschenkenntnis und Weltklugheit lehrt das Handorakel, die Bildung des Lebens und den Verkehr mit den Menschen zur bewußten Kunst zu steigern. Gracian selber bezeichnet das Ziel mit dem ersten Aphorismus: „Alles hat heutzutage seinen Gipfel erreicht, den höchsten aber die Kunst, sich Geltung zu verschaffen. Mehr gehört jetzt zu einem Weisen als in alten Zeiten zu sieben, und leichter wurde man ehedem mit einem ganzen Volke fertig als jetzt mit einem Menschen." Wohl weiß er, daß zum Verstand Gemüt gehört, aber „die Dummköpfe verfehlen ihren Beruf in jedem

Betracht, in Stand, Amt, Land und Gesellschaft.“ Daher ist es gut, die Herrschaft über seine Leidenschaft und seine Einbildungskraft zu gewinnen. Um Menschenkenntnis zu erlangen, lerne man die anderen kennen. Stichelreden sind nützlich, um die Geister zu prüfen und die Herzen kennen zu lernen; sie sind „ein Punkt der größten Feinheit im menschlichen Umgang“. Da die Wahrheit für wenige, der Trug so allgemein wie gemein ist, verleugnet der Weise auf dem Markt sein eigenes Innere und spricht mit der Stimme der allgemeinen Torheit, und wenn er zu tadeln hat, so halt' er den Tadel zurück. Seine Schlauheit soll man verdecken, sich anzupassen wissen, um zu seinen Zwecken zu kommen: „Man beobachte die Gemüter und stimme sich nach dem eines jeden.“ So wertvoll die Bildung ist, sie ist ungeschlacht ohne Eleganz: „Nicht allein unsere Kenntnisse müssen elegant sein, sondern auch unser Wollen und zumal unser Reden.“

All das zeigt: es handelt sich hier nicht eigentlich um Erziehung des Gemütes als der angebornen Naturanlage des Menschen zur Verwirklichung der in ihr gegebenen inneren Lebensaufgabe, als vielmehr um die Beibringung der Fertigkeit, die Kräfte der anderen für unsere Lebenszwecke dienstbar zu machen oder wenigstens ihre Widerstände und die Reibungsflächen des Zusammenlebens in der Gesellschaft so viel als möglich zu verringern. Es handelt sich um psychologischen und moralischen Drill, Schulung in allgemeinen und autoritativen Gesellschaftsregeln, nicht um Entwicklung individueller Fähigkeiten aus ihrem Naturgrunde heraus zu schöpferischer Arbeit. Gracians Handorakel ist so das moralische Regelbuch für eine Weltanschauung des Beharrens im Gegebenen und der Behauptung des ererbten Besitzstandes, nicht eine Anleitung zur Weiterführung des Lebens und der Schaffung neuer Bildungswerte. Es ist die feinste und in ihrem Sinn von wahrer Weisheit eingegebene Anleitung, das Leben genießend zum Kunstwerk zu machen, aber damit zugleich zu einer in sich fertigen und geschlossenen Welt ohne innere Entwicklungsmöglichkeit und fördernde Beziehungen nach außen. Seine Lehre steht nicht in dem bildenden Kerne der Aufklärung, der Wachstum, Bewegung, Verinnerlichung bedeutet und mit diesem Grundtrieb sich gegen Stillstand, Fertigsein und Fertigkeit und Äußerlichkeit wendet. Die Neuordnung des Lebens auf diesseitig-weltlicher Grundlage, die für die Gesellschaft wie für den einzelnen die Bedeutung hatte, die die alte hierarchische Lebensordnung für die frühere Zeit besessen, konnte nicht von hier aus geschehen. Sie mußte aus größeren Tiefen und aus einem neuen Naturboden emporwachsen. Statt moralisch-psychologischer Regeln und praktischer Vorschriften „für den Umgang mit Menschen“ mußte sie von einer grundsätzlich-theoretischen Klärung des Sittlichkeitsbegriffes und einer Erörterung des Wesens der Seele, also einer neuen Psychologie ausgehen. Es ist klar, daß diese Erörterung nur im Zeichen des Vernunftbegriffes geführt werden konnte.

Wenn die Aufklärung geleitet ist von dem Postulat der autonomen Denkkraft des Menschen als der Schöpferin der Kultur, so mußte nun auch sofort das Problem des Ursprunges der Denkkraft in der leiblichen Gegebenheit des Menschen, im weiteren das ihrer Wirkung auf sein sittliches Verhalten und also ihrer Beziehung zu den sinnlichen Trieben und Kräften auftauchen. Je eifriger man die Macht der Vernunft pries, um so stärker mußte man die Hemmnisse erfahren, die sich ihrem Siege nicht nur in den bestehenden Einrichtungen in Staat, Kirche und Gesellschaft, sondern auch in dem eigenen Seelenleben des einzelnen entgegenstellten. Jene mußten sich in einer rastlosen Aufklärung allmählich besiegen lassen, da sie geschichtliche und also vergängliche Schöpfungen waren. Bei dem Widerstand in der eigenen Seele aber hatte man es mit einer in der Natur gegebenen und sich stets erneuernden Tatsache zu tun. Um so notwendiger war es, daß man sich über die Natur der Seele, die so einerseits

die Mutter des vernünftigen Geistes, andererseits seine erbittertste Widersacherin war, Klarheit verschaffte. Es entstand aus dem eigentlichen Lebensgrunde der Aufklärung die Wissenschaft der modernen Psychologie.

Einer der ersten Führer der Aufklärung war zugleich der Begründer ihrer Seelenlehre: René Descartes. In seiner Abhandlung über die Leidenschaften der Seele (1649) hat er die psychologischen Fragen unter der Leitung des Vernunftgedankens betrachtet. Charakteristisch ist die Fragestellung. Was ihm von dem gesamten Leben der Seele zuerst und am stärksten ins Auge fällt, ist der Affekt, die Leidenschaft. Ist sie doch die seelische Energie, die der Vernunft den stärksten Widerstand leistet, also geradezu die Gültigkeit von Descartes' Grundstandpunkt, dem cogito ergo sum, in Frage stellt, indem sie die klare Einheit des cogitare, des Vernunftdenkens, durch die Behauptung anderer Grundkräfte, des dumpfen Trieblebens, zu verwirren und verwickeln scheint. Es gilt also, auch diese Kräfte irgendwie in den Vernunftbegriff einzubeziehen. Descartes erreicht dies, indem er sie als eine niedrigere Form des Denkens erklärt. Der Mensch zerfällt in Geist und Körper. In der Seele begegnen sich diese beiden Bezirke. Sie ist einerseits reiner Geist, andererseits aber auch körperlichen Einflüssen unterworfen. Demnach wirkt sich ihr Leben nach zwei Richtungen aus. Es ist erstens Aktion, Tätigkeit, und zweitens Passion, Leiden. Indem der Affekt, das Trieb- und Gefühlsleben, so grundsätzlich als ein passives, leidendes Verhalten aufgefaßt wird — eine Betrachtungsweise, die in unserem Wort Leidenschaft uns kaum mehr zum Bewußtsein kommt —, wird damit von vornherein die Minderwertigkeit des Gefühlslebens gegenüber dem Verstande ausgesprochen. Die Aktionen sind die Willensbetätigungen des reinen Geistes, in den Passionen ist die Seele von körperlich-physischen Zuständen und Trieben beherrscht. Die Passionen sind verworrene, nicht vom Denken geklärte und beruhigte Vorstellungen.

Nun besitzt der aktive Teil der Seele in der Freiheit des Willens ein mächtiges Übergewicht über den passiven. Er ist von Anfang an bestrebt, sich das Triebleben zu unterwerfen, indem er die dumpfen Affekte zu klaren Vorstellungen läutert und sie so überwindet. Die Erkenntnis dieser seelischen Tatsache und ihre Anwendung im praktischen Falle macht die Psychologie zur wertvollen Dienerin der Moral. Wohl kann sich der geklärte Wille nicht unmittelbar das wilde Triebleben der Leidenschaft unterwerfen, aber doch mittelbar, indem er in der Seele klare Begriffe einerseits von den Nachteilen der Herrschaft der Affekte, andererseits von den Vorteilen des Sieges der Vernunft erzeugt. Es genügt nach Descartes z. B. zur Erregung des Mutes (einer Willensbetätigung, also einer Aktion) und zur Beseitigung der Furcht (einer Passion) das bloße Wollen nicht, sondern man muß die Aufmerksamkeit auf die Gründe, die Objekte oder Beispiele richten, welche zeigen, daß die Gefahr nicht so groß ist; daß die Verteidigung ratsamer ist als die Flucht; daß man von dem Siege Ruhm und Freude haben wird, während die Flucht nur Ärger und Schande bringt usw.

Durch diese Betrachtungsweise — es ist eine Weiterführung von Gedanken der stoischen wie der christlichen Psychologie — kommt der rationalistische Zug in die Lehre von der menschlichen Seele und ihre Darstellung im Kunstwerk, vor allem in der Dichtung, und in die Beurteilung ihrer Betätigung im sittlichen Leben. In dem Dualismus zwischen der mächtigen, zur Herrschaft berufenen Vernunft und der niedrigen Triebhaftigkeit der sinnlich-körperlichen Welt geht geradezu das Gefühls- und Gemütsleben als die irrationale, logisch nicht begreifbare und untrennbare Einheit und Tiefe der naturhaften Persönlichkeit verloren. Es erklärt sich hieraus, wie für die weltliche und die konventionell-kirchliche Moral der Aufklärung (nicht für die pietistisch-mystischen Kreise) die Frage der Sittlichkeit einseitig als der Kampf zwischen

der (tatsächlich mächtigen) Sinnlichkeit und der (theoretischen) Verstandesforderung ihrer Einschränkung und Regelung erscheint. Da aber die Aufklärung die Glückseligkeit als die Bestimmung des Menschen betrachtet, so tritt als drittes Glied in dieses Verhältnis zwischen Sinnlichkeit und Verstand der Glücksbegriff ein, und es bewegt sich die theoretische Auseinandersetzung sowohl wie der Kampf des wirklichen Lebens um die Frage, ob das Glück des Menschen durch den sinnlichen Genuß oder durch die Geistesfreuden der Vernunft und also durch die Unterdrückung der Sinnlichkeit geschaffen werde. Je nach dem wandelt sich auch der Inhalt des sittlichen Grundbegriffes, durch den das Glückverlangen geregelt wird. Man bezeichnet ihn als Tugend.

Ursprünglich ist der Begriff nach dem antiken Virtus (menschliche Tüchtigkeit) gebildet. Noch für Machiavelli, der den Gewaltmenschen der Renaissance in den Wirbel der schrankenlosen Macht- und Genußbegierden seiner Zeit hineinstellt, bedeutete Virtù die Kraft, das Schicksal zu beherrschen: Klugheit, Besonnenheit, Willensstärke; wenn es nötig ist, auch Gewalttätigkeit; kurz die Charakter- und Geisteskraft des Herrenmenschen. Die Moralphilosophie der Aufklärung hat den Begriff verbürgerlicht; denn sie will ja, modern demokratisches Denken vorbereitend, nicht mehr Lebensgesetze für einsame Ausnahmemenschen, sondern für die Masse gesellig zusammenlebender Durchschnittsmenschen geben und durch ihre Befolgung dem Einzelnen ein Höchstmaß von Glück auf Erden ermöglichen. Wohl spricht der Grundsatz des Individualismus es aus, daß jeder sein Glück auf seine Art erlangen solle, aber diesem Streben nach individueller Selbständigkeit wirkt als Gegenpol der notwendigen und fruchtbaren seelisch-sittlichen Spannung der Zeit die Forderung des Lebens in der Allgemeinheit entgegen. Die Vernunft hat so nicht nur die Eigenkräfte des Individuums gelöst, sondern zugleich eine neue Bindung bewirkt.

Tugend ist somit die durch die Vernunft bestimmte regelnde Kraft im seelischen Leben des Einzelnen, und da dieses von Natur durch das Glücksverlangen geleitet wird, so treten die Begriffe Tugend und Glück in ein Verhältnis der Wechselbeziehung. Man muß tugendhaft sein, um glücklich zu werden, und man wird glücklich sein, wenn man tugendhaft ist. Wobei der Einzelne das Maß des Verzichtes auf sinnlichen Genuß im Begriffe der Tugend und den Anteil an geistiger Freude im Begriffe des Glückes je nach Temperament, Neigung und Beruf für sich selber bestimmt.

Gegenüber der stoischen Unbedingheit des einsamen jüdischen Denkers Spinoza, die die genußregelnde Tätigkeit der Vernunft zur völligen Auslöschung des sinnlichen Genießens um der Vernunft willen steigert, hat Shaftesbury aus dem Weltleben seiner Zeit heraus eine versöhnlichere Haltung eingenommen. Die Vernunft fordert nach seiner Auffassung nicht Aufhebung von Gefühl und Sinnlichkeit, sondern ihre Regelung zum höchstmöglichen Genuß der Welt. Sie lehrt die Ausgleichung der egoistischen und der altruistischen Triebe in uns und unsere Einfügung in die Form der Gesellschaftsordnung. Sie tut das als rein moralisches Urteil, ohne Vermengung mit religiösen Gedankengängen. Der Gottesglauben des Christentums mag wohl unser moralisches Handeln stärken; aber er hat nur so weit Wert, als er sittlich wirkt; aller Fanatismus, wie er sich etwa in Religionskriegen kundgegeben hat, ist, weil unsittlich, zu verdammen. Das Bildungsideal, das Shaftesbury verkündet, ist der „Virtuoso“: man erkennt schon im Wort die Beziehung auf das Mannesideal des Humanismus, aber es ist aus dem Gewalttätig-Politischen ins Weltmännisch-Geistige gewandt. Der Virtuoso ist der wirklich gebildete Gentleman, der Liebhaber von Geist und Kunst, der Mann, der die Welt gesehen und sich über die Sitten und Eigentümlichkeiten der verschiedenen Völker unterrichtet,

ihre Geschichte erforscht, ihre Verwaltung, Gesetzgebung, Verfassung betrachtet, kurz die ganze Bildung der Zeit in sich aufgenommen hat.

Das war der Weg, auf dem auch die deutsche Gesellschaft um 1700 aus der drohenden Verwilderung wieder zu einer sittlichen Kultur gelangen konnte. Er bedeutete Loslösung des moralischen Lebens und seiner Normen von der Herrschaft der Kirche, die das mächtig gesteigerte Weltleben ja doch nicht mehr zu bändigen vermochte, also Verweltlichung der Psychologie und Moral. Es ist eines der Verdienste Christian Wolffs gewesen, daß er auch auf dem Gebiete des sittlichen Lebens den Deutschen seiner Zeit den Zugang zu dieser neuen Lebensordnung gewiesen hat, indem er eindringlich die Notwendigkeit betonte, jenseits aller kirchlichen Dogmatik sich lediglich durch die Vernunft bestimmen zu lassen: ,,Die menschlichen Handlungen sind an und für sich selbst gut oder böse, werden nicht erst durch Gottes Willen dazu gemacht; wenn es daher gleich möglich wäre, daß kein Gott existierte, und der gegenwärtige Zusammenhang der Dinge ohne ihn bestehen könnte, so würden dennoch die freien Handlungen der Menschen ebenso gut oder böse bleiben, wie bei Annahme eines höchsten sittlichen Gesetzgebers.“ Machtvoller hätte die Würde der Moral den Zeitgenossen nicht verkündigt werden können. Ihre Autonomie bedeutete aber zugleich die stärkste Verpflichtung, ihren Gesetzen zu gehorchen, da sie die Gesetze der Vernunft selbst waren.

Unmittelbarer, menschlicher als Wolff hat der edle und milde Christian Fürchtegott Gellert (1715—69) als Lehrer der Moral gewirkt und das sittliche Leben eines großen Teils der Deutschen bestimmt. Seine Fabeln und Erzählungen drangen in die niedrigste Hütte und lehrten den Mann aus dem Volke praktische Lebensweisheit, Vertrauen auf Gott und Heiterkeit im Leiden. Die moralischen Vorlesungen, die er, seit 1743 Dozent in Leipzig, jeweils vor 400 und mehr Zuhörern hielt und die nach seinem Tode im Druck erschienen, wirkten auf die weitesten Kreise. An ihrem Eingang stehen die bezeichnenden Sätze: ,,Die Moral oder die Kenntnis von der Pflicht des Menschen soll unsern Verstand zur Weisheit und unser Herz zur Tugend bilden, und durch beide uns zum Glücke leiten. Niemand wird ein Glück suchen, das er nicht kennet, noch die Mittel dazu anwenden können, wenn er sie ebenso wenig kennet, oder nicht überzeugt ist, daß es die besten und einzigen sind. Die Moral soll uns also lehren, was unser wahres Glück oder unser höchstes Gut sei, das ist, was für ein Geschöpf, das aus einem unsterblichen Geiste und aus einem hinfälligen Körper besteht, am zuträglichsten, der Ruhe der Seelen und der äußerlichen Wohlfahrt am gemäßesten sei, und auf was für einem Wege wir am sichersten zu diesem Ziele gelangen können.“

Gellerts harmonische Natur vermochte die Lehren der Vernunft aufs schönste mit dem Geiste des Christentums zu vereinen, und so die Religion im Sinne der heiteren Lebensauffassung der Aufklärung zu erneuern. Die Absicht, zu der uns Gott geschaffen, ist ,,eine dauerhafte und allgemeine Zufriedenheit und Glückseligkeit der Menschen“; wir können sie erreichen, wenn wir uns Gott unterwerfen und zugleich die Pflichten tun, die uns die Natur lehrt und die Mittel zu unserem wahren Glücke sind. Gellerts Moral als die Lehre von dem Verhältnis von Glück und Tugend sucht so das Gemüt zu läutern und gibt Regeln zu einer besonnenen Lebensführung bis hinunter zu den Vorschriften für die Gesundheit des Körpers. Goethe nennt deshalb Gellerts Schriften geradezu das Fundament der deutschen sittlichen Kultur, und Cramer, sein Freund, erzählt: ,,Er vermochte über die akademische Jugend so viel, daß man das Laster auch darum scheute, weil man dadurch aus seiner Gesellschaft ausgeschlossen oder zu seiner Beschämung nicht von ihm bemerkt und unterschieden zu werden fürchtete. In der Nähe und in der Ferne glaubten die Leser und Leserinnen seiner Schriften, daß sie ihn zum Ratgeber,

zum Kunstrichter, zum Lehrer haben müßten, und dies Vertrauen zu ihm verwickelte ihn in einen weitläufigen Briefwechsel, der ihm wegen der Schwachheit seines Körpers zuweilen beschwerlich wurde, dem er sich aber nicht entziehen wollte, weil er denen lieb und nützlich war, mit denen er geführt wurde." Er war der Beichtvater, Gewissensrat und Lebensführer aller Stände: ,,Väter wollten von ihm wissen, wie sie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie sie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was sie über diese und jene Anträge zur Verheiratung für Entschließungen fassen, Jünglinge, wie sie studieren, Zweifler, wie sie ihren Unglauben bekämpfen, und viele aus der großen Welt, wie sie den Gefahren und Versuchungen derselben entgehen oder widerstehen sollten, und Gellert stand einem jeden nach seinem Vermögen mit Unterricht, Rat, Beruhigung, Ermunterung, Belehrung, Trost und Fürbitte bei."

Man kann aus der Vergleichung der anakreontischen Lyrik, die etwa um 1760 blühte, mit der galanten Dichtung um 1700, die Wandlung ermessen, die unter dem Einfluß einer tiefer begriffenen Aufklärung im seelischen und sittlichen Leben eingetreten ist. Wo die galante Dichtung vor Lüsternheit und innerer Roheit nicht zurückschrickt, wenn sie nur durch die gesellschaftliche Sprache und Mode gedeckt sind, erscheint in der Anakreontik Gehalt und Form zur Einheit verwachsen. Wohl macht sich in der Wahl der Themen — Liebe und Wein — die heitere und gelockerte Lebensstimmung der Aufklärung geltend und gelegentlich gibt sich auch diese Dichtung noch reichlich dekolletiert, aber die fröhliche Ausgelassenheit wirkt, weil sie rein in künstlerische Form aufgelöst erscheint, nicht verletzend, sondern als naturhafte Lebensgestalt. Und vor allem: die Galanterie ist in dieser typischen Dichtung des Rokoko in das Bürgertum niedergestiegen und ist durch dieses zur schlichten und harmlosen Fröhlichkeit umgebildet, verbürgerlicht worden. In diesen Kreisen hat das Wort Wollust einen bescheideneren, man möchte fast sagen geistigeren Klang bekommen. Hagedorn fragt:

> ,,Was ist die Weisheit denn, die wenigen gemein?"

und antwortet:

> ,,Sie ist die Wissenschaft, in sich beglückt zu sein.
> Was aber ist das Glück? Was alle Toren meiden:
> Der Zustand wahrer Lust und dauerhafter Freuden;
> Empfindung, Kenntnis, Wahl der Vollenkommenheit,
> Ein Wandel ohne Reu und stete Fertigkeit,
> Nach den natürlichen und wesentlichen Pflichten
> Die freien Handlungen auf einen Zweck zu richten."

So kann er zur Freude und zum Genuß des Tages auffordern:

> ,,Ergebet euch mit freiem Herzen
> Der jugendlichen Fröhlichkeit:
> Verschiebet nicht das süße Scherzen,
> Ihr Freunde, bis ihr älter seid.
>
> Euch lockt die Regung holder Triebe;
> Dies soll ein Tag der Wollust sein:
> Auf! Ladet hier den Gott der Liebe,
> Auf! Ladet hier die Freuden ein!"

Daß diese Lebensheiterkeit des Bürgertums nicht mehr der haltlose Taumel der galanten Zeit ist, nicht mehr die despotische Ausnützung ohnmächtiger Opfer zum zügellosen Sinnengenuß des Kavaliers, sondern daß sie sich, als innere Fröhlichkeit, mit der Treue zur Arbeit paart, zeigt Hagedorns Gedicht von Johann dem munteren Seifensieder, der von früh bis spät bei der Arbeit singt und sein Glück in der Bedürfnislosigkeit sieht. Ja, man kann geradezu in dem Gegensatz zwischen dem Handwerksmann und dem reichen Genüßling die Grenze der Kulturperioden und ihrer sittlichen Ideale, der Galanterie und der bürgerlichen Moralität, erkennen: aus dem Geiste der Aufklärung, der die Starrheit äußerlicher kirchlich-moralischer

30. Der Dichter in seinem Arbeitszimmer lesend. Bildnis des Anakreontikers Johann Peter Uz von einem unbekannten Meister. Charakteristisch für den heitern Geist der Zeit ist die Verbindung von Genuß und Arbeit.

Zwangsformen gelöst und die Menschen zu innerer Sittlichkeit verpflichtet hat, ist das deutsche Bürgertum mit der Ehrlichkeit und Treue seiner sittlichen Bildung und der Tüchtigkeit seines Arbeitsfleißes entstanden.

Freilich muß der Begriff Aufklärung in einem weiten Sinne genommen werden. In Wahrheit hat nicht nur der Geist der rationalen Ethik die bürgerliche Tüchtigkeit geschaffen, es haben noch andere Mächte mitgewirkt.

Wenn man die seelisch-geistigen Formen betrachtet, die einseitig oder fast ausschließlich durch den Vernunftgedanken und den Optimismus der Zeit beherrscht erscheinen, so kann man sich des Gefühls einer manchmal unerträglichen Trockenheit des Fühlens, Schwunglosigkeit des Denkens und Enge des Gesichtskreises nicht erwehren. Was der Rationalismus an wissenschaftlichen Leistungen vollbracht, an Verbesserungen der tatsächlichen Lebenszustände geschaffen hat, ist hoher Bewunderung wert. Aber zugleich erscheinen alle Äußerungen des unmittelbaren Seelenlebens seltsam dürftig und nüchtern. Tatsächlich hat der Verstand die Erbschaft der Orthodoxie und der absolutistischen Zwangsherrschaft übernommen, um das Leben weiterhin zu gängeln. Der Geist der Mathematik, mit dem Descartes und Spinoza die neue Denkmethode begründet hatten, erweist sich, wo es sich um die freie Gestaltung des seelischen Lebens handelte, als allzu starr und geradlinig. Er konnte dem gewaltig Flutenden der ursprünglichen Natur nicht gerecht werden, und er blieb, wo es die Tiefenforschung der Seele galt, allzu sehr an der leichtgekräuselten Oberfläche schweben. Der Charakter des eigentlichen Rokoko, den er geschaffen, ist anmutig und harmonisch, aber zugleich ohne Kraft und Tiefe. Das Leben wurde zu sehr als Spiel gelebt.

In diesem Zusammenhang ist das Auftreten der Ironie als Zeitstimmung zu beachten. Der Lebensschwere des Barock ist die Ironie im allgemeinen fremd; wo sie, wie bei Grimmelshausen, auftritt, weist sie bereits in die neue Zeit hinein. Ihr Wirken ist nur denkbar auf dem Grunde der Behauptung der freien und selbständigen Denk- und Willenskraft des menschlichen Ich; aber sie setzt eine vorwiegend intellektuelle Form dieser Selbständigkeit voraus. Das Ich wird so nicht nur Träger des Göttlichen und schaffender Wille in der entstehenden Welt, sondern auch Herr über die entstandene, die es nach Gutdünken lenkt und, wo sie sich ihm nicht fügt, seine Würde wenigstens dadurch behauptet, daß es — geistig — mit ihr spielt. Die Ironie wird so die kulturell bedingte, eigentümliche Form des Humors in der Aufklärung: die seelisch-geistige Sprechweise, in der der autonome Optimismus der Zeit sich äußert, und

in der er seine Daseinsberechtigung gegenüber dem Unvollkommenen und Bösen in der Welt kundgibt. Sie ist die psychologische Theodizee der Vernunft. Die schönste Blüte ihrer Souveränität. Sie ist das, was der Franzose esprit nennt und was man im Deutschen mit einem Lieblingswort der Zeit gern als Witz bezeichnet. Gerade die größten Geister des vollentwickelten Rokoko üben sie mit besonderer Meisterschaft: Gellert, Hagedorn, Wieland, Lessing. Auch der Goethe der Leipziger Zeit weiß sie zu beherrschen.

Wielands moralische Entwicklung gipfelt in dem Bekenntnis zur Ironie. Das sittliche Problem der Zeit, der Kampf zwischen Genuß und Tugend bei der Bestimmung des Glücksbegriffes, ist der eigentliche Drehpunkt seines Lebens und der Inhalt seiner Schriften geworden. Sinnlichkeit und Verstand sind die beiden Pole, zwischen denen sein Leben hin- und herschießt. Sie vereinigen sich auf eine kurze Zeit in seiner Jugend zu einer schwelgerischen Geistigkeit oder einer geistigen Schwelgerei, und treten dann auseinander. Die Sinnlichkeit macht für einige Jahre den Verstand zu ihrem Diener und zwingt ihn, mit seinen Künsten ihren Triumph zu verherrlichen; bis dann der Verstand die Führung übernimmt und, indem er der Sinnlichkeit im Theater der Welt einen bevorzugten Logenplatz einräumt, doch sie beherrscht und die Tugend zur eigentlichen Spielleiterin erklärt — einer läßlichen Spielleiterin, deren Regeln die Ironie menschenfreundlich und weise erklärt. In seiner Dichtung ,,Musarion" läßt er den jungen Fanias dem Zyniker und dem Stoiker, dem Verächter und dem Verneiner der Lebensfreude, den Rücken kehren und sich, echt rokokohaft, zu der ,,reizenden Philosophie" bekennen:

,,Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus aus Huld in rätselhafter Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Toren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie findt
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet,
Den Irrenden bedaurt und nur den Gleisner flieht;
Nicht stets von Tugend spricht, noch von ihr sprechend, glüht,
Doch, ohne Sold und aus Geschmack, sie übet;
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält."

So oberflächlich uns Wielands Schriftstellerei heute anmutet, sie bekundet doch den Zug nach innen, den die Aufklärung in das Denken und Leben des 18. Jahrhunderts gebracht hat. Die Menschen um 1700 erfreuen sich noch an den phantastischen Abenteuern und oft tollen Schicksalsverschlingungen des Barockromans; das Vergnügen, das sie an äußerlich stofflichen Verwicklungen und heroischer Romantik empfinden, stellt sie den Halbwüchsigen gleich, die an Jagd- und Kriegsgeschichten sich ergötzen. Mit Lohensteins ,,Arminius und Thusnelda" ist noch Bodmer aufgewachsen, ja, noch 1731 machte die Nachfrage des Publikums eine neue Ausgabe des Romanungetüms nötig. Noch die ,,Wunderlichen Fata einiger Seefahrer" geben äußere Schicksale, abenteuerliche Erlebnisse und politische Ereignisse. Wieland aber hat für den Roman der Aufklärung ein wirkliches Problem, das der sittlichen Bildung, entdeckt. Das ist die Bedeutung der Aufklärung in der Geschichte der Psychologie in der Dichtung. Sie hat die Menschen gelehrt, für seelische Fragen Interesse zu haben und den Quell-

grund alles Geschehens in der menschlichen Seele, ihrer Natur, ihren Rätseln und Spannungen zu suchen. Sie konnte das Seelenleben freilich nicht ohne teleologische Nebenabsicht für sich allein betrachten. Sie mußte es auf die praktischen Aufgaben des wirklichen Lebens beziehen und es moralisch auswerten. Moralisch und psychologisch werden daher für die Sprache der Zeit geradezu Synonyma.

Gegen die Mitte des Jahrhunderts bemächtigt sich das Interesse für psychologische Fragen weiter Kreise. Von England her dringt der psychologische Roman Samuel Richardsons auch nach Deutschland. Wichtiger als die farbenreichsten und schicksalsschwersten Abenteuer, Kämpfe mit Usurpatoren, Entführungen von Prinzessinnen, erscheint jetzt das Fühlen und Denken bürgerlicher Menschen und ihr Kampf um Tugend und Laster. Man schreibt Romane in Briefen; denn in Briefen können die Helden und Heldinnen ihr Inneres entblößen, ihre Gefühle analysieren, ihre Hoffnungen und Ängste in das teilnehmende Herz des Lesers strömen lassen. Man hat ja selber das Bedürfnis, Bekannten und Freunden in endlosen Briefen sein Inneres aufzudecken.

Wenn die Reformation die Christen auf das innerliche Erleben des Glaubens verwiesen hatte, so scheint erst jetzt das tiefere Verständnis für das seelische Geschehen erwacht zu sein. Der Kampf zwischen Begierde und Verzicht, Genuß und Tugend mußte immer wieder bei denen, die ihn ernst nahmen, den Blick auf die Rätselhaftigkeit der Seele lenken, die so frei schien in ihren Entschließungen und doch so unfrei in ihrer Gebundenheit an Körper und Zustand, an Personen und Verhältnisse. Es ist eine Wirkung des Autonomiegedankens der Aufklärung, daß der Mensch auf einmal seine eigene Wichtigkeit erkannte. Man begann sich zu beobachten und versuchte die Gesetzmäßigkeit des seelischen Ich zu ergründen. Wie jedes Zeitalter von der Spannung entgegengesetzter Mächte bedingt ist, so bereicherte die gleiche Generation, die mit den Werkzeugen der Wissenschaft und durch forschenden Eroberergeist die Kenntnis der sichtbaren Außenwelt förderte, auch das Wissen um die dunkeln Gefilde der Innenwelt. Die Reflexion überflutete das harmlos-naive Dahinleben in Naturwirklichkeit und bürgerlichem Alltag. Man wurde empfindsam. Gewiß war auch dieser Zustand noch Rationalismus, wenigstens in seiner ursprünglichen Gestalt: man suchte — noch Young tat das in seinen vielgelesenen „Nachtgedanken" — das seelische Sein und Geschehen nach den Gesetzen der Vernunft zu verstehen und mit ihnen in Einklang zu bringen. Aber es gehörte gleichsam zu der Aufgabe der Selbstbeobachtung, daß man die schlanken und festen Vernunftbegriffe von der Flut der Empfindungen überströmen und aufweichen ließ. Man tat das so lange, bis der Rationalismus schließlich völlig aufgeweicht war; bis die Reflexion ganz zum Gefühl geschmolzen war und man wie in einem wogenden Meere hin- und hergetrieben wurde.

Der Pietismus hat, in Verbindung mit ausländischer, hauptsächlich französischer, spanischer und holländischer Mystik, diese Entwicklung mächtig gefördert, wie sein Wachstum selber ja Kennzeichen und geschichtliche Gestalt dieser zeitgemäßen Bewegung nach innen war. Durch ihn ist die Frömmigkeit aus einer dogmatisch-kirchlichen Angelegenheit ein seelisch-menschlicher Vorgang geworden. Gewaltig, manchmal gewaltsam forderte diese neue Lage zur Selbstbeobachtung auf. Nur wer sich selber erforschte, seine Seele kannte, die Fallstricke des Bösen zu vermeiden wußte, nur der gelangte ans Ziel, zum Heil. Es war nötig, sich die Schwäche der Seele immer wieder gegenwärtig zu halten. Es war heilsam, für sich und die anderen Gläubigen seine Erfahrungen in Angst und Sieg aufzuzeichnen. Die zahlreichen Autobiographien und Seelenanalysen der Pietisten sind ein gewichtiges Zeugnis dieser Verinnerlichung.

Die Aufweichung des älteren harten Rationalismus in eine flüssige Gemütsinnigkeit kann man an dem Übergange des hallischen Pietismus zum Herrnhutertum erkennen. Zinzendorf hat jegliche Dogmatik als rationales Glaubenssystem preisgegeben. Nur Eines steht ihm als strahlendes Licht im Mittelpunkt seiner Erlösungslehre: Jesus und die heilende Kraft seines Blutes. Aber er legt diese Idee nicht mehr aus; er deutet sie der verstehen wollenden Vernunft nicht. Sie ist ihm selbstverständliches Glaubensgut. Er verkündet sie einfach in der Sprache des Gefühls, der Innigkeit. Er umspült den Gottessohn mit dem Blute eigener Inbrunst. Der Quellgrund seines Glaubens ist das Herz, nicht der Verstand: „So stark in dieser zarten Kindheit der Skeptizismus mit meinen Gedanken rang, so weit blieb er mir vom Herzen, welches voll Liebe zu Jesus war.“ Von seinem Glauben aus gelangt er zur Überwindung des Rationalismus. Am 3. Februar 1731 redet er darüber, daß „das Herz müsse tichten lernen, und aus dem Herzen müßten die Gedanken entstehen, nicht mehr allein aus dem Gedächtnis und der Überlegung, wenn man des Herrn Sinn erreichen“ wolle. Neun Jahre später bekennt er in noch drastischeren Worten die Überlegenheit des Fühlens über das Verstandesdenken: „Ich habe bei Hof gefraget, wenn man närrisch werde, wie würde es mit der Seele aussehen, wenn alles im Kopfe ist. Wir haben da doch noch was, das ist das Herz, und da kann ich ein Kind Gottes sein, wenn ich (als Wahnsinniger) an Ketten liege.“

31. Susanne von Klettenberg, Goethes „Schöne Seele“. Miniaturgemälde im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

Die reinste Verkörperung dieses innerlichen Menschen ist Goethes Schöne Seele, Susanne von Klettenberg. Seit einem Blutsturz im achten Jahre ist ihre Seele ganz Empfindung und Gedächtnis. Eine unendliche Lektüre nährt ihren Hang zum Geistigen. Wie sie in die Gesellschaft der großen Welt eingeführt wird, empfindet sie nur die Leere. Eine Verlobung scheint ihr Leben in den Weg der äußerlichen bürgerlichen Ordnung zu lenken. Aber sie wird ihr nur der Anlaß, sich Gott wieder zu nähern. Sie bittet ihn, ihrem Verlobten eine Stelle zukommen zu lassen, um die er sich bewirbt. Wie ihre Bitte fehlschlägt, erträgt sie den Mißerfolg mit heiterem Gemüte, da sie sich überzeugt, daß das anscheinende Übel ihr zum wahren Besten gereichen wird. Immer mehr zieht sie sich nun von den Vergnügungen der Welt zurück. Die Welt ist ihr wie ein Keller mit vollen Fässern, wo die verdorbene Luft sie zu ersticken droht: auch wer den Wein noch so sehr liebt, wird sich aus ihm in die reine Luft zurückflüchten. Ihr Verlöbnis geht in die Brüche. Nun lebt sie ganz dem Geistigen: der Frömmigkeit, den Künsten und Wissenschaften. Sie zeichnet, malt, liest; statt der großen Welt, die sie verlassen, bildet sich ein kleiner Kreis um sie. Aber in ihrem inneren Leben geht sie völlig ihren eigenen Weg. Die harte Läuterungsschule der hallischen Pietisten behagt ihr nicht. Die Sünde kennt sie nicht. In dem Umgange mit Jesus fühlt sie den süßesten Genuß aller ihrer Lebenskräfte. An ihn wendet sie sich, wenn sie einen Rat braucht. So lebt sie lange in selbstgefälliger Sicherheit

dahin. Da weckt sie ein Freund durch die Offenbarung menschlicher Schwächen und sittlicher Verirrungen aus dem Schlafwandel auf. Sie spürt, wie nahe sie selber am Abgrund hinwandelte, und wie sehr die Gefahr der sittlichen Verschuldung ihr selber drohte. Sie fleht zu Gott um den Glauben, der sie völlig vor Sünde schützen soll, und er erhört sie. Nun fühlt sie sich ganz sicher. Eine unbeschreibliche Heiterkeit kommt über sie. Sie meint Flügel bekommen zu haben: „Ich konnte mich über das, was mich vorher bedrohete, aufschwingen, wie ein Vogel singend über den schnellsten Strom ohne Mühe fliegt, vor welchem das Hündchen ängstlich bellend stehen bleibt." Aber nun ist sie auch allein auf sich selber gestellt. Die Predigten in der Kirche sagen ihr nichts mehr. Die Prediger kommen ihr vor wie Leute, die sich die Zähne an den Schalen abstumpfen, indessen sie den Kern genießt. Sie tritt in Beziehung zu den Herrnhutern. Aber sie vermag sich in ihrer inneren Selbständigkeit auch ihnen nicht zu eigen zu geben. Selbst die leiseste äußere Form beengt und hemmt ihre des freien Fliegens gewöhnte Seele. Schließlich ist sie so ganz innerliches Leben geworden, daß ihr ist, als wenn ihre Seele ohne Gesellschaft des Körpers dächte; sie „sah den Körper selbst als ein ihr fremdes Wesen an, wie man etwa ein Kleid ansieht . . . Der Körper wird wie ein Kleid zerreißen, aber Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin."

Wenn Goethe in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" die Schöne Seele als für das Leben in der Welt ungeeignet darstellt, so ist damit nicht gesagt, daß alle derartige Innerlichkeit zu solcher Weltuntauglichkeit führen muß. Susanne von Klettenbergs Freund, Friedrich Karl von Moser, hat mystische Selbstversenkung mit dem Dienste für die Welt zu verbinden gewußt. Ebenso ist Michael von Loën (1694—1776), Goethes Großoheim, ein feingebildeter Weltmann gewesen wie Fénelon, dem er nacheiferte, unähnlich Zinzendorf, den er ablehnte. Durch eifrigen Umgang mit Menschen allerart, durch ausgedehnte Reisen begründet er seine Menschenkenntnis. Er verbindet mit theologischen Neigungen das Interesse für Staat und Wirtschaft. Er studiert die Geschichte und beschäftigt sich mit Erziehungsfragen. Er spricht und schreibt außer dem Deutschen Italienisch, Französisch, Lateinisch. Er verfaßt Verse und Romane, versteht sich aufs Theater, bildende Kunst und Musik, sammelt Bücher und ist Militärschriftsteller. Trotz dieser Vielheit von Interessen und Kenntnissen bleibt er aber immer er selber. Sein Wahlspruch ist der des Paracelsus: „Alterius non sit, qui suus esse potest" (wer sein eigener Herr sein kann, sei keines anderen Knecht). Immer wieder zieht er sich zu beschaulicher Einsamkeit auf sein Landgut in der Nähe von Frankfurt zurück; denn er ist nicht der Pietist von dem Schlage der Hallenser, die die Natur verachten. „Es denkt sich gar so schön in dem weiten Raume eines offenen Luftkreises, bei dem Glanz eines klaren oder mit Licht und Schatten vermengten Himmels, wo breite Ströme fließen oder sanfte Bäche rauschen." In der Natur offenbart sich ihm Gott mit der gleichen Innigkeit und Tiefe wie in den Gründen des frommen Gemütes oder den Büchern der heiligen Schriften. Aber er liebt auch, in seinem Hause in der Stadt wie auf dem Lande Freunde zu empfangen und mit ihnen heitere Stunden der Geselligkeit in behaglichem und angeregtem Gespräche zu verbringen. Seiner Persönlichkeit und Lebensführung geht so alles Geistlich-Kirchliche im Sinne pfäffischer Unduldsamkeit und Einseitigkeit ab; Dogmatik erscheint in seiner Weltanschauung völlig in menschliche Bildung aufgelöst, Religion Psychologie geworden. In seinem Werke „Die einzig wahre Religion" (1750) wird der Inhalt der christlichen Lehre auf die reine Liebe zurückgeführt: alle Tugend, Nächstenliebe, alle Freiheit, Einfalt und Unschuld fließt aus der „glückseligen Empfindung" dieser „empfindlichen, rührenden" Liebe; die Grenzen der Kirchen und Sekten werden von ihr überflutet; sie ist es, die das Paradies auf Erden schafft.

Dem aufgeklärten und empfindsamen Weltmann von Loën steht in Albrecht von Haller (1708—77) der grüblerische Gelehrte gegenüber. Verstandesscharf und ein ausgezeichneter Beobachter, aber von schwerem Geblüt, wird er zwischen den lösenden Mächten der Zeit und eigenem Trübsinn hin- und hergeworfen. Das Schicksal seiner Vaterstadt Bern erfüllt ihn von Jugend auf mit ernster Sorge: in der Ungerechtigkeit der politischen Verhältnisse, der Üppigkeit der regierenden Geschlechter scheint sich ihm Umsturz und Ende anzukündigen. Zorn und Angst machen ihn zum Juvenal seiner Zeit, und er schreibt ein Gedicht über die verdorbenen Sitten. In sein eigenes Leben ragt der Schatten des Unglückes. So wird es ihm schwer, an Leibnizens These von der besten aller Welten zu glauben. Wo bleibt in ihr das Übel? Immer wieder ringt er mit diesem Rätsel. Ein ganzes Gedicht hat er der Frage von dem Ursprung des Übels in der Welt gewidmet. Der Diesseitspessimismus des Barock scheint in ihm wieder erstanden. Aber mit der ihm eigenen Geisteskraft überwindet er die Anfechtungen der Schwere. Gott hat den Schmerz des Körpers gewollt; er ist der bittere Trank, womit der Leib sich heilt. Gott hat dem Menschen den freien Willen gegeben, damit er den Kampf gegen die Sünde aufnehme; denn er will keinen Zwang; er will Freiheit und Bewegung in der Welt. Im übrigen aber soll sich die menschliche Vernunft in dem Urteil über die Unvollkommenheit der Schöpfung bescheiden.

Alle diese Charaktertypen sind einseitige Ausprägungen gewisser seelischer Richtungen der Zeit. In Einem scheinen sich alle geistig-sittlichen Mächte der Epoche zur überragenden Gestalt verdichtet zu haben: in Lessing. Wie Leibnizens Monade, ist Lessing alle Zeit von dem Drang nach Erkenntnis und dem Streben nach sittlicher Vollkommenheit geleitet, und wie in Leibnizens Universum kein Raum ist, der nicht von Geist beseelt wäre, so gibt es in Lessings Leben keine leeren, nicht von Arbeitswillen und -kraft erfüllten Stellen. Sein ganzes Wesen scheint Vernunft, Kritik, Erkenntnisdrang, wissenschaftlicher Eifer. Wieviel Sprachen hat er sich angeeignet, in wieviel Wissenschaften sich forschend betätigt! Aber er sammelt all diese Kenntnisse nur, um seinen Forscherdrang an ihnen zu erproben. Seine Lust, zu sichten und zu scheiden, aus der unübersehbaren Fülle des Stoffes die wesentlichen Linien herauszuarbeiten, ist nicht weniger groß als die Wut des Sammlers. Er ist der Schüler Leibnizens auch darin, daß er in allem, was ist und wird, die göttliche Vernunft schaffen sieht. Sie zu erforschen und nachzuweisen in dem Wuste und Wirrwarr der Einzeldinge, ist Inhalt und Ziel seines Strebens. Ihre Gesetzmäßigkeit in der Masse der Erscheinungen aufzudecken, seine Freude und sein Stolz. Wissenschaft ist ihm nicht ein Begriff des Gedächtnisses, sondern der Logik. Ein Gegenstand heißt ihm wissenschaftlich erkannt, wenn seine Vernunftnatur nachgewiesen ist. Das bedeutet ihm Wahrheit. Aber da die göttliche Vernunft sich in der Welt als eine werdende zeigt, so kann auch die Wahrheit nur eine werdende sein: ein Weg zu immer größerer Klarheit. Dem forschenden Menschen ist der „ewig rege Trieb nach Wahrheit" zugeteilt; „die reine Wahrheit" ist nur für Gott allein. Gedächtnismäßig festes Wissen ist für ihn Ablagerung von materiellen Gütern, also eine tote Last. Solange der Mensch lebt, ringt er nach dem fernen Ziel.

Dieses Streben nach der ewig fernen Wahrheit ist zugleich ein sittlicher Werdegang. Im Dienste der Wahrheit vervollkommnet der Mensch seine moralische Persönlichkeit. Lessings gelehrter Streitlust fehlt alles Hämische, so grimmig sein Hohn, wenn er gereizt wird, seine Hiebe austeilen kann; es fehlt ihr auch alle Gewinnsucht und Liebedienerei gegenüber den Großen dieser Erde. Das Tun des geistig Arbeitenden erscheint überglänzt von der Aureole des Sittlichen. Auch Lessing hat in seiner Jugend den Kampf der Zeit um die Tugend geführt.

Aber sein Temperament war stärker als das eines Gellert. Er hat es ausgesprochen, daß die Kraft des Wollens und die Erkenntnis der Vernunft nicht ausreichen, den Menschen an sich sittlich zu machen. Dennoch hat ihm die dauernde Übung der Vernunft in der geistigen Leistung die Gegenkraft gegen die Sinnlichkeit geschenkt. Nun spricht er nicht mehr von der Tugend, wie etwa Wieland, er besitzt sie. Aber sie ist ihm nicht jene Fehllosigkeit bürgerlicher Moralität mit einem Stich ins Philiströse, die die Ethiker der deutschen Aufklärung unter Tugend verstanden, sondern Virtus im antiken Sinne: das Tüchtigsein schlechthin als die Stärke des rastlos Leistenden.

Und darum auch Frömmigkeit. Lessing ist auch darin der große Vertreter seiner Zeit, daß die Auseinandersetzung mit den kirchlichen Fragen immer wieder sein Innerstes aufgewühlt hat. Alle religiösen Mächte des Jahrhunderts treffen sich in seiner Seele, und die Philosophie muß auch bei ihm die Aufgabe der Klärung übernehmen. Er hat versucht, den Irrationalismus der christlichen Dogmatik mit den Gesetzen der Vernunft in Einklang zu bringen und die Frömmigkeit des Grafen Zinzendorf zu verstehen. Er hat die Naseweisheit moderner Freigeisterei verdächtig gemacht und sich in Spinozas Pantheismus versenkt. Er gehört zu den bedeutendsten Vertretern der geschichtlichen Bibelkritik und hat den Wert echter Freimaurerei für das religiös-sittliche Leben erhellt. Nathan der Weise, mit seiner Verkündigung der Liebe, ist die tiefste Botschaft der Frömmigkeit der Aufklärung geworden.

Nur für Eines hat er keinen Sinn gehabt: für tränenselige Empfindsamkeit und überströmendes Schwelgen in schönen Gefühlen. Damit bekundet er den männlich-heroischen Geist der Aufklärung. Von Gefühlskargheit darf man darum noch nicht bei ihm sprechen, nur von der Unfähigkeit seiner ganz und gar nicht lyrischen Natur, Gefühle auszusprechen, und da er alle falsche Sprache haßt, so äußert er die Gefühle lieber gar nicht. Nämlich als Gefühle. Er läßt sie zu den Eiskristallen der Ironie gefrieren, wie in den erschütternden Billetten an Eschenburg über den Tod seines Söhnleins und seiner Frau.

Bis zuletzt blieb er ein Mensch der Aufklärung: hochgemut, vertrauend im Bewußtsein eigener Kraft, heldenhaft dem Unglück trotzend, besonnen die Barke seines Lebens durch Strudel und an Klippen vorbei lenkend, ein Mensch eigener Prägung und eigener Gesetzmäßigkeit. Wie hell leuchtet die Gabe klarer Beherrschung des Schicksals aus dem Worte, das er einst zu Eva König sprach: er habe eine besondere Gabe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken, und er sei stolzer auf sie als auf alles, was er wisse und könne!

Keine Persönlichkeit der Aufklärung sammelt das reiche Licht jener Zeit so voll in sich wie Lessing. Keine vermag uns auch die seelisch-sittliche Wandlung deutlicher zu offenbaren, die die Deutschen von 1700 bis 1780 erfahren haben. Leibniz, der galante Höfling, hat sich in den Freiherrenstand erheben lassen. Lessing bedurfte dessen nicht mehr, um sich Ansehen zu geben. Gotthold Ephraim Freiherr von Lessing — wer würde das nicht als eine ungeheuerliche Fälschung der Geschichte empfinden!

Im Jahre 1773 hat Justus Möser ein „Schreiben eines reisenden Franzosen an seinen Wirt in Westfalen" veröffentlicht. Der Franzose verspottet darin die derbe Gesundheit und ungeschminkte Wahrhaftigkeit der Deutschen: „Man erstickt bei eurer vielen Gesundheit . . . Eure sogenannten Damen haben nichts von dem sanften Gelispel, nichts von der zärtlichen Mattigkeit, nichts von der zitternden Empfindsamkeit und überhaupt nichts von der unaussprechlichen Morbidezza, welche die geringste Bürgerfrau in Paris sich, sooft sie will, zu geben weiß." Er spricht von dem Hang zum Vernünftigen und Nützlichen, von der Sittlichkeit der Deutschen:

Alle verheirateten Weiber haben Kinder, und oft sehr viele; sie bringen ihre edelste Zeit mit deren Erziehung zu, und es gibt Männer, welche dergleichen Kindermütter mit zärtlichen Augen ansehen können. Die Männer des Adels arbeiten in Deutschland oft für einen armen Bauern, als wenn des ganzen Landes Wohlfahrt daran läge, ob hundert dergleichen Krautköpfe mehr oder weniger in der Welt wären. „Euer ganzer Adel braucht nicht so viel wohlriechendes Wasser als ich für meine Person allein . . Eure Gelehrten wissen kaum mit dem Hunde einer Dame, geschweige denn mit vernünftigen Menschen umzugehen, und der geringste Schuhflicker in Paris hat mehr feine Lebensart als euer bester Vollmeier. Ich begreife gar nicht, wie es sich in einem solchen Lande leben läßt, wo die Leute nichts tun als arbeiten, essen, schlafen und sich wohl befinden; wo man keinen König zu bedauern, keinen Minister zu verfluchen, keine Gräfin zu kreuzigen, keine Kommis zu spießen, keiner Verordnung zu spotten, keine Freunde zu stürzen, keine Großen zu hassen, keine Parteien zu erheben und keine Krankheiten zu erzählen hat; wo es keine Männer zu betrügen, keine Weiber zu verführen, keine Tugend zu kaufen oder zu verkaufen, keine Patrioten zu erhandeln und keine Betrüger zu verehren gibt; kurz wo die Übertretung aller zehn Gebote Gottes einem so wenig Ansehen als Vergnügen gibt."

Hätte die innere Tüchtigkeit des deutschen Volkes drastischer ausgedrückt werden können als durch diese ironischgemeinte Tadelrede?

DAS KIRCHLICHE LEBEN UND DIE FRÖMMIGKEIT

Samuel Pufendorf, der große Rechtslehrer des 17. Jahrhunderts, hat die Notwendigkeit der kirchlichen Spaltung in Deutschland aus den Spannungen der politischen Verhältnisse abgeleitet: der Kaiser, erklärt er, müsse sich auf die geistlichen Fürsten stützen, um in ihnen einen Rückhalt gegen die Machtgelüste der weltlichen zu haben. Hätte er sich vom Papsttum ablösen wollen, so hätte er doch die weltlichen Fürsten nicht hinter sich gehabt, da die alten Häuser sofort Ansprüche auf den Kaiserthron gestellt hätten. So sei geradezu der Bestand des Reiches unter der habsburgischen Monarchie durch die kirchlichen Gegensätze bedingt.

Der Westfälische Friede hatte den furchtbaren Kämpfen zwischen den drei Bekenntnissen während des Dreißigjährigen Krieges ein Ende gemacht, ihre politische Gleichberechtigung gewährleistet und ihre Besitzverhältnisse nach dem Zustand von 1624 geordnet. Der Katholizismus herrschte im wesentlichen in den Gebieten des deutschen Südens, Österreich, Bayern, Baden und in den geistlichen Fürstentümern am Main, Rhein und in Westfalen. Lutherischen Glaubens waren der ganze nördliche, mittlere und östliche Teil Deutschlands bis nach Regensburg und vom Süden vorwiegend Württemberg. Dem reformierten Bekenntnis endlich zwinglischer und calvinischer Richtung gehörte ein vielfach zersplitterter Streifen Landes an, der sich zwischen den katholischen und den lutherischen Gebieten des Ostens und den katholischen der westlich an Deutschland angrenzenden Länder von der Schweiz nach Holland hinzog und von dem deutschen Reiche hauptsächlich die Kurpfalz, den größten Teil von Nassau, die Gegend um Hanau, Lippe und Tecklenburg umfaßte. Daneben gab es paritätische Gebiete, so in Österreich und in dem Bistum Münster.

Aber diese in den Friedensverträgen gewährleistete Selbständigkeit der drei Bekenntnisse schloß in den einzelnen Territorien den Glaubenshader der Kirchen und ihrer Angehörigen nicht aus. Noch 1765 stellt Friedrich Karl von Moser fest, daß beide Religionsteile nicht auf-

gehört hätten, den Friedensvertrag mit der „unzufriedenen und unbilligen Eifersucht zu betrachten, womit zwo Kinder eines Vaters aus verschiedenen Ehen dessen Testament betrachten, in welchem die Jüngeren nicht reichlich genug bedacht und die Älteren um ihrer Stiefgeschwister willen an dem ihrigen sich allzu sehr verkürzt zu sein glauben". Wenn Moser darauf hinweist, wie diese mißvergnügte Stimmung von dem unruhigen Geist der Klerisei unaufhörlich unterhalten und von neuem angefacht werde, so traf der Vorwurf die Geistlichkeit des katholischen wie des lutherischen Lagers. Aber auch in reformierten Kreisen, wo doch der Gedanke der Duldung am frühesten Wurzeln getrieben hatte, kam es vor, daß religiöser Übereifer Andersgläubigen das Leben verbitterte. In Augsburg bestand die Verordnung, daß Katholiken und Protestanten getrennte Bälle abhalten mußten. Die Besetzung der Ämter bis zu den niedrigsten war nach Konfessionen geordnet. Als Christof Martin Wieland zum Kanzleiverwalter in Biberach gewählt worden war, focht die katholische Partei die Wahl an, indem sie behauptete, daß diesmal die Reihe an einem Katholiken gewesen wäre, und führte den Prozeß durch alle Instanzen bis hinauf zum Reichshofrat in Wien. In Augsburg bezeichneten sogar die Handwerker ihre Erzeugnisse mit den Buchstaben C (Catholisch) oder AC (Augsburger Confession). Kam es zur Auseinandersetzung zwischen den drei Bekenntnissen, so galt auch im 18. Jahrhundert für die Lutheraner noch die Auffassung, die der fanatische Hofprediger Hoë von Hohenegg in Dresden zu Beginn des 17. in die Worte gefaßt hatte: „Daß man mit mehrerer Sicherheit es mit den Papisten als mit den Calvinisten halten könne ... den Calvinisten zu ihrer Religionsübung helfen, sei wider Gott und Gewissen und nichts anderes als dem Urheber der calvinistischen Greuel, dem Teufel, einen Ritterdienst leisten." Hatte schon Luther in Zwingli den Geist eines humanistischen Modernismus verurteilt, so ging die lutherische Orthodoxie in der Ausbildung eines festen und geschlossenen kirchlichen Systems durchaus in den Spuren der katholischen Kirche und behandelte die Reformierten als Abgefallene und Ketzer. Albrecht von Haller erzählt in seinem Reisetagebuch 1726, wie in dem lutherischen Hamburg ein wunderlicher Haß wider die Reformierten sei. Der orthodoxe Pastor Erdmann Neumeister habe 1722 geradezu in einer eigenen Schrift vor der calvinischen Arglistigkeit in einem damals zutage getretenen Zürcher Vorschlag zur Aussöhnung der Bekenntnisse gewarnt. Die Reformierten in Frankfurt a. M. mußten ihren Gottesdienst in Bockenheim abhalten. In Ludwigsburg zwang man sie, die Kirche, die ihnen der Herzog eingeräumt hatte, wieder den Lutheranern zurückzugeben. In Heilbronn wurde ein lutherischer Senator um 1750 um 100 Gulden gebüßt, weil er eine reformierte Frau geheiratet hatte. Umgekehrt erzählt Schnabel in den „Wunderlichen Fata einiger Seefahrer" (um 1730), wie eine lutherische Frau, die so unbesonnen war, einen Reformierten in zweiter Ehe zu heiraten, von ihm mit ihren drei Kindern so übel mißhandelt worden sei, daß sie sich endlich bequemte, die Kinder im reformierten Glauben aufzuziehen. Schon der Jugend wurde so der Haß gegen die Andersgläubigen eingepflanzt. Schnabel berichtet von Streitigkeiten zwischen den Schülern eines lutherischen Gymnasiums und denen eines Jesuitenkollegiums am gleichen Orte. In der Nähe der Stadt befand sich ein Echo, das die Jesuitenzöglinge benützten, um den lutherischen Gymnasiasten, wenn sie dort spazieren gingen, Stichelreden zuzurufen:

„Quid est Lutheranus?... Anus.
Quid est Lutheri aemulus?.. Mulus.
Quomodo vocatur Lutheranorum studiosus? .. O sus!"

(Was ist ein Lutheraner?... Ein Esel. — Was ist der Nachfolger Luthers?.. Ein Maultier. — Wie wird ein Schüler der Lutheraner gerufen?... O Schwein.)

Die lutherischen Gymnasiasten blieben die Antwort nicht schuldig. Sie riefen in das Echo:

„Quid est Jesuitulus?... Vitulus.
Nonne nequam est Jesuita?... Ita."

(Was ist ein Jesuitlein?... Ein Kalb. — Ist ein Jesuit nicht ein Schuft?... Jawohl.)

Besonders bedrängt in ihrem kirchlichen Leben waren die protestantischen Untertanen katholischer weltlicher und geistlicher Fürsten: in der Pfalz, in der deutsch-polnischen Stadt Thorn und in dem Erzbistum Salzburg.

In der Pfalz waren die Kurfürsten Johann Wilhelm (1690—1716) und Karl Philipp (1716—42), gestützt auf eine Bestimmung des Friedens von Ryswyk (1697), bestrebt, mit Hilfe der Jesuiten die Bevölkerung dem katholischen Glauben zurückzugewinnen. Unter Johann Wilhelm entriß man den Reformierten, trotzdem sie mit Einschluß der Lutheraner viermal so stark waren wie die Katholiken, die Kirchen und das Kirchengut und erschwerte ihnen mit allen Mitteln die Ausübung des Gottesdienstes. 240 Kirchen wurden so den Protestanten weggenommen. Im Staatsdienst wurden nur Katholiken angestellt. Unmündige Waisen und Kinder aus gemischten Ehen wurden gewaltsam katholisch gemacht. Die Protestanten mußten die katholischen Feiertage feiern, für die Prozessionen Blumensträuße, Wein, Brot und Pulver liefern, vor der Hostie das Knie beugen und in ihren Kirchen das Ave läuten. Die evangelischen Reichsstände, sogar auswärtige Regierungen, erhoben Einsprache. Aber erst als Friedrich I. von Preußen mit entsprechenden Maßnahmen antwortete und drohte, in Magdeburg, Halberstadt und Minden gegen den katholischen Klerus gleich vorzugehen, ließ sich Johann Wilhelm 1705 bewegen, wenigstens die drückendsten Mißstände wieder zu beseitigen. Aber nun richtete sich das Eroberungsgelüste des katholischen Fürsten auf die Universität Heidelberg. Trotzdem er in der Religionsdeklaration von 1705 ausdrücklich zugesichert hatte, ihren vorwiegend reformierten Charakter unangetastet zu lassen, berief er mehr und mehr Jesuiten, so daß vor allem die Professuren der philosophischen Fakultät bald ganz von ihnen besetzt waren. Sie trugen von hier aus das Feuer des Religionshaders nicht nur in die akademische Lehrtätigkeit hinein, sondern auch weit in das Reich hinaus. Die Hochschule büßte dafür die wissenschaftliche Bedeutung, deren sie sich im 17. Jahrhundert erfreut hatte, für ein Jahrhundert ein.

Die Jesuiten sorgten auch dafür, daß unter Karl Philipp die Repressalien mit neuem Eifer aufgenommen wurden. Da im Heidelberger Katechismus von 1563 die Messe als eine „vermaledeite Abgötterei" bezeichnet war, so untersagte der Kurfürst 1719 den Gebrauch des Katechismus und ließ sämtliche Exemplare des Buches einziehen. Durch die Vereinbarung von 1705 waren die Reformierten gezwungen worden, den Chor der Kirche zum Heiligen Geist in Heidelberg den Katholiken abzutreten und sich mit dem Schiffe, das durch eine Mauer abgetrennt war, zu begnügen. Da wurde — es war im September 1719 — ihnen auch das Schiff weggenommen, die Scheidemauer niedergerissen und das ganze Gebäude den Katholiken eingeräumt.

Jetzt aber regte man sich im evangelischen Lager; die neuen Gewaltmaßregeln gegen die Protestanten in der Pfalz deuteten auf eine rücksichtslose Verwirklichung der katholischen Wiedereroberungspläne. England, Holland, Schweden legten Verwahrung ein. Hatte Papst Clemens XI. den Glaubenseifer des Kurfürsten gefeiert, so ermutigte der Erzbischof von Canterbury den Kirchenrat der Pfalz zum tapferen Ausharren in dem Kampfe gegen „die tollkühnen, falschen und treubrüchigen Jesuiten und gegen die Person, welche man den Römischen Papst nennt". Wirksamer erwiesen sich auch jetzt die Gegenmaßnahmen der evangelischen Reichsstände. Friedrich Wilhelm I. von Preußen entzog den Katholiken von Minden

32. Andacht der Salzburgischen Protestanten hinter verschlossenen Türen. Kupferstich der Zeit.

den Dom und verbot die öffentlichen Gottesdienste in mehreren Klöstern im Halberstädtischen. In Celle ließ der Kurfürst von Hannover die katholische Kirche schließen. Ähnlich ging der Landgraf von Hessen vor. Schließlich mußte der Pfälzer weichen. Die Reformierten erhielten das Schiff der Heiligengeistkirche wieder zurück, und der Katechismus wurde, mit Unterdrückung der beanstandeten Stelle, wieder frei gegeben. Zur Strafe verlegte der Kurfürst damals seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim.

Noch grausamer gingen die Jesuiten in der Stadt Thorn vor. Seitdem August der Starke 1697 seinen protestantischen Glauben um die Krone Polens dahingegeben, hatte die katholische Propaganda in seinen Reichen an Zuversicht und Boden gewonnen. So hatten in der mehrheitlich evangelischen Stadt Thorn die Jesuiten ein Kollegium errichtet und sich aller Kirchen bis auf eine bemächtigt. Durch diese Feindseligkeiten aufs äußerste gereizt, erhob sich der protestantische Volksteil bei Anlaß einer großen Prozession im Jahre 1724, erstürmte das Jesuitenkollegium und schlug alles kurz und klein. Nun veranstalteten die Jesuiten ein Strafgericht von unerhörter Grausamkeit. Sie veranlaßten die militärische Besetzung der Stadt, ließen zahlreiche Personen verhaften und machten einen Prozeß bei dem polnischen Königsgericht anhängig. Ohne den Magistrat von Thorn anzuhören, fällte das Gericht das Urteil, verhängte zahlreiche und schwere Bußen über die Lutheraner und verfügte die Hinrichtung des ersten Bürgermeisters und neun weiterer Bürger, nachdem ihnen allen vorher die Hände abgehauen worden waren. Die einzige ihnen bis dahin noch verbliebene Kirche wurde den Lutheranern entrissen und zur Verherrlichung des blutigen Sieges eine Mariensäule errichtet. So schnell war der Racheprozeß durchgeführt worden, daß die Einsprachen und Gegenmaßregeln der evangelischen Länder zu spät kamen.

Folgenreicher für das politische und wirtschaftliche Leben weiter Gebiete war die Verfolgung der Lutheraner im Erzbistum Salzburg durch den Erzbischof Firmian. Kaum hatte er seine Würde in Besitz genommen (1727), so sandte er Jesuitenmissionen in die Bergtäler, wo sich das Luthertum über die Verfolgungen der Gegenreformation und am Ende des 17. Jahrhunderts noch erhalten hatte. Die Protestanten schlossen sich im Sommer 1731 zum „Salzbund" zusammen, gelobten Treue gegen das Evangelium bis zum Tod und wandten sich hilfesuchend an Kaiser und Reich und die evangelischen Mächte. Der Erzbischof aber erklärte diese

33. Aufbruch der Salzburgischen Protestanten nach Preußen im Jahre 1732. Kupferstich der Zeit.

Schritte für Rebellion, ließ einige tausend Mann Truppen in die Bergtäler einmarschieren und die Protestanten drangsalieren. Dann wurde am 31. Oktober ein Emigrationspatent erlassen, das alle Protestanten innerhalb kürzester Zeit aus dem Erzbistum verbannte. Sie fanden in Preußen willkommene Aufnahme, wo Friedrich Wilhelm I. die während des Nordischen Krieges durch Pest und Viehseuche heimgesuchten und entvölkerten Gebiete wieder neu besiedelte. Am 2. Februar 1732 verkündigte er durch ein feierliches Patent seinen Willen, die verfolgten Glaubensgenossen in seinem Lande aufzunehmen, und richtete an den Erzbischof die Aufforderung, die Emigranten „als unsere nächstkünftigen Untertanen zu konsiderieren und anzusehen" und ihnen alle durch die Reichsverfassung verbürgten Rechte hinsichtlich ihrer Habseligkeiten angedeihen zu lassen; widrigenfalls werde der König sich durch entsprechende Repressalien gegen die Katholiken in Preußen schadlos halten. Den Auswanderern selber wurden Reise- und Taggelder und alle üblichen Rechte der Kolonisten zugesichert. Er erreichte damit, daß der weitaus größte Teil der Salzburger Protestanten, im ganzen 20000, sich nach Preußen wandte. Nur wenige Scharen gingen nach Franken und Schwaben, nach Holland, Schweden und Amerika. Überall wurden sie auf ihrem Wege von der protestantischen Bevölkerung aufs freundlichste aufgenommen und beschenkt. In allen protestantischen Ländern veranstaltete man Sammlungen für sie.

Eines der wichtigsten und folgenschwersten Mittel in dem Kampfe der katholischen Kirche um die Wiedereroberung ihrer Machtstellung war die Gewinnung von protestantischen Herrschern oder von Angehörigen ihrer Häuser für den Katholizismus. Im Verlaufe des 17. und 18. Jahrhunderts fanden etwa zwei Dutzend solcher Übertritte statt, wobei die Gründe in den wenigsten Fällen religiöse Überzeugung, meist Habsucht, Ehrgeiz, Berechnung, Haltlosigkeit

oder Eitelkeit waren. So trat Herzog Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg zum Katholizismus über, als er sich in dritter Ehe mit einer reichen böhmischen Witwe verheiratete. Der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels mag bei seinem Übertritt auf die Unterstützung des kaiserlichen Hauses in seinen Streitigkeiten mit der Kasseler Hauptlinie seines Hauses gerechnet haben. August der Starke, Kurfürst von Sachsen, wurde durch die Aussicht auf den polnischen Thron bestimmt. Der entartete Herzog Christian von Mecklenburg-Schwerin tat den Schritt in Paris unter dem Einfluß des Hofes Ludwigs XIV. Ausschließlich durch weltlichen Ehrgeiz ließ sich Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, der bekannte Romanschriftsteller, bestimmen, während Johann Friedrich von Braunschweig, der sechzig Jahre früher übergetreten war, den Schritt aus religiösen Gründen getan hatte. Hauptsächlich auf die jüngeren Söhne und die Angehörigen von Nebenlinien der protestantischen Häuser hatte es die katholische Werbetätigkeit abgesehen. Man versprach ihnen wohldotierte und hohe Stellen und sorgte dafür ,daß sie durch ihre Vermählung mit katholischen Frauen katholische Linien begründeten. Ja, man dispensierte zu diesem Zwecke sogar solche, die die geistlichen Weihen empfangen hatten, von der Pflicht des Cölibates.

Im 17. Jahrhundert hatten die Übertritte bedeutender Gelehrten wie Johannes Scheffler (Angelus Silesius) nicht geringes Aufsehen erregt. Im 18. Jahrhundert wurden sie seltener, wenn sie auch, wie das Beispiel des ältesten Bruders des herrnhutischen Bischofs Spangenberg oder das Winckelmanns zeigt, nicht völlig fehlen. Erst die Nähe der Romantik läßt sie am Ende des Jahrhunderts wieder häufiger werden.

Wenn so Protestanten und Katholiken sich in der Wahrung ihres Besitzstandes und der Eroberung neuer Gebiete gegenseitig befehdeten, so waren sie untereinander eins in der Abwehr der Aufklärung. Hier erkannten sie den Feind, der mit den stärksten Hebeln, denen des Geistes und der inneren Überzeugung, die alten Formen zu brechen vermochte. Der lutherische Magister Laukhard, der freilich einer der größten Windbeutel seiner Zeit gewesen ist, berichtet, wie die Gleichgültigkeit seines Vaters gegen alle Bekenntnisse in seiner Seele den Boden für die Aufnahme der katholischen Lehre vorbereitet habe, zu der er um einer Geliebten willen überzugehen bereit war. Später, als er in Heidelberg studierte, machte er sich einen grausamen Sport aus der „Bekehrung" seiner Freunde und Bekannten. Er zeigte ihnen, wie falsch und läppisch das Dogma sei, machte die biblische Geschichte verdächtig und wies auf die Widersprüche der Schrift hin. Er beschrieb den Abraham, Moses, David und andere in der Bibel als heilig hingestellten Personen als Erzspitzbuben und Rebellen, kritisierte in gleicher Weise die Erzählungen des Neuen Testamentes und zeigte, daß die weisen Heiden, ein Sokrates, Platon, Xenophon usw. die Moral und allgemeine Religion weit schöner und gründlicher gelehrt hätten. Endlich deckte er die Zänkereien, Spaltungen, Verfolgungen und Spitzbübereien der Kirchengeschichte auf. Gegenüber der Gefahr derartiger Zersetzung des religiösen Lebens mußten die Kirchen mit allen Mitteln bestrebt sein, die Reinheit und Sicherheit ihrer Lehren zu behaupten.

Am konsequentesten verfuhr hierin die katholische, der schon der Index als Teil der weitverzweigten und wohlgeordneten Aufsicht über das religiös-sittliche Leben von Priestern und Laien die Möglichkeit gab, gegen alle Neuerungs- und Umsturzgelüste einzuschreiten. In Wien und Prag, wo die Universitäten unter jesuitischer Leitung standen, mußten bis auf die Regierung Josefs II. die Professoren alljährlich ein eidliches Bekenntnis zum Satz von der unbefleckten Empfängnis der Maria ablegen. Damals bestand sogar noch eine Verordnung, daß ein Professor, der des Atheismus überführt wurde, 25 Stockschläge erhalten sollte, derjenige, der einen

anderen fälschlich des Atheismus beschuldigte, die Hälfte. Sogar am Ende des 18. Jahrhunderts war diese Bestimmung noch nicht vergessen.

Auf lutherischer Seite zeigte man an manchen Orten noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nicht weniger Eifer, wenn man auch weniger Macht besaß. Friedrich Nicolai hat in seiner Reisebeschreibung die Rede aufbewahrt, die ein Nürnberger Geistlicher namens Bez bei der Beerdigung eines gewissen Gruber aus Dinkelsbühl, eines freigeistigen Mannes, der sich auf dem Sterbebette die Hilfe des Pfarrers verbeten hatte, am 16. Dezember 1773 gehalten hat. Sie beginnt mit der donnernden Anrede: „Bestürzte Zuschauer! Wehmütig klagende Zuhörer! Versammlung, unter welche sich, wie ich hoffe, bei diesem beweinungswürdigen Fall Angst, Furcht, Schrecken und Entsetzen verbreitet hat!“ Dann hebt der Zürnende an: „Ich trete vor diesen Sarg, der den sterblichen Teil eines Sünders, eines bis an den letzten Hauch seines lastervollen Lebens verstockt gebliebenen Sünders in sich schließt, mit eben der innigsten Wehmut meines Herzens, mit welcher ich — noch zwei Tage vor seinem mit Schrecken genommenen Ende zu zweien Malen als ein Bote des Friedens vor sein Kranken- und Sterbebette getreten bin, mit der flehentlichen Bitte, zu eilen, seine arme, seine unsterbliche Seele als einen Brand aus dem höllischen Feuer zu erretten. Alle Anwesende wurden gerührt, nur der, dessen Seelenheil es betraf, blieb ungerührt, blieb unbewegt, — dieser gebundene Sklave des Mörders der Seelen äußerte kein Merkmal noch einiges Verlangen, von diesen Fesseln befreiet zu werden. Vielmehr wies er mich mit einem heftigen Ungestüm zu wiederholten Malen von sich hinweg . . . Ich nenne seinen Namen, der aus dem Buche des Lebens ausgetilgt ist, mit der gerechten Verabscheuung, die sein Andenken unter uns verdienet.“ Der Prediger weiß dem Toten nichts vorzuwerfen, als daß er frühzeitig schon die Bande der Liebe zerrissen, mit welchen er an diesen treuen Bundesgott zum Heile seiner Seelen war gefesselt worden!

Trotz der Straffheit derartigen Gewissenszwanges gewannen die Verlockungen des Weltlebens immer mehr Macht über die Gemüter. Manchmal bekommt man, vor allem in katholischen Landen, den Eindruck, als ob man sich den weltlichen Vergnügungen um so sorgloser hingegeben hätte, je sicherer man davon überzeugt war, daß die Kirche für das Seelenheil sorgte. Abraham a Sancta Clara entwirft in seinen Predigten drastische Bilder von der Kirchenflucht und Gleichgültigkeit vornehmer Frauen. Die eine, wenn sie endlich um Mittag zur Messe geht, unterhält sich in ihr mit ihren Freundinnen. Ebenso im Abendgottesdienst: „In der Kirchen schauet man, wer hereingehet, wer da stehet. ‚Paschy, gehe, sage dieser Gräfin, sie solle in meinen Stuhl kommen.‘ ‚Mein Schatz, wie seind die gemeine Leute so grob, sie geben dem hohen Adel wie ich und du keinen Respekt.‘ ‚Mein Herz, wie geht's dir? Was schreibt dein Herr Graf Gutes?‘ ‚Schau, schau, mein Gräfin, wie ziehet diese Secretarii-Frau auf; ihr Herr wird ihr diesen Brokat nicht kauft haben; es muß gewiß eine Verehrung sein, weilen er das Krumpe hat grad gemacht‘.“ Der Sonntag selber wird entheiligt. Die adeligen Damen kommen Samstag nachts um 12 Uhr aus der Gesellschaft nach Hause. Am Sonntag wird bis gegen 10 Uhr geschlafen. Dann wird Toilette gemacht. Sie „zwinget die Haar durch die Pomade in die Höhe, putzt, ziert, schmiert sich, umsteckt sich mit kostbaristen Haar- und Zitternadeln: es glänzet alles von Schmuck, Silber und Gold. Endlich kommet sie wie ein gestirnter Himmel gegen 12 Uhr in die Kirchen, setzt sich vornen in den großen Stuhl, damit sie jedermann sehe und von allen möchte gesehen werden. Der Lakai trägt einen rotsammeten, mit Gold reich bordierten Büchersack und legt eine Bibliothek von Betbüchern aus; unterdessen ist der Kapellan schon informieret, daß er soll eine geschwinde Messe lesen . . . Währender Mess' blättert sie zwar in denen Büchern ein wenig um, gedenkt aber mehr, wie sie den Sonntag zu-

bringen werde? Wo selbigen Tag die Gesellschaft seie? Was man vor eine Komödie spielen wird? Was nachmittags vor Visiten abzulegen? . . . Die andern Politici und Staatsleut' stehen da in eingepuderten Perücken, kehren dem Altar den Rücken, präsentieren einander Toback, lesen Briefe, erzählen Zeitungen (Neuigkeiten) usw. Mancher lainet an einer Kirchensäulen, betracht die neue Mode oder schauet auf ein schönes Frauenzimmer, winkt ihr mit den Augen, daß sie aus seinen verliebten Blicken bald verstehen kann, was er in dem Busen führet". Die Unsitte des lauten Verkehrs in den Kirchen war in Wien noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts so groß, daß, wie Nicolai erzählt, es besondere Angestellte in kaiserlicher Livree gab — man nannte sie die Schwatzkommissarien —, die dem Publikum das Schwatzen verbieten mußten. Besonders in den Abendmessen kamen in den Kirchen die gröbsten Verfehlungen vor.

Nicht weniger wird in protestantischen Landen über den Mangel an Sonntagsheiligung geklagt. In einer Satire Rabeners beschwert sich einmal ein Schriftsteller, daß die Verleger sich geweigert hätten, ihm eine Schrift über die Abschaffung des Sonntags zu drucken: „Es liege den Leuten an Beibehaltung des Sonntags gar zu viel. Die Hälfte von den vornehmen Leuten werde krank werden, wenn kein Sonntag mehr wäre, weil man an keinem Tage mit mehrerer Bequemlichkeit Pillen einnehmen könnte, als am Sonntage. Unser Frauenzimmer verlöre gar zu viel, wenn man ihnen den Sonntag entzöge, weil sie an diesem Tage am besten sich putzen, am bequemsten mit einander plaudern und den Anzug einer ganzen Gemeinde, welche sie sonst nur stückweise richteten, beurteilen und am sanftesten schlafen könnten. Ein großer Teil der Stadt, welcher die Woche über nur im verborgenen müßig gehen müßte, hätte an diesem Tage die christliche Gewissensfreiheit, es öffentlich zu tun und täte es mit Vergnügen, weil dieses der einzige wesentliche Umstand ihrer Religion wäre, durch welchen sie sich von den blinden Heiden unterschieden, daß sie an diesem Tage müßig gingen."

Um so notwendiger erschien eine strenge Kirchenzucht. Die protestantische Geistlichkeit übte nicht nur eine Beaufsichtigung des Gewissens, sondern beanspruchte auch die Regelung des sittlichen Lebens bis in die letzten Einzelheiten. Wie es scheint, mit einem gewissen Erfolg. Es mag freilich ein gut Teil auf katholische Hörer berechnete Übertreibung darin liegen, wenn Abraham a Sancta Clara die Frömmigkeit der Protestanten preist: „Bei denen Pietisten, Quäkern und andern Ungläubigen wird man mit Verwunderung sehen, daß, wenn sie in ihren Bethäusern an denen Sonntagen oder andern bestimmten Gottesdiensten zusammenkommen und etwan der Herr Pastor ein verfälschtes Kapitel aus der Bibel lieset, mit was vor Eifer, Inbrunst und Andacht sie solchem beiwohnen; ja sie sind in dieser Aufmerksamkeit sehr behutsam, weilen sie die Köpf' in die Hut' stecken, damit sie kein Objektum oder Gegenwurf haben mögen, der sie in diesen heiligen Sabbatgedanken zerstörete." Aber auch andere Beobachter wissen die Frömmigkeit und Sittenreinheit in protestantischen Gegenden zu rühmen. Von Württemberg berichtet Albrecht von Haller 1723, daß dort der Glaube tiefer in des Volkes Herzen sei als anderswo „und zeigt sich auch im gemeinen Leben, ihre Priester sind geehret, auch die Schulen ohne Verachtung, der Gottesdienst eifrig, die geistlichen Gesänge sehr gemein (bekannt, verbreitet) und alles der Frömmigkeit gemäßer". Auch in reformierten Gegenden übten die Geistlichen ein strenges Regiment. In Zürich war es dem Antistes gelungen, das Theaterspielen 1624 völlig zu unterdrücken, so daß noch im achtzehnten Jahrhundert der Rat, von der Geistlichkeit geführt, immer wieder Gesuche um Theateraufführungen abwies. Noch weiter ging im Altenburgischen ein Geistlicher (in Schnabels „Fata einiger Seefahrer"): wie ein sangesfreudiger Bursche von einem Buchdrucker einen Pack weltlicher Volkslieder zum

Vertrieb erhält, stellt ihn der Pfarrer zur Rede, konfisziert die Lieder, verbrennt sie auf dem Herd und gibt dem Jüngling eine Bibel dafür nebst Gebet und Gesangbuch!

Es gab Geistliche, die sich nicht scheuten, die Kirchenzucht sogar gegen ihre Fürsten geltend zu machen. So griff ein lutherischer Geistlicher in Dresden eine der Mätressen Augusts des Starken, vor der König und Hof auf den Knieen lagen, auf öffentlicher Kanzel an, verglich sie mit Bathseba und malte sie so natürlich ab, daß, wie Pöllnitz erzählt, „ihm der künstlichste Maler nicht gleich kommen konnte“. Nicht weniger Mut zeigte der Stuttgarter Prälat Osiander gegenüber dem Herzog Eberhard Ludwig. Als dieser ihm befahl, seine Mätresse, ein liederliches und freches Weib, jeweils in das Kirchengebet einzuschließen gleich dem Herzog, erklärte er: das sei überflüssig; er gedenke ihrer im Vaterunser ja bereits, wenn er bete: „Erlöse uns von dem Übel!“

In anderen Fällen freilich erwies sich die Kirche gegenüber den Ausschweifungen der Großen nicht wenig duldsam, ja es fehlte nicht an Priestern, die sich gefügig auf ihre Seite stellten. Papst Clemens XI. hat zweimal August dem Starken zu Gefallen die Ehen adeliger Frauen geschieden, damit der König sie zu seinen Geliebten machen konnte, und in beiden Fällen wurde die Erlaubnis der Wiederverheiratung erteilt. Nicht weniger gefügig war das Dresdener Konsistorium gegenüber der Unersättlichkeit Augusts des Starken. Als Herr von Hoym sich bereit erklärte, seine Frau, die spätere Gräfin Cosel, dem König abzutreten, sprach die geistliche Behörde die Scheidung ihrer Ehe aus und erlaubte beiden Teilen, sich wieder zu vermählen. Schon im 17. Jahrhundert war es an vielen Orten in protestantischen Gebieten möglich, Kirchenbußen durch Geld abzulösen.

Es zeigte sich auch in dem Verhältnis der geistlichen Macht zu der weltlichen: wo eine geschichtliche Größe ihren Einfluß über die ihr entgegenstehende geltend macht, rächt diese sich dadurch, daß sie ihre Lebensform ihr aufnötigt. So mußte die katholische Kirche ihre Macht über den Staat mit der Verweltlichung ihres religiösen Gehaltes zu einer kirchenpolitischen Organisation bezahlen, und entsprechend verlief das Schicksal der protestantischen: die ungeheure Bedeutung, die die kirchlichen Lehrsätze und Lebensformen im Zeitalter der Ortho-

L'IMPOSITION des mains faite a un CANDIDAT Lutherien reçu MINISTRE dans l'Eglise de Ste ANNE a AUGSBOURG.

34. Einführung eines lutherischen Kandidaten in das Predigtamt zu St. Anna in Augsburg.

doxie für das gesamte Dasein von hoch und niedrig erhielten, zog als Gegengewicht eine ebenso große Säkularisation der Kirche nach sich. Diese konnte ihren Anspruch auf Seelen- und Leibesleben der Gläubigen nur mit Hilfe der weltlichen Gewalt des Staates verwirklichen; die Folge war, daß dieser sie zur Staatskirche machte. Die Umwandlung hatte sich im Laufe des 16. und des 17. Jahrhunderts vollzogen. Je mehr einerseits die Macht der Fürsten gewachsen war, je unduldsamer andererseits die Kirche in Glauben und Leben sich zeigte, um so notwendiger war es, daß eine ausgleichende und friedenstiftende Gewalt über den zankenden Parteien stand. Da sich diese Streitigkeiten letzten Endes in weltlichen Verhältnissen auswirkten, so konnte diese oberste schlichtende Gewalt nur die weltliche Regierung sein. Der Westfälische Friede hat denn auch staatsrechtlich die Oberhoheit der Fürsten in kirchlichen Dingen zum Gesetz erhoben, indem er ihnen das Jus reformandi erteilte: die Entscheidung darüber, welcher Glaube in ihren Ländern als Staatsreligion gelten solle. Nun sanken die Geistlichen mehr und mehr zu Angestellten der weltlichen Herren herunter, ja, wo ihre Einkünfte gering waren, recht eigentlich zu ihren Kreaturen.

Vor allem auf dem Lande, wo die adeligen Gutsbesitzer das Patronatsrecht besaßen, war das Amt des Seelsorgers oft mit den größten Demütigungen verbunden. Die Landedelleute, die selber vielfach bäurische Derbheit und Unbildung mit adeliger Liederlichkeit vereinigten, hatten oft die denkbar geringste Meinung von ihren Pfarrern. Die Wahl eines Schäfers war ihnen, wie Rabener spottet, manchmal wichtiger als die eines Geistlichen. Schon die Erlangung der Stelle war, je nach der Persönlichkeit des Patrons oder dem Pflichteifer seiner Beamten, der gemeinste Schacher. Rabener teilt in seinen „Satirischen Briefen" das Schreiben eines Obristen an einen Gutsbesitzer mit, der einen Pfarrer braucht: „Ich will dir einen vorschlagen, das ist ein ganzer Kerl. Er ist zehn Jahre als Feldprediger bei meinem Regimente mit herum gelaufen ... Ich verliere ihn ungern. Der ist recht nach deinem Herzen. Und wenn du gar nicht in die Kirche kämst, so wird er nicht mucksen. Gib ihm alle Wochen ein paarmal zu fressen, so ist er zahm wie ein Lamm. Du wirst deine Freude mit ihm haben. Er säuft dich und deine hochadeligen Gäste alle unter den Tisch, und wenn er die schwarze Kutte ausgezogen hat, so flucht er wie ein Korporal ... Gelernt hat er nichts, aber er predigt dir, der Henker hole mich, seinen Stiefel weg, daß es eine Art hat; und der Heuchler steht so fromm da, als wenn er von der Kanzel gen Himmel fahren wollte. Meine Kathrine konnte ihn recht gut leiden. Ich glaube gar, der Ketzer ging mir manchmal ins Gehege! Nun, Brüderchen, wie gesagt, nimm ihn! Seinetwegen magst du leben, wie du willst. Und wenn du heute zum Teufel fährst, so fährt er morgen nach."

Es war ein weitverbreiteter Brauch, daß der Informator oder Hofmeister der Kinder eines Landedelmanns durch seine Dienste die Anwartschaft auf die Dorfpfarrei erlangte. Dies bot den Vorteil, daß man ihm für den Unterricht weniger zu bezahlen brauchte. Rabener erzählt, wie ein Bürger dem Amtsantritt eines derartigen Dorfpfarrers beiwohnte: er sieht einen großen schwarzgekleideten Körper auf die Kanzel steigen. „Sein Gang, seine Miene, seine Bewegung mit den Händen, seine Sprache selbst war so pöbelmäßig, daß ich den Kirchenpatron in Verdacht hielt, er habe aus einem leichtsinnigen Scherze seinen Reitknecht verkleidet und der Gemeinde vorgestellt." Aber der Edelmann belehrt ihn: es ist der ehemalige Informator. Später trifft er beim Essen im Schlosse wieder mit dem Geistlichen zusammen. Er hört, wie ihn der Patron mit den Worten begrüßt: „Komm er, Herr Magister, trink' er das Glas Branntwein, es ist ihm sauer geworden; aber er hat auch, der Teufel hole mich! gepredigt wie ein Superintendent." Darauf wird getrunken, bis der Edelmann nebst dem Gerichtsverwalter

berauscht unter den Tisch sinkt; der Pfarrer aber nimmt es mit allen auf. Dafür ist er dann in seiner Religion ein zelotischer Eiferer, der jeden Andersdenkenden verbrennen möchte.

In anderen Fällen wird dem Kandidaten zugemutet, um die Stelle zu bekommen, die abgedankte Mätresse seines Patrons oder eine alte Magd, die man versorgen will, auch wohl die Witwe des Vorgängers zu heiraten — wie ein Magister in Schnabels „Fata einiger Seefahrer" sich ausdrückt, seine „Vokation in eine Weiberschürze gewickelt" anzunehmen. Mancherorts wird der üble Brauch des Ämterverkaufs oder der Ämterversteigerung auch auf die Pfarrerstellen ausgedehnt, so in der Pfalz und in Franken. Laukhard berichtet, wie dergestalt ein Geistlicher, der die Schwester des Malers Müller zur Frau gehabt, 1000 Gulden für seine Stelle gegeben habe. Als er bald darauf starb, mußte sein Nachfolger in Ehe und Amt wiederum 1000 Gulden zahlen. Als Laukhard selber sich um eine Stelle in Franken bewarb, die jährlich 600 Gulden eintragen sollte, forderte der Patron dafür 200 Dukaten.

Man begreift, daß das sittliche Leben der Geistlichen vielfach dieser Behandlung durch die Patrone entsprach. Ein Königsberger Korrespondent Gottscheds berichtet, ein Pfarrer der Nachbarschaft habe eine Königsberger Metze zu sich ins Haus genommen und seine Frau fortgejagt; eine königliche Kommission sei zur Untersuchung der Sache hingesandt und der Schuldige werde unfehlbar die Muskete tragen müssen. Auch der Herzog Ernst August von Weimar war genötigt, 1745 den Geistlichen zu verbieten, unanständige Gewerbe zu treiben.

Nicht besser sind die Verhältnisse in der katholischen Kirche. Auch hier kommt es vor, daß mit den Pfründen und Titeln ein unwürdiger Schacher getrieben wird. In der satirischen Komödie „Uti ante hac" des Jesuiten Callenbach hat ein Postsekretär ein Schreiben einem Abbé zu überliefern, der ein Knabe von 15 Jahren ist, und es entspinnt sich daraus folgendes Gespräch zwischen ihm und einem Fremden:

„Der Fremde: Weiß dann der Herr nicht, daß jetzo zum geistlichen Präbenden Kinder in der Wiegen werden aufgeschworen?

Der Postsekretär: So wird der Prälatenstab ein Breilöffel sein."

Das sittliche Leben des katholischen Klerus ist vielfach noch weltlicher als das der protestantischen Dorfgeistlichen. Kirchenfürsten gehen mit dem schlimmen Beispiel voran. Sie leben in allem wie weltliche Herren, bauen sich herrliche Schlösser und Lusthäuser und ziehen mit prächtigem Gefolge auf die Jagd. Die Gottesdienste entarten zu weltlichen Konzerten. Nicolai erzählt, wie er in Bamberg einer Messe beigewohnt habe, in deren Verlauf eine Sängerin eine Bravourarie aus einer Oper vorgetragen habe. Natürlich sickerte die Gewohnheit derartiger weltlicher Lustbarkeiten von oben nach unten, so daß der Fürstbischof von Speyer 1730 über das weltliche Treiben seines Klerus klagen mußte, es sei kein Schatten mehr von der disciplina ecclesiastica da, kein Laster sei so groß, daß man ihm unter der Geistlichkeit selbst nicht ergeben sei. Die Lehre Christi sei erweislich an vielen Orten ein unbekanntes Wesen. Schon die Reichtümer, deren sich viele Klöster erfreuten, verführten zur Übertretung der geistlichen Zucht. 1740 mußte in Münster den katholischen Priestern verboten werden, ihre Konkubinen auf Festlichkeiten mitzunehmen. Johann Jakob Moser erzählt, wie er 1724 in der Gesellschaft einiger Franziskaner auf der Donau nach Wien gefahren sei, die, während sie ihr Brevier beteten, nicht weniger aufmerksam dem Kartenspiel der Mitreisenden folgten; wurde schlecht gespielt, so unterbrachen sie ihre Andacht mit Fluchen und Wettern und fuhren dann still in ihrem Gebete fort. Es gab Klöster, in denen, wie in Mauersmünster, der Wein in Strömen floß. Der Idyllendichter Bronner, der seine Ausbildung in dem Kloster zu Donauwörth erhielt, berichtet: „Die jüngeren Religiosen führten Mädchen und Weiber herein, nahmen Platz um

eine große Tafel und fingen zum Spaß an, Waden zu messen. Die Mädchen mußten, auf einem Stuhl sitzend, den Fuß auf den Tisch legen und so die Peripherie ihrer Waden nehmen lassen. Wollten sie nicht, so ergriff sie der Mönch ohne weiteres am Bein und zerrte es empor.“ Auch Abraham a Sancta Clara klagt: „Es finden sich aber zu Zeiten gar viel ungeistliche Geistliche, welche ehender machen ihre Profession von der Bravour als von dem Brevier, mehrer lieben den Cellarium (Kellermeister) als die Cellam (ihre Zelle), weit höher schätzen die Choreas (Tänze) als den Chorum, öfters sich bedienen der Caeciliae (weiblicher Name) als des Cilicii (Bußgewand). Dergleichen haben zwar brennende Kerzen in den Händen, lassen aber einen stinkenden Sündenrauch von sich.“ Er verhehlt sich nicht, daß an dem Mangel an Achtung vor dem geistlichen Stande dessen verweltlichte Gesinnung schuld ist.

Ein Zeichen für die Zersetzung des kirchlichen Lebens ist endlich die Predigtform der Zeit. Aus dem starren Begriffssystem, zu dem die kirchliche Lehre des Protestantismus im Zeitalter der Orthodoxie verdünnt worden, war jegliche religiöse Erlebniskraft verschwunden. In der ewigen Durchwanderung des im Grunde engen Stoffkreises, den die Kirche dem Geistlichen erlaubte, geriet man schließlich, wenn man die Zuhörer nicht mit theologischen Zänkereien und Schimpfereien erbauen wollte, auf die absonderlichsten Einfälle, nistete sich in den entlegensten Winkeln der biblischen Geschichtsüberlieferung ein und suchte den faden und zähen Teig theologischer Dogmatik durch witzelnde Redensarten, derbe Geschichtchen und üppige Bilder zu beleben. Phantastik und Pedanterie im Bunde erzeugten die tollsten Mißgeburten, die, je sichtbarer die Langeweile der Zuhörer sich zeigte, zu um so seltsameren Gestalten sich auswuchsen. Wie die Markgräfin von Bayreuth, die Schwester Friedrichs des Großen, als eben Verheiratete in ihrem Ländchen eingezogen war, mußte sie am ersten Sonntag eine Predigt anhören, die sie boshaft so schildert: „Der geistliche Herr begann damit, alle Heiraten herzuzählen, die von Adam bis Noah hatten stattgefunden; er erließ uns nicht den geringsten Umstand, so daß die Männer lachten und die Weiber bis an die Nagelspitzen erröteten.“ Christian Thomasius spottet in seinen Freimütigen Gedanken über die gelehrte Pedanterie solcher Predigtweise: Es sei, läßt er einen jungen Theologen sagen, keine bessere Methode, von einer Sache zu discurieren, als wenn man remotive (d. h. einen denkmöglichen Begriff ausschaltend) gehe und z. B. jemand, wenn er erklären wollte, „was das für Käse gewesen sei, die David seinem Bruder ins Lager gebracht, remotive alle Species der Käse, als: holländische, Eydamer, Aberdamer, schweizer usw. durchging und bei einer jeden Art eine Ursache sagte, warum es dieselbe nicht könnte gewesen sein.“

In katholischen Landen stand es nicht besser. In einer satirischen Schrift des Jesuiten Callenbach wird gespottet: „Die Prediger erzählen Märchen auf den Kanzeln, daß die ehrlichen Männer sich schämen und hinausgehen, die andern aber lachen wie im Wirtshaus. Dazu machen sie Grimassen wie die Schampadesche (aus Jean Potage verdorben, Hanswurst) im Theater, wispern dann so still, um ein Kind nicht aufzuwecken, fechten mit den Händen in der Luft, stampfen mit den Füßen, verdrehen die Augen wie ein gestochener Bock.“

Von diesen witzelnden Pedanten und schauspielernden Deklamatoren unterscheidet sich der größte katholische Kanzelredner um 1700, Abraham a Sancta Clara, nur durch den echteren Witz, durch die Fülle glänzender Einfälle und die genialische Virtuosität in der Bemeisterung der Sprache. Aber auch für seinen Predigtstil ist die Voraussetzung die Auflockerung der kirchlichen Zucht und die Veräußerlichung des religiösen Lebens. In ihm scheint geradezu die Fluoreszenz der sittlich-religiösen Zersetzung seiner Zeit Person geworden zu sein. Wäre seine und seines Publikums Frömmigkeit echter gewesen, sie hätten es nicht nötig gehabt, sich stets

aufs neue an der glitzernden Pracht dieser überladenen Sprachkunst, die dem figurenreichen Glanz und der gewundenen Kühnheit jesuitischer Architektur der Zeit entspricht, an dem geistreichen Prunk seiner Bilder, an den tobenden Ausbrüchen seines sittenrichterlichen Zornes, an der Janitscharenmusik seiner Lautspielereien und an dem dröhnenden Lachen seines massiven Humors zu berauschen: es war nichts anderes als das Bedürfnis des Erschlafften und Greisenhaften nach immer stärkerem Nervenkitzel. Er selber war sich der Notwendigkeit seiner rednerischen Mätzchen wohl bewußt: „Ich setze," sagt er einmal, „beinebens auch etwas von Konfekt auf, verstehe hierdurch keine fabas (Bohnen), sondern fabulas, deren ich mich bisweilen bediene, wie die Zuckerbecken, welche nicht selten etwas Rässes oder Bitteres mit Zucker überziehen." In der Vorbemerkung zu „Judas dem Erzschelm" beruft er sich darauf, daß, wenn einige Catones oder Platones über etliche Zeilen der Schrift die Nase rumpfen sollten, Gott als ein genauer Gemütserforscher wohl wisse, „wasgestalten ich zu keinem andern Ziel und End' dergleichen Ding' habe eingemengt, als daß ich die jetzige, mehrestenteils schamlose und zahmlose Welt zu dem Guten locke, welche sich nicht anderst als durch dergleichen Keder fangen lasset: Seie ihm wie ihm wolle, daß Petrus aus dem Meer einen Fisch mit dem Angel herausgezogen, in dessen Maul er ein pares (bares) Geld gefunden, glaub' ich gar gern: daß er aber nit habe mit Mucken oder Würmel angekedert, glaub' ich nit; wer will es dann mir für ein Unfug taufen, daß ich bisweilen Mucken und Grillen in meine Schriften menge, wormit ich nur suche einige zu fischen."

35. Titel einer Schrift des Abraham a Sancta Clara.

Seine Predigten hüpfen und rasen auf der Klaviatur der Sprachorgel auf und ab, schlagen bald rauschende Harmonien an und trillern bald spielerische Figuren. „O Mensch," ruft er nach der großen Pest von 1679, „laß dirs gesagt sein, laß dir's klagt sein, schrei es aus und schreib es aus allen, alles, allenthalben: Es muß gestorben sein! Nicht vielleicht, sondern gewiß! Wann sterben, ist nicht gewiß; wie sterben, ist nicht gewiß; wo sterben, ist nicht gewiß; aber sterben ist gewiß! Auf den Frühling folgt der Sommer; auf den Freitag folgt der Samstag; auf das Drei folgt das Viere; auf die Blüe folgt die Frucht; auf den Fasching folgt die Fasten, ist gewiß, auf das Leben folgt der Tod, Sterben ist gewiß!" Besonders gern reimt er wie ein spielender Stegreifdichter: „Spazierten und führten ein Leben, als wär' es ihnen zum Heiratsgut geben. Ließen gut Vöglein schalten und walten, indessen sein Geld und Hab nahm täglich ab, wurd' schier schab ab bis zum Bettelstab."

In dieser Mischung von Pathos und Lächerlichkeit, von Ernst und Spiel lag das Geheimnis seines Erfolges. Er hat damit den Sinn seiner Zeitgenossen erfühlt, wie kein anderer Geist-

36. Klosterkirche von Ottobeuren. Erbaut in den Jahren 1737—1766 nach dem Plan des Paters Chr. Vogt. Beispiel der Prunkentfaltung im Kirchenbau des 18. Jahrhunderts.

licher. Sie strömten ihm von allen Seiten zu, wenn er als Hofprediger in Wien die Kanzel bestieg: „Seind auch," meldet ein zeitgenössischer Bericht, „in und außer Wien wenig hohe und vornehme Kanzeln, welche er nicht öfters betreten hat. Desenthalben bei hoch- und niedern Standespersonen, auch gekrönt und infulierten Häuptern sehr hoch intrant und beliebt worden, daß, was er und andere in seinem Namen gebeten, nit leicht abgeschlagen worden."

Man darf sich nicht verhehlen, daß die Nachrichten der Zeitgenossen über Mißstände des kirchlichen Lebens und der geistlichen Personen, schon weil sie die Aufmerksamkeit der Zeugen auf sich gezogen, irgendwie Auswüchse sind, und daß neben solchen Fällen eine normale Form des Lebens bestand. Aber diese braucht noch nicht positive Werte in sich zu schließen, sie kann auch einfach nicht negativ sein — in diesem Falle: es darf nicht der Schluß gezogen werden, daß die Mehrzahl der Geistlichen und Laien, wenn sie auch das Heilige nicht so sehr besudelten wie die auffallenden Einzelnen, schon ein frommes und heiliges Leben geführt hätten. Wenn man nun sieht, wie Tausende und Tausende der Zeitgenossen den Predigten eines Abraham a Sancta Clara zuströmten und sich von ihm zum Lachen oder Gruseln reizen ließen, so ist das Bild, das man aus all diesen Zeugnissen von dem inneren Wert der Kirchen und ihres Lebens um 1700 erhält, ein tief dunkles. Es scheint, als ob die Heilskraft, die unmittelbare Gemütswirkung der katholischen wie der protestantischen Lehre und der durch sie bedingten liturgischen Gebräuche und sozialen Einrichtungen für immer dahin sei. Es rächte sich, daß die begriffliche Formel in dem Bekenntnis der einzelnen Kirchen infolge des gegenseitigen Kampfes wichtiger geworden war, als der sich in der Formel bergende religiöse Sinn. Schon die begriffliche Formulierung als ein Streben der Abgrenzung des nicht Abgrenzbaren, ist ja bereits Ankündigung des Zerfalls im geistigen Inhalt. Es war nur ein kleiner, in der Logik des geschichtlichen Werdens notwendiger Schritt, daß aus dem Zerfall des Geistes auch die Auflösung der sichtbar-äußeren Erscheinungen des kirchlichen Lebens und seine Umkehrung ins Unheilige und Unsittliche folgte. Schon in der unaufhörlichen Befehdung der Weltlust

durch die Erlasse der geistlichen Kirchenzucht kündigt hintergründig sich der Zerfall an: wo der Geist noch rein und stark ist, braucht er nicht durch etwas Geschriebenes gefestigt zu werden.

Die Erneuerung des religiösen Lebens konnte also nur aus einer den Anschauungen der kirchlichen Rechtgläubigkeit grundsätzlich entgegengesetzten Beurteilung des Sinnes aller Frömmigkeit und Religion erfolgen, das heißt außerhalb des kirchlichen Gemeindelebens, aus jenem Geiste, der die Reformation und die ganze protestantisch-neuzeitliche Kultur geschaffen: aus dem Geiste der Natur und der Freiheit.

37. Deckengemälde und Orgel der Klosterkirche Steingaden. (Phot. Reinh. Müller-Hamburg.)

Herbert von Cherbury (1581—1648) gilt als der neuzeitliche Schöpfer der „natürlichen“ oder „Vernunftreligion“. Der Sinn der von ihm gelehrten allgemeinen Menschheitsreligion, die er den Bekenntnissen der einzelnen Kirchen gegenüberstellt, ist der vernunftmäßig erschlossene Glaube an Gott, der als der Schöpfer der Welt unsere Verehrung fordert und durch Belohnung der Guten, Bestrafung der Bösen die sittliche Gerechtigkeit darstellt. Das ist der Punkt, wo die Aufklärungsbewegung umstürzend in das Leben der Kirchen, weniger der systematisch gefestigten katholischen als der beweglicheren und gespaltenen protestantischen, eingriff. Die Wirkung von Herberts Gedanken zeigt sich in einer humanistisch gebildeten Oberschicht innerhalb der bestehenden Kirchengemeinschaften durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch, die sich im 18. bedeutend vermehrt. Sie besteht in der Überzeugung, daß die allgemeinen Grundsätze der natürlichen Religion vor den Sonderformeln der einzelnen Kirchen den Vorrang beanspruchen dürfen, und daß man, um jene zu retten, diese preisgeben solle. Um 1700 ist dieser Grundsatz auch in der höheren katholischen Welt weit verbreitet, wie der Jesuit Franz Callenbach bezeugt. In seinen „Eclipses politico-morales“ läßt er einen Edelmann zu einer jungen Dame sagen: es komme ihm vor, sie mache sich keine sonderliche Profession von dieser oder jener Religion. Worauf sie zugesteht, er habe es getroffen: „Es ist ja nicht mehr Stili (Zeitstil, Mode), daß Fräuleins sich zur gewissen Religion profitieren (= bekennen), bis sie eine anständige Mariage treffen. Nach dieser reguliert man auch die Religion, gemeiniglich nach dem Willen de mari, auf daß Leib und Seel' einig seind . . . Man debitiert ohnedem, es sei nur ein Invention der Geistlichen, die profitieren darbei; im übrigen kommt's darauf an, daß man Gott liebe und demselben schriftmäßig diene.“

Es ist eine Wirkung des Einflusses dieser Grundsätze der natürlichen Religion, wenn nun von beiden Seiten Anstrengungen gemacht werden zu einer Einigung der Kirchen, auch wenn die besonderen Ursachen und Beweggründe anderer, politischer oder sonst praktischer Art sind.

Schon während des Dreißigjährigen Krieges hatten tiefer denkende Geister im Sinne des Wortes von Rupertus Meldenius: In necessariis unitas, in non necessariis libertas, in omnibus caritas (Im Notwendigen Einheit, im Nichtnotwendigen Freiheit, in allem Liebe) eine Einigung der Kirchen angestrebt. Die verschiedenen Religionsgespräche zeigten freilich nur, wie weit man auseinanderstand. Dann versuchte der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz (1617—80), der Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs, einen Ausgleich herbeizuführen. Er hatte selber deutsche, holländische und englische Protestanten verschiedener Richtungen, schottische Presbyterianer und französische Katholiken kennen gelernt und hatte durch das Studium von Descartes und Spinoza einen Standpunkt gewonnen, der über den kirchlichen Lehrmeinungen stand. Er räumte den Lutheranern in dem reformierten Heidelberg eine Kirche ein und erreichte es, daß die drei Bekenntnisse verhältnismäßig friedlich nebeneinander lebten. 1677 errichtete er als Sinnbild der angestrebten Versöhnung in Mannheim die Kirche der Heiligen Eintracht, die abwechselnd dem katholischen, lutherischen und reformierten Gottesdienste geöffnet werden sollte, und ließ bei der feierlichen Grundsteinlegung von Priestern aller drei Kirchen Predigten zum Lobe der Eintracht halten. Es war ein schöner Traum. Nach seinem Tode brachen die Glaubenszänkereien aufs neue aus, und 1690 sank in der Verwüstung Mannheims durch die Horden Ludwigs XIV. der Eintrachtstempel in Trümmer.

Ungefähr zur gleichen Zeit wurden auch von katholischer Seite Anstrengungen gemacht, die Kirchen zu einigen, d. h. die Protestanten wieder an Rom anzunähern. Seit 1675 bereiste der spanische Beichtvater der Kaiserin, Roxas de Spinola, im Auftrage des Kaisers Leopold zu diesem Zwecke die protestantischen Höfe. In Hannover fand er Gehör. Es wurde eine Besprechung der Frage mit französischen Theologen angebahnt, an der auch Leibniz teilnahm. Die Zugeständnisse der katholischen Kirche gingen überraschend weit: den Protestanten sollten ihre besonderen Glaubensauffassungen und kirchenpolitischen Einrichtungen gewährleistet werden; den Laien sollte sogar der Kelch, den Geistlichen die Ehe gestattet sein. Nur die Anerkennung des Papstes als des menschlichen Oberhauptes der Kirche sollten sie ihrerseits zugestehen. So kam 1683 ein Unionsentwurf zustande. Allein als die Zusicherungen, die die katholische Kirche gemacht, in Rom bestätigt werden sollten, begnügte man sich dort einerseits mit allgemeinen und unsicheren Versprechungen, andererseits verhielten sich die protestantischen Fürsten mißtrauisch und zurückhaltend, so daß die Verhandlungen sich verzögerten und schließlich in dem Kriege Ludwigs XIV. gegen Deutschland untergingen.

Da unternahm um 1700 Leibniz den Versuch, wenigstens die Lutheraner und Reformierten miteinander zu vereinigen. Der Anlaß war ein politischer: die Stärkung der katholischen Mächte durch den Übertritt Augusts des Starken und den Frieden von Ryswyk im Jahre 1797. Verhandlungen zwischen Braunschweig, Berlin und Hannover brachten eine Annäherung. Das Ziel sollte nicht nur eine gegenseitige Duldung, sondern eine förmliche Aufhebung des Gegensatzes und eine Vereinigung von Lutheranern und Reformierten in einer „evangelischen" Religionsgemeinschaft sein. Allein auf Seiten der strenggläubigen Lutheraner war man zurückhaltend. Als ein eigentliches Friedenskollegium gegründet werden sollte, weigerte sich Spener, dessen Mitglied zu werden. Übereifer eines Mitgliedes des Kollegiums, das dem preußischen Könige in einer Denkschrift riet, die Union in seinen Staaten durch einen Machtspruch einzuführen, und die voreilige Veröffentlichung dieser Denkschrift gegen den Willen des Königs machte die Strenggläubigen stutzig und ließ das Friedenswerk wiederum scheitern.

Der Grund all dieses Versagens lag aber doch wohl tiefer. Das Ziel der Vereinigungsbestrebungen war die Errichtung einer neuen allgemeinen, also in einem eigentlichen Sinne

Heiligenblut-Prozession vor dem Kloster Mittelzell auf der Reichenau.
Gemälde im Kloster Mittelzell.

Tafel III.

B. Picart invenit et del. 1732.

La COMMUNION des REFORMÉS.

38. Abendmahlsfeier der Reformierten. Kupferstich aus dem Jahre 1732.

katholischen Kirche, wie sie im Mittelalter bestanden hatte. Die Frage ist, ob das Denken der Zeit überhaupt eine solche Kirche als sichtbare Glaubensgemeinschaft (nicht nur als Vereinigung zu praktischen Zielen) aus geschichtlichen Gründen noch vertrug. Gerade der Mißerfolg der Bestrebungen zeigt, daß es nicht der Fall war. Eine christliche Einheitskirche war als organisch-geschichtliche Form im Mittelalter aus dem zeitlichen Glaubensbedürfnis entstanden. Die Reformation hatte die Spaltung der kirchlichen Inhalte gebracht, den formalen Begriff der Kirche als einer sichtbaren und geschlossenen Organisation der Gläubigen auf Grund einer einzigen Bekenntnisformel nur aufs neue befestigt; aber statt einer Kirche gab es jetzt deren drei oder noch mehr als Ausdruck der größeren Verzweigung des neuzeitlichen Lebens und der gesteigerten Selbständigkeit seiner seelisch-geistigen Inhalte. Eine Ausgleichung der Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Kirchen konnte nicht durch deren Auflösung in eine höhere und umfassendere Kirche geschehen — das wäre ein Rückschritt ins Mittelalter gewesen —; sie konnte nur durch die Aufhebung des Begriffes der Kirche selber als einer äußeren und ins politische Leben hineinreichenden Glaubensorganisation geschehen, d. h. durch die Zerstörung des dogmatischen Begriffsgehaltes der Kirchen und seine Ersetzung durch die Ideen der natürlichen Religion. So entstand an Stelle der alten Kirchen wohl eine neue umfassende Geistesgemeinschaft der Aufgeklärten, aber sie war ein freies und unsichtbares Einverständnis der Geister, keine sichtbare Kirche von Gläubigen mehr mit fester, begrifflich umschriebener Glaubenslehre.

Die Idee, auf der diese Gemeinschaft der neuen Gläubigen psychologisch und politisch ruhte, war die Toleranz. Als politischer Grundsatz hat sie sich im Laufe des 17. Jahrhunderts in der juristischen Literatur durchzusetzen begonnen. Als Grundsatz der Regierungen ist sie zuerst in Brandenburg von dem Kurfürsten Johann Sigismund ausgesprochen worden im Jahre 1613, als er das lutherische mit dem reformierten Bekenntnis vertauschte: „Weil der Glaube nicht jedermanns Ding ist," hieß es in seiner Confessio, „sondern ein Werk und Geschenk Gottes und niemand zugelassen, über die Gewissen zu herrschen, . . . welches allein dem Herzenskündiger zusteht: als wollen seine kurfürstliche Gnaden auch zu diesem (dem reformierten) Bekenntnis keinen Untertanen öffentlich oder heimlich wider seinen Willen zwingen." Der Grundsatz war freilich nicht nach dem Sinne der allgemeinen kirchlichen Überzeugung der Zeit, und die Lutheraner Brandenburgs kehrten sich denn auch in der Verdammung der Andersgläubigen wenig daran, so daß sich der Große Kurfürst genötigt sah, in weiteren Erlassen 1662 und 1664 ihn aufs neue den streitenden Theologen in die Erinnerung zu rufen. Es ist bekannt, wie der Widerstand gegen das Toleranzedikt Paul Gerhardt seine Predigerstelle in Berlin kostete. Aber der Grundsatz brach sich seit 1700, trotz den Zänkereien der Geistlichen, immer mehr Bahn. 1707 vereinigten sich lutherische und reformierte Pfarrer in Königsberg zur gemeinsamen Austeilung des Abendmahles, dessen verschiedene Auffassung einst der Anlaß zur Trennung von Luther und Zwingli gewesen war, und 1708 gewährte Anton Ulrich von Braunschweig den Reformierten volle bürgerliche und kirchliche Freiheit in seinem lutherischen Lande. Zahlreiche Geistliche übten die Toleranz. So bezeugt Magister Laukhard von seinem Vater, daß er es vermieden habe, alte und neue Ketzer auf der Kanzel zu befehden und Katholiken und Reformierte ihr Kirchenwesen ruhig für sich habe treiben lassen. Der Haß aber, mit dem anderswo die „Ketzer" verfolgt wurden, bewirkte, daß die Forderung der Duldung das ganze Jahrhundert hindurch ein Lieblingsthema der aufgeklärten Literatur blieb. Was die Kircheneifrigen als Folge der Toleranz fürchteten, war die Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt. Dagegen hat noch Justus Möser sie verteidigen müssen: die christliche Religion binde die größte Gesellschaft, wenn sie auch noch so sehr gemischt sei, und komme überall den Bedürfnissen der Menschen im Glück und Unglück bestens zustatten. Die klassische Formulierung hat Friedrich der Große der Toleranzidee in ihrer praktischen Auswirkung für das Leben des Staates gegeben in der berühmten Antwort vom 22. Juni 1740 an das geistliche Departement über die Frage der Unterdrückung der römisch-katholischen Soldatenschulen: „Die Religionen müssen alle tolerieret werden und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch tue; denn hier muß ein jeder nach seiner Fasson selig werden."

Im Gefolge der Toleranzidee bewegen sich auch die Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. am 21. Juli 1773 und die kirchlichen Reformen Maria Theresias und Josefs II. „Der bisherige Einfluß der Geistlichkeit in der Regierung meiner Mutter," erklärte Josef im Dezember 1780, „wird ein Gegenstand meiner Reformen sein; ich sehe nicht gern, daß die Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen ist, sich so viele Mühe geben, unser irdisches Dasein zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen." Mit jenem radikalen Eifer, der seine Neuerungen als eine Übersteigerung des Vernunftgedankens kennzeichnet, ging er gegen die katholische Kirche vor. Er hob Orden und Bruderschaften auf, beschränkte die Zahl der Feiertage und untersagte Wallfahrten und Prozessionen, die Anfertigung und Austeilung von Amuletten und die Anrufung von Gnadenbildern und Reliquien. Er ließ alle unnötigen Verzierungen der Gotteshäuser, Seitenaltäre, Votivtafeln und Heiligenbilder beseitigen. Er verfügte am 21. November 1781 die Aufhebung der Klöster derjenigen Orden, die, wie die Kartäuser,

Camaldulenser, Clarissinnen, „keine Jugend erziehen, keine Schule halten und keine Kranken warten, und welche bloß vitam contemplativam führen." So wurden in den österreichischen Erblanden in den nächsten fünf Jahren über siebenhundert Klöster aufgehoben und ihr Gut, soweit es nicht in die Taschen der Kommissäre floß, zu einem Religionsfond zusammengelegt.

Die Toleranzidee diente freilich nur als Vorwand für die politischen Absichten des Kaisers. Sein letzter Zweck war die Einheit von Kirche und Staat. Er wollte das Volk davon überzeugen, daß es „katholisch bleiben könne, ohne römisch zu sein". Daher sollte die katholische Kirche Österreichs von Rom abgelöst werden, der Klerus eine Schar von Staatsbeamten sein, dazu bestimmt, die Seelsorge und Heilsverkündigung zu verwalten. Er verbot den Verkehr der geistlichen Orden mit ihren Generalen in Rom, die Geldsendungen nach Rom, den Besuch des römischen Collegium Germanicum, der Erziehungsanstalt für die bedeutenderen Geistlichen Deutschlands. Im gleichen Sinne verfügte er die Aufhebung der alten, unter kirchlichem Einfluß stehenden Universitäten Graz, Innsbruck und Brünn und unterstellte die in Wien und Prag, sowie die neugegründete in Lemberg, der Staatsleitung, indem er den Lehrern der katholisch-theologischen Fakultät Lehrplan, Methode und Lehrbücher vorschrieb. Demselben Zweck diente der Erlaß eines Ehepatentes im Jahre 1783, das zwischen dem kirchlichen Sakrament der Ehe und dem rein bürgerlichen Ehevertrag unterschied und damit die Eheschließung dem Machtbereich der Kirche entzog. Sogar das Toleranzedikt vom 20. Oktober 1781 war kein reiner Akt der Duldung und Gleichbehandlung aller Bekenntnisse. Des Kaisers Ziel war auch hier die Errichtung einer Staatskirche, die nur die katholische sein konnte. Daneben sollten die Protestanten, die unter Karl VI. und Maria Theresia verfolgt worden waren, nun geduldet, das heißt nicht mehr bestraft oder ausgewiesen werden. Aber jedem Protestanten, der sich in den Erblanden niederlassen wollte, war auferlegt, eine besondere Erlaubnis von der Behörde zu erlangen und sich wochenlang von einem katholischen Geistlichen unterweisen zu lassen. Alle Sekten waren von der Duldung ausgeschlossen. Das Edikt genügte aber, um die Zahl der Protestanten in Deutschösterreich von 1782—87 von 73000 auf mehr als das Doppelte zu steigern.

Ungefähr zur gleichen Zeit, wo Josef II. dergestalt das religiöse Leben zu verweltlichen versuchte, hat Lessing in seinem Drama „Nathan der Weise" die Toleranzidee in der reinsten Form als das Evangelium der verträglichen und tätigen Liebe verkündigt und in seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes" den alten Streit: Offenbarung oder Vernunft mit der Auffassung der Offenbarung als einer zu pädagogischen Zwecken verhüllten Vernunft ausgesöhnt und den Endzweck aller Religion in der Lehre wahrer Sittlichkeit gesehen. Aber die Religion, die er ersehnt, soll keine Kirche mehr bilden, sondern frei in dem Gemüte und der Tat lauterer und aufgeklärter Menschen wirken, eine Idealreligion im rein geistigen Sinne sein.

Schon die Hut vor den Angriffen unduldsamer Kirchen hüben und drüben schien freilich auch die Anhänger dieser reingeistigen und sittlichen Religion zu zwingen, zu einem auch äußerlich starken Bunde gegenseitiger Hilfsbereitschaft zusammenzutreten. Dazu kam das der menschlichen Natur tief eingewurzelte Bedürfnis nach der Mystik kirchlicher Symbolik, das die Pflege rein geistiger Gesinnungsgemeinschaft unbefriedigt ließ. So entstanden aus dem eigensten Denken der Aufklärung heraus Geheimbünde sittlich-religiöser Art, von denen der Freimaurerbund die größte Bedeutung erlangt hat. Am 24. Juni 1717 tritt er in London nach dunklen Anfängen zum erstenmal deutlich hervor, als sich vier Logen zu einer Großloge der freien und angenommenen Maurer zusammenschlossen. Der Orden, der in seinem Ritual die

39. Taufe in einer evangelischen Kirche zu Augsburg. Kupferstich.

Fiktion eines Fachverbandes von Baumeistern aufrechterhielt, vielleicht weil er tatsächlich aus einer alten Bauhütte entstanden ist, breitete sich rasch nicht nur in England und Frankreich, sondern auch in Deutschland und der Schweiz aus. Dadurch, daß die bedeutendsten Denker der Zeit wie Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schillers Freund Körner, Friedrich der Große, Fichte usw. sich dem Bunde in Verkennung seiner dunklen machtpolitischen Ziele anschlossen und seine Form mit bedeutendem Gehalt erfüllten, indem sie ihre eigenen Gedanken über eine sittlich-religiöse Gemeinschaft als die Ziele des Freimaurertums herausstellten, so ist seine Wirkung auf das geistige Leben des Volkes sehr beträchtlich gewesen. Entgegen den Anschauungen der zu festen Kirchen vereinigten Angehörigen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse wollte man im Freimaurertum und der Symbolik seines Rituals den Bildungsgedanken und die religiösen Ideen der Aufklärung verwirklichen. Das Ziel sollte sein, den Tempel der Humanität im Sinne wahrer Menschwerdung und Verbrüderung in Liebe, Mildtätigkeit und Sittlichkeit zu bauen. Was einem Herder z. B. als Sinn des Ordens vorschwebte, das zeigen seine Worte aus den „Briefen zur Beförderung der Humanität" 1793: „In die Gedanken- oder Handlungssphäre anderer größerer Menschen gesetzt, nehmen wir teil an ihrem Geist: wir denken mit ihnen, auch wenn wir mit ihnen nicht wirken konnten, und freuen uns ihres Daseins. Je reiner die Gedanken der Menschen sind, desto mehr stimmen sie zusammen; die wahre unsichtbare Kirche durch alle Zeiten, durch alle Länder ist nur eine. — Und in diese wollen wir eintreten, meine Freunde, mit ungeteiltem Herzen, mit reinen Händen. Kein Parteigeist soll unser Auge benebeln; keine Schmeichelei unser Angesicht schänden. Unter uns ist, wie jener Apostel sagt, kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib; wir sind hier eins und einer."

In dem freundschaftlichen Verkehr von Katholiken und Protestanten miteinander, etwa der Hilfsbereitschaft des Mainzer Koadjutors Karl Theodor von Dalberg gegen Schiller, hat sich diese Gesinnung aufs schönste praktisch ausgewirkt.

Aber auch die protestantische Kirche selber hat gegen 1700 bereits vielfach eine Lockerung und Ausweitung der orthodoxen Dogmatik erfahren. Schon äußerlich bewirkte die Bewegung der Bevölkerung eine Vermischung der Bekenntnisse und damit die Möglichkeit der Aufnahme fremden religiösen Gutes. Dazu kamen die synkretistischen Bemühungen von Geistlichen um die Lösung der Enge und Starrheit der Orthodoxie. So drang von Holland her, hauptsächlich unter dem Einfluß des als Professor der reformierten Theologie in Leiden wirkenden Deutschen Johann Coccejus (1603—69) calvinisches Denken in die lutherischen Kreise Norddeutschlands ein, vor allem die echt aufklärerische Anschauung von der Entwicklung des Reiches Gottes im Laufe der menschlichen Geschichte. Im Gegensatz zu dem orthodoxen Satze von der geschichtlichen Einmaligkeit und ewigen Gültigkeit der Offenbarung wird nun erkannt, wie Gott sich immer aufs neue dem Menschen offenbart und so die Menschlichkeitsgeschichte selber eine unaufhörliche Selbstoffenbarung und -betätigung Gottes ist. Damit ist nicht nur der Offenbarungsbegriff, den die orthodoxe Kirche mit einem geradezu mystischen Lichte umstrahlt hatte, als immerwährende Erneuerung der göttlichen Selbstmitteilung an die Menschen in den Bereich der menschlichen Entwicklung gerückt, sondern auch der Bruch zwischen Gott und Welt und damit der Weltpessimismus der Orthodoxie im Sinne der Aufklärung in eine freundlichere und fruchtbarere Beurteilung des Erdenlebens des Christen umgewandelt. J. F. Buddeus und Chr. M. Pfaff sind um 1700 Vertreter dieses gemäßigt aufgeklärten Luthertums.

Zur gleichen Zeit strömten Ideen der katholischen Mystik aus Spanien und Frankreich in das deutsche Luthertum. A. H. Francke hat so ein spanisches Erbauungsbuch, des Molinos „Geistlichen Wegweiser", 1687 in einer lateinischen Übersetzung seinen Glaubensgenossen vermittelt, Gottfried Arnold es zwölf Jahre später ins Deutsche übersetzt.

Gegenüber solchen Versuchen der Ausgleichung bedeutete Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie (1699/1700) nichts Geringeres als die kritische Zerstörung des ganzen orthodoxen Kirchensystems in seinem Werte für die Verkündigung der Wahrheit. Noch Goethe bezeugt die entscheidende Wirkung, die Arnold auf seine religiöse Entwicklung ausgeübt. Ein grüblerischer und scharfsinniger Geist, eigenwillig und unerschrocken, leitet Arnold aus dem Individualismus der Aufklärung für den religiösen Menschen das Recht eigener Wahrheitsforschung ab. Die Kirche hat je und je alle von ihrer Lehrmeinung in Denken und Leben Abweichenden als „Ketzer" gebrandmarkt. Aber sind nicht, so fragt er, vielleicht gerade diese Ketzer die wahren Frommen? Und haben vielleicht diejenigen, die sie verfolgt, es aus anderen als „heiligen" Gründen getan? Es wäre zu fragen, ob nicht die übereinstimmenden Nachrichten bezeugten, daß die größten Ketzermacher der Geschichte offenbar „kluge Heuchler und Pharisäer und Schriftgelehrte (die nicht von Gott selbst zum Himmelreich gelehret gewesen) oder gar gottlose und verkehrte Leute gewesen?" Ob die, die Ketzer verfolgt, nicht Amtspersonen gewesen seien und ob sie es nicht getan, weil sie in ihren Ämtern „von der allgemeinen verderbten Natur verleitet worden, sich und die Ihrigen bei Ehren und unbetrüglicher Autorität, Bequemlichkeiten, Einkünften und andern Vorteilen zu erhalten? Und ob dahero nicht ihnen der leichteste Weg geschienen, andere, so wider die gemeine Irrtümer und Greuel gezeuget, oder der Lehrer böses Leben selbst bestraft, unter dem Ketzernamen selbst zu unterdrücken, ihre eigene Laster aber und Vorteile mit einem vorgegebenen Eifer für die Wahrheit zu beschönen?" Ob nicht bei den Ketzerverfolgungen die größte Schuld allezeit auf die verderbte

Klerisei gefallen, die die weltliche und obrigkeitliche Macht mißbraucht hätten, um Unschuldige zu bestrafen, die ihnen in ihrem Sündenleben ein Vorwurf gewesen? Mit dieser Grundidee schreibt Arnold die Kirchengeschichte von Anfang an bis in seine Zeit. Sie gibt ihm die Fragestellung für ihre mannigfachen Kämpfe, und während die frühere Kirchengeschichtsschreibung alle Abweichungen von der offiziellen Lehre als Abfall und Irrtum gebrandmarkt, so kommt er dazu, die „Ketzer" als die wahrhaft Erleuchteten oder wenigstens als die Wahrheitsuchenden reinzuwaschen und ihre Verfolgung auf Haß, Machtsucht, Bequemlichkeit oder Dummheit zurückzuführen. Arnold hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht. Seine mehrfach aufgelegte Kirchen- und Ketzerhistorie hat in ihrer Zeit nicht weniger bedeutend gewirkt als Voltaires spätere Angriffe auf die Kirche in der ihrigen. Gerade die echt deutsche Gründlichkeit, mit der er in den riesigen Bänden seines Werkes eine erstaunliche Fülle von Gelehrsamkeit aufgehäuft, war der Weg, die theologischen Zeitgenossen aufzuwecken.

Nach 1700 drang die Idee der natürlichen Vernunftreligion immer tiefer in die positiven Bekenntnisse ein, gab der wissenschaftlichen Kritik Anstoß und Befruchtung und erschütterte die dogmatischen Grundlagen der Orthodoxie aufs schwerste. Statt aus der Offenbarung naiv an Gott zu glauben, empfanden immer mehr Gebildete das Bedürfnis, Gottes Existenz verstandesmäßig zu beweisen, wie man einen Satz der Mathematik bewies, etwa aus der sinnreichen und vernünftigen Einrichtung der Natur den Schluß zu ziehen, daß ein Baumeister sie geschaffen haben müsse. Der „gesunde Menschenverstand" eröffnete den Kampf gegen alles Wunderbare, Naturgesetzwidrige in der Offenbarung und der Geschichte Jesu und seiner Kirche, brach den mystischen Kern aus der Religion aus und feilte die Schale so lange zurecht, bis sie die logisch-geometrische Gestalt hatte, die der Verstand für seine mathematische Weltbetrachtung bedurfte.

Aus dieser nüchternen Gesinnung ist 1735 die sogenannte Wertheimer Bibel hervorgegangen, verfaßt von Johann Lorenz Schmidt, damals Erzieher in der Familie des Grafen Löwenstein-Wertheim in Wertheim, eine umschreibend-erklärende Bearbeitung des Textes der fünf Bücher Mosis im Sinne der Vernunftlehre. Von ihrem Geist und Stil zeugt etwa der Anfang der Schöpfungsgeschichte: „Alle Weltkörper und unsere Erde selbst sind anfangs von Gott erschaffen worden. Was insonderheit die Erde betrifft, so war dieselbe anfänglich ganz öde; sie war mit einem finstern Nebel umgeben und ringsherum mit Wasser umflossen, über welchem heftige Winde zu wehen anfingen. Es wurde aber bald auf derselben etwas helle, wie es die göttliche Absicht erforderte. Und weil dieses sehr nötig und nützlich war, so geschah es nach der Einrichtung, welche Gott diesfalls gemacht hatte, daß von nun an Licht und Finsternis beständig abwechselten; und dieses ist der Ursprung von Tag und Nacht."

Ernsthafter und folgenschwerer als diese Verballhornung der Glaubenslehre durch den philosophisch-naturwissenschaftlichen Aufkläricht einer kritischen Scheinbildung war die wissenschaftliche Untersuchung der geschichtlichen Grundlagen des christlichen Glaubens. Als erster hat Johann Laurenz Mosheim (1693—1755), der Kanzler der Universität Göttingen, den kirchlichen Streit und die philosophische Polemik um das Dogma ersetzt durch die nüchterne kritisch-historische Untersuchung der kirchengeschichtlichen Überlieferung und so den ganzen Fragenzusammenhang auf einen rein objektiven Boden gestellt. In ähnlicher Weise hat Johann Salomon Semler (1725—91) auf Grund kritisch-historischer Forschung die Erklärung und Deutung der biblischen Texte und die Entstehung der Bibel in neues Licht gerückt.

Die Folge dieses Einbruchs philosophischer Kritik, naturwissenschaftlicher Aufklärung und geschichtlicher Tatsachenforschung in die tabuartigen Bezirke des Glaubens war eine

Umbildung der Gestalt des Christentums. Wohl gab es Geister, die wir Christian Fürchtegott Gellert (1715—69) in der harmonischen Bildung ihres Gemütes Vernunft und Offenbarung zu geläuterter Frömmigkeit aufs schönste zu vereinigen wußten. Es gab andere, die die Mythen der Bibel psychologisch zu deuten und so zwischen Aufklärung und Orthodoxie einen Kompromiß zu schließen verstanden, wie der Berliner Hofprediger Sack (1703—86), für den „die Geschichte des Falls unserer ersten Eltern die Geschichte eines jeden sündigen Menschen" war. In Wahrheit aber bedeutete diese umbildende Tätigkeit der Vernunft eine gründliche Zersetzung der bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein allmächtigen Orthodoxie. Und ihre Vertreter wußten, daß es um Sein oder Nichtsein ging.

In dem Streite, den Lessing in den Siebziger Jahren gegen den Hamburger Hauptpastor Goeze führte, bricht der ganze theologische Gegensatz der Zeit auf, und er ist von beiden Seiten mit so großem Aufwand von Geist und Leidenschaft geführt worden, weil man auf beiden Seiten wußte, um was es ging. Den Anlaß bildete die „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", die Samuel Hermann Reimarus in Hamburg verfaßt und Lessing in Fragmenten herausgegeben hatte. Die Kritik, die Reimarus darin an der Bibel und dem christlichen Lehrbegriff übt, gehört in der Befangenheit ihrer aufklärerischen Leidenschaft zu den radikalsten Angriffen auf die Kirche und erscheint uns heute stellenweise als der Kampf gegen Windmühlen. Was soll man dazu sagen, wenn Reimarus sich Mühe gibt, mit gelehrten Zitaten zu beweisen, daß das Wunder des Durchganges der Juden durch das Rote Meer gar nicht hätte stattfinden können, weil der Meeresgrund mit seinen Korallenklippen, tiefen Schluchten, Schlammassen und anderen Hindernissen den Durchzug eines ganzen Volkes in so kurzer Zeit schon geographisch unmöglich gemacht hätte! Dergleichen hahnebüchene Afterkritik hatte, wie es scheint, ein Geschlecht nötig, das Paul Gerhardts Verse:

„Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt."

als einen Unsinn empfand und wenigstens die letzte Zeile umdichtete in:

„Es schläft die halbe Welt."

Lessing selber stand über ihr erhaben. Er wußte, was durch derartige Angriffe zerstört wurde, war nur eine geschichtliche Gestalt des Christentums — die alte Orthodoxie —, nicht das Christentum selber mit seinem ewigen Gehalte. Gerade diesen zu retten, hatte er die Fragmente aus der Schutzschrift des Reimarus herausgegeben und den Streit heraufbeschworen.

Noch von einer anderen Seite ist damals der reine und unzerstörbare Gehalt des christlichen Glaubens tiefer erfaßt worden als es die erstarrte Orthodoxie vermochte: von Seite des unmittelbaren religiösen Erlebens durch den Pietismus.

In seinen Anfängen ist der Pietismus Eines Ursprunges mit der weltlich-wissenschaftlichen Aufklärung. Auch er will verschüttete Seelenkräfte ausgraben, Starrheit und Formalismus durch Bewegung und Innerlichkeit, Buchstaben durch Geist ersetzen und dem Leben des einzelnen sein Recht zurückerobern. Aber sein Streben ist von Anfang an auf die Pflege des heiligen, nicht auf die Begründung eines weltlichen Lebens gerichtet. So nimmt der Pietismus bald einen Weg, der ihn immer weiter von der Aufklärung wegführt.

Philipp Jakob Spener (1635—1705), sein Begründer, besaß die innere Einheit und den Blick für die wirklichen geistlichen Bedürfnisse seiner Gemeinde. Sein Ziel war, „wie Sokrates die Philosophie vom Himmel zur Erde herabgeführt habe, so auch die Theologie von den überflüssigen Spekulationen und Subtilitäten" abzurufen, „um in den zur Seligkeit nötigen Lehren

40. August Hermann Francke. Schabkunstblatt von Peter Schenk nach einem Gemälde von C. Schütz.

den Weg des Geistes und der Heiligung zu zeigen.“ Statt seine Zuhörer mit den Zänkereien der gelehrten Theologen und mit unfurchtbaren Haarspaltereien, wie die orthodoxen Prediger es taten, zu langweilen oder, wie ein Abraham a Sancta Clara, mit Witz und Donnergepolter sie für eine Stunde bald in die Zerknirschung hinunterzuschleudern, bald zu dröhnendem Lachen emporzuwirbeln, versuchte er sie in den Sinn des heiligen Gottes wortes einzuführen und durch Erbauung zu stärken. Schon äußerlich gab sich der Umschwung kund: zu dem feierlichen Predigtvortrag in der Kirche mit der Distanz zwischen Pfarrer und Gemeinde traten vertrauliche menschliche Zusammenkünfte in kleinerem Kreise, wo über Bibelstellen und die Predigt erläuternd gesprochen wurde, Collegia pietatis, Versammlungen zur Erbaulichkeit, an denen Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt teilnahm, der geistliche Führer als erster unter Gleichen verkehrte und so die Herzen sich aufschließen konnten. Seine Grundsätze legte Spener 1675 in den „Pia desideria oder Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche“ weiteren Kreisen öffentlich dar. Sie verbreiteten sich rasch und die Lehre befestigte und vertiefte sich. So hat in Leipzig August Hermann Francke (1663—1727), der in der Folge der einflußreichste Führer des ältern Pietismus geworden ist, an der Universität Vorträge erklärend-erbaulicher Art im Spenerschen Sinne gehalten, zu denen die Studenten aus den sich leerenden Hörsälen der Orthodoxen zu Hunderten herbeiströmten. Er hat später die preußische Universität Halle zum akademischen Mittelpunkt des deutschen Pietismus gemacht.

Was die Heilslehre des Pietismus von der der Orthodoxie unterscheidet, ist ihr psychologischer Charakter und ihre praktische Auswirkung. Der geheimnisvolle Begriff der Unio mystica, der Einheit des Menschen mit Gott, wie sie die orthodoxe Kirche als Ziel des Glaubens gelehrt hatte, ist durch ihn aus einer bloßen Verkündigung und dogmatischen Forderung für ein imaginäres christliches Publikum zu einer wirklichen Heilsbereitung in der Seele des einzelnen Gläubigen umgewandelt worden. Das ist der Punkt, wo der allgemeine Individualismus der Aufklärung in das besondere Bett des religiösen Lebens einfließt, nur daß er hier nicht als eine rationale, sondern als eine psychologische und praktische Aufgabe auftritt. Der Pietismus hat sich wirklich Rechenschaft gegeben über die Bedeutung von Sünde und Erweckung der Einzelseele und über die psychologischen Bedingungen der Erlösung. Er hat dafür ein eigentliches psychologisches System ausgearbeitet.

Bei August Hermann Francke verlief die Bekehrung folgendermaßen. Zuerst, so berichtet er, faßte er seine „theologiam in den Kopf und nicht ins Herz“, und sie war vielmehr eine tote

Wissenschaft als eine lebendige Erkenntnis. „Ich wußte zwar wohl zu sagen, was Glaube, Wiedergeburt, Rechtfertigung, Erneuerung usw. sei, wußte auch wohl eins vom andern zu unterscheiden, und es mit den Sprüchen der Schrift zu beweisen, aber von dem allem fand ich nichts in meinem Herzen und hatte nichts mehr als was im Gedächtnis und Phantasie schwebte . . . Der Zustand meines Gemütes war sehr schlecht und mit Liebe der Welt durch und durch beflecket." Aber einst bei der Vorbereitung einer Predigt über den Glauben erkennt er, daß ihm selber der Glaube fehlt, über den er zu predigen hat. Er gerät in Unruhe und Zweifel. Sein ganzes bisheriges Leben tritt ihm vor Augen „als einem, der auf einem hohen Turm die ganze Stadt übersiehet". Er zählt seine Sünden auf, sein Unglaube kommt ihm zum Bewußtsein. „Und da ward mir mein ganzes Leben und alles, was ich getan, geredet und gedacht hatte, als Sünde und ein großer Greuel für Gott fürgestellet. Das Herz war hart geängstiget, daß es den zum Feinde hatte, welchen es doch verleugnete und nicht glauben konnte. Dieser Jammer preßte mir viel Tränen aus den Augen, dazu ich sonst nicht geneiget bin." Er verbirgt diesen Zustand sorgfältig vor den Menschen. Aber eines Tages, wie er mit seinem Hauswirt zu einem Superintendenten geht, fängt dieser an über den Glauben zu sprechen, als ob er wisse, was Francke fehle. Nun wird seine Unruhe und Selbstpeinigung noch größer. Am folgenden Sonntag sagt er die Predigt ab, da es ihm nun unmöglich ist, ohne Glauben zu den Leuten zu sprechen. Am Abend legt er sich in seinem Elend und Jammer auf die Knie und fleht Gott um Rettung an. Und plötzlich erhört ihn Gott. „Wie man eine Hand umwendet, so war all mein Zweifel hinweg, ich war versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo Jesu . . . alle Traurigkeit und Unruhe des Herzens war auf einmal weggenommen, hingegen ward ich als mit einem Strom der Freuden plötzlich überschüttet, daß ich aus vollem Mut Gott lobte und preisete, der mir solche Gnade erzeiget hatte . . . Mir war zumute, als wenn ich tot gewesen wäre, und siehe, ich war lebendig geworden. . . . Meine Vernunft stand nun gleichsam von ferne, der Sieg war ihr aus den Händen gerissen, denn die Kraft Gottes hatte sie dem Glauben untertänig gemacht."

Nach diesem Beispiel vollzieht sich die Heilsfindung der Pietisten in drei Stufen: 1. Zustand: Weltleben. 2. Aufschreckung durch einen äußeren Vorfall und Zustand der Zerknirschung. 3. Erleuchtung durch Gottes Gnade und Zustand der Beglückung. Das Wesentliche an dem ganzen Vorgang ist, daß der Inhalt des Lehrbegriffes, dessen dogmatische Bedeutung unwirksam bleibt, von dem einzelnen seelisch erlebt wird. Es erklärt sich daraus die große Wichtigkeit der psychologischen Selbstanalyse des Sünders bei dem Erweckungsvorgang. Die Sitte autobiographischer Aufzeichnungen hat so immer wieder den forschenden Blick in die Geheimnisse des Seelenlebens gezogen, hat zu einem großen Teil die Verinnerlichung und Vertiefung des Denkens der Aufklärung mitveranlaßt und durch die Pflege des Gemütslebens der Einseitigkeit oberflächlicher Verstandesbildung entgegengewirkt. Und wie stets in der Geschichte ein Unten einem Oben, ein Innen einem Außen und ein Rechts einem Links ruft und so die Spannungen entgegengesetzter Kräfte entstehen, die das geschichtliche Leben wirksam vorwärtstreiben, so bedeutete die in der Selbstprüfung, Zerknirschung und Erleuchtung gewonnene innere Sicherheit für den Pietisten die Befreiung der körperlich-geistigen Kräfte für die äußere Arbeit. Francke selber hat, als ein geborener Organisator, auf diesem Wege in Halle seine großen Waisenhäuser, Erziehungsanstalten und Werkstätten geschaffen. Überall ging mit der inneren Frömmigkeit der pietistischen Kreise die weltliche Berufstätigkeit Hand in Hand: man diente Gott, indem man am Werke seiner Welt mitschuf. Dabei waren die Träger dieser Arbeitsbewegung meist Bürgerliche. Der Pietismus hat so wesentlich zur Entstehung eines selbst-

41. Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf. Jugendbildnis, gemalt in Paris im Jahre 1720.

bewußten und berufstüchtigen Bürgertums in deutschen Landen mitgeholfen und in ihm jene Kräfte mitentwickelt, die es fähig machten, sich Fürsten und Adel entgegenzusetzen.

Auch der Pietismus ist aber der Gefahr nicht entgangen, aus einer Anleitung zu verinnerlichter Frömmigkeit und einer Gemeinschaft Heilsuchender ein festes System von Lehrbegriffen und eine Kirche zu werden. Schon die Feindschaft gegen die flutenden Kräfte der Natur und die geistige Bewegung des wissenschaftlichen Lebens — Spener war weder ein Freund der Natur noch der Philosophie, und Francke schätzte „ein Quentlein des lebendigen Glaubens höher als einen Zentner des bloßen historischen Wissens" — deutet die Neigung zur geistigen Selbstgenügsamkeit und die Gefahr der Verengung an. So kam es zwischen den Führern des Pietismus in Halle, Francke und Joachim Lange, und Christian Wolff zu Streitigkeiten. Die Pietisten bezichtigten Wolff des Fatalismus, verboten ihren Anhängern den Besuch seiner Vorlesungen und erreichten es, daß Friedrich Wilhelm I. Wolff am 8. November 1723 seiner Professur entsetzte und ihm befahl, die sämtlichen königlichen Lande binnen 48 Stunden bei Strafe des Stranges zu räumen — ein Ketzergericht in aller Form.

Dazu kam die Härte in der Auffassung der seelischen Heiligung des sündigen Menschen. Die Buße, die sich der Zerknirschte auferlegen mußte, um Gottes verzeihende Gnade zu finden, kam an seelischer und auch körperlicher Wirkung nahe an die Selbstpeinigung mittelalterlicher Asketen: der Bruder des Theologen Semler ist an diesem Bußkampfe zugrunde gegangen. Es war klar, daß diese Religionsauffassung, ob sie auch in ihren Anfängen dem nach Individualismus und Autonomie drängenden Geist der Aufklärung entsprang, doch in ihrer Verfestigung sehr wenig ihrem weltheiteren und freien Sinn entsprach. Auch sie bedurfte einer Umbildung. Sie kam durch den Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf (1700—60).

Zinzendorf, der das Hallesche Pädagogium besucht hatte, wußte die pietistische Frömmigkeit mit freier weltlicher Bildung zu verbinden. 1727 schuf er aus einer Kolonie mährischer Brüder in Herrnhut in der Oberlausitz die erneuerte Brüderunität, eine eigenartige politisch-kirchliche Gemeinschaft von Erweckten, die, ohne sich sektiererisch von den bestehenden Kirchen abzusondern, eine höhere religiöse Einheit über ihnen bilden und so zur Neubelebung und Verinnerlichung des christlichen Lebens dienen sollte. Zinzendorfs Ausgangspunkt war die Auffassung, daß Leben gottgewirkter Geist und tätige Kraft sei, und daß keine menschlichen Gesetze es zu binden imstande und berechtigt seien: „In der Grundsprache sind die Worte Brennen und Leben, Geist, Feuer und Leben ziemlich parallel, wenn vom Wort Gottes die Rede ist . . . Die vier Zoa (Lebewesen) sind feurige, muntere Geister voll Eifer. . . . Geist heißt

42. Siedlung der Brüdergemeinde Herrenhag in der Wetterau bei Frankfurt a. M. Aquarell um 1750 im Besitz der Brüdergemeinde Herrnhut.

hier Spiritus, Realität, Kraft, denn Kraft und Spiritus sind Synonyma . . . Das Leben ist eine eigene Sache, die man nicht beschreiben, in keine Methode und Systema bringen oder Kennzeichen dafür geben kann. Der Wind bläset, wo er will, und man höret sein Sausen wohl, aber man weiß nicht, von wannen er kommt und wohin er fähret.“ Von hier aus hat Zinzendorf die Idee der Individualisierung im religiösen Leben so tief begriffen und so konsequent angewendet wie kein geistlicher Führer seiner Zeit. Jedes Individuum ist von Gott als ein einmaliges erschaffen, jedes hat also ein eigenes religiöses Leben in sich und den Anspruch darauf, daß es von den anderen als ein einmaliges geachtet und behandelt wird. Alles Dogmatische wird verpönt. Die Erziehung wie die Seelsorge haben sich nach diesem Standpunkt zu richten: „Die Priester, Lehrer und Zeugen im Volk müssen so wenig als möglich übers Äußere raffinieren, am wenigsten aber die Sachen selber in eine Form und Falte legen wollen, sondern ihr Dichten und Trachten muß beständig und lediglich dahin gehen, daß Jesus Christus individualiter in den Herzen aufgerichtet, lebendig und groß werde bis zu völliger Größe. Da muß man der geistlichen Natur ihren Lauf lassen wie beim natürlichen Wachstum und ja nichts künsteln.“

Der Gesichtspunkt des Individualismus wird bis in die letzten Folgerungen durchgeführt. In der Organisation der Gemeinden, in der Verwendung der Berufe, in der Beurteilung der verschiedenen Völker wird ihm Rechnung getragen, und es wird deshalb auch jegliche Propaganda unterlassen. Wichtiger als die äußere Form in Dogmatik und kirchlichen Einrichtungen ist die innere Überzeugung. „Die Seligkeit im neuen Bund,“ erklärt er 1747, „ist an keine Form mehr gebunden, wie sie Namen hat, vielmehr ist alle Form des Gottesdienstes willkürlich und ohne Merite . . . Das Christentum kommt auf sehr wenig an und kann auf eine Oktavseite geschrieben werden.“ Daher gibt er es, nach anfänglichen Unionsversuchen, auf, die streitenden Religionen miteinander äußerlich zusammenzuschweißen. Ihre Anhänger sollen sich in dem

Herrnhutischen Glauben eins fühlen, der über den einzelnen Bekenntnissen stehen will, einzig zusammengebunden durch den Glauben an die erlösende Kraft von Jesu Opfertod. Die Vielheit der Kirchen liegt geradezu im göttlichen Heilsplan: Gott will, daß jeder auf seinem Wege zum Heil gelange; er bildet sein Reich in vielen Formen aus.

In seinem tiefen, milden und zugleich weltklugen Sinn, der alles Geschehen als eine vielverzweigte natürliche Entwicklung auffaßt, lehnt Zinzendorf auch die harte Bekehrungstheorie des Hallischen Pietismus ab. Die Bekehrung muß innerlich und wie von selber vor sich gehen. „Ein Pietist," so definiert er einmal, „ist ein Mensch, der sich nicht so cavalièrement bekehrt wie wir, sondern der mehr Umstände braucht." Der Pietist ist ihm ein Melancholiker und Hypochonder. „Er hinkt den Weg, den wir tanzen . . . Wir sind die Hofpoeten des Heilands, die Pietisten sind Prosaici und Grammatici."

So ist Zinzendorfs Frömmigkeit, in gleicher Weise gegen die Orthodoxie in ihrer begrifflichen Starrheit wie gegen den Rationalismus in seiner weltlichen Verflachung gerichtet, ein Bekenntnis zu den ursprünglichen Kräften des Christentums. In ihrer Heiterkeit, auf den Glauben an Jesu Blut gegründet, lebt der Geist des Optimismus der Zeit ebenso, wie sich der Persönlichkeitswille der Aufklärung in ihrem individualistischen Verständnis für die Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Lebensformen kundgibt. Zinzendorfs Glaube ist fraglos die höchste Leistung gewesen, die der religiöse Geist der Aufklärung aus sich hervorzubringen vermochte. Wenn das Zeitalter der Aufklärung im kirchlich-religiösen Sinne ein vielgespaltenes Bild zeigt, mittelalterlicher Fanatismus und barocker Formelkram neben ausgleichender Auflösung und milder Duldung stehen: in Zinzendorfs Glauben erscheinen die edelsten Kräfte des Christentums, die bei den anderen so oft unter dem Schutt des Zeitlichen und Weltlichen verborgen liegen, in ihrer ewigen und innerlichen Bedeutung bloßgelegt und in sich gesammelt. Man mag an Lessings Evangelium der Liebe in „Nathan dem Weisen" denken. Was Zinzendorf von Lessing scheidet, ist vielleicht nicht einmal ein wesentlicher, sondern nur ein psychologischer Wert: wo Lessing rational und moralisch ist, gibt sich Zinzendorf gemütvoll und praktisch. Aber gerade deswegen ist Zinzendorf doch wohl das größere religiöse Genie. Lessing ist letzten Endes in seiner Zeit wirksam, wie er aus ihr verständlich ist; Zinzendorf reicht weit aus seiner Zeit hinaus, wie er in ewigem Grunde wurzelt. Seine Frömmigkeit ist denn auch die Brücke gewesen, die das ältere positive Christentum über den Abgrund, den die Kritik des Rationalismus im Glaubensleben aufgerissen, mit der Gottesverehrung des Romantikers Schleiermacher verbindet.

DER MENSCH UND DIE NATUR

Die heutige Auffassung der Natur als der kosmisch allgemeinen und unbedingten Gesetzmäßigkeit des Lebens, die auch unser eigenes Dasein umfaßt, ist eine Erkenntnis des wissenschaftlichen Geistes der Neuzeit, die sich erst im neunzehnten Jahrhundert allgemein durchgesetzt hat. Für die christliche Kirche ist das große Reich des Natürlichen ursprünglich das Fremde, außerhalb der menschlichen Geistigkeit Stehende, das überwunden werden muß, weil es je und je der Quell des Bösen ist. Das Christentum hat die Natur so moralisch-theologisch gewertet, nicht wissenschaftlich begriffen. Es hat daher auch die Natur dem Willen Gottes unterworfen. Wie will die Kirche das Wunder, dessen sie für die Wirkung ihrer Lehre bedarf, anders erklären als durch die Annahme, daß Gott über der Natur steht und es ihm daher jeden Augenblick möglich ist, über ihre Gesetze hinwegzuschreiten, wie ein irdischer Herrscher der

43. Gartenanlagen des Schlosses Mirabell bei Salzburg.

Zeit das Gesetz des Staates seinem Willen beugen kann? Die Kirche hat sich so noch im 18. Jahrhundert geweigert, die Erkenntnisse der mathematischen Naturforschung seit der Renaissance anzuerkennen: als der berühmte Zürcher Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer sich getraute, in einem naturwissenschaftlichen Werke 1721 das Kopernikanische System vorzutragen, verbot es die meist aus Geistlichen zusammengesetzte Zensurkommission mit der Begründung, die Lehre, daß die Erde um die Sonne kreise, laufe den biblischen Büchern zuwider.

So mußte sich das Naturerlebnis gegen die christliche Grundauffassung durchsetzen. Längst vor der Aufklärung hatte auch der Christ gelernt, in der Natur zu lustwandeln und in ihr Trost im Leid, Beruhigung in den Stürmen des Lebens zu suchen. Schon das 16. und das 17. Jahrhundert haben Gärten und Anlagen geschaffen. So läßt Matthäus Merian in seiner Topographia Helvetiae (1642) die Bürger Basels sich in den Anlagen des Petersplatzes ergehen. Unter schattenspendenden Bäumen stehen Männer im ernsten Gespräche zusammen oder bewegen sich zwischen den Stämmen. Paare lustwandeln. Kinder spielen. Ein Brunnen spendet klares Wasser. In Hamburg ist der Jungfernstieg eine Stätte bürgerlicher Lustbarkeit in der Natur. Es ist, rühmt Reuter in seinem „Schelmuffsky", „ein sehr lustiger Ort und liegt mitten in der Stadt Hamburg an einen kleinen Wasser, welches die Elster genennet wird, da stehen wohl 2000 Linden, und gehen alle Abend die vornehmsten Cavaliers und Dames der Stadt Hamburg dahin spazieren und schöpfen unter der Linden frische Luft." Auch die Dichter haben, wie der Protestant Paul Fleming und der Katholik Friedrich von Spee, wundervolle

Töne gefunden, die Herrlichkeit der Natur zu preisen. Aber auch bei denen, die diese Freiheit besaßen, wirkt noch die christliche Vorstellung von dem anderen Reiche im Hintergrunde. Das Ergötzen, das die Natur schenkt, ist doch nur ein zeitliches und vergängliches, im besten Fall ein Vorgeschmack der himmlischen Seligkeit. Der Protestant Paul Gerhardt spricht diesen Gedanken aus in seinem schönen Sommergesang:

„Ach, denk' ich, bist du hier so schön,
Und läßt du uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden:
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden?"

Mit stärkerer Naturabgewandtheit der Konvertit Angelus Silesius:

„Du armer Sterblicher, ach, bleib' doch nicht so kleben
An Farben dieser Welt und ihrem schnöden Leben:
Die Schönheit des Geschöpfs ist nur ein bloßer Steg,
Der uns zum Schöpfer selbst, dem Schönsten, zeigt den Weg."

Erst um 1700 tritt eine Wandlung ein. Der Mensch vermag sich unbefangener, ohne kirchliche Nebengedanken, dem Genusse der Natur hinzugeben. Aber das Erleben bleibt zunächst noch ohne die metaphysische Tiefe kosmischer Beziehungen. Noch wirkt die Formel Deus sive natura nicht. Was der Mensch in der Natur sucht, was sie ihm zu gewähren vermag, ist etwas rein Menschliches, Psychologisches: Beruhigung, Trost, Frieden. Die Natur wirkt als idyllische Landschaft. Vor allem der Hofmann und der Beamte sucht in jener recht eigentlich von den Höfen beherrschten Zeit die Natur auf. Sie entrückt ihn der Unruhe des Hoflebens, den Intrigen der Menschen, der Bürde des Amtes und eröffnet ihm ein Reich des Friedens, der Ruhe und der Freiheit. Der Freiherr von Canitz singt so, Horaz nachdichtend, von den Wohltaten des Landlebens:

„Hier merk' ich, daß die Ruh' in schlechten Hütten wohnet;
Daß es viel besser ist, bei Kohl und Rüben stehn,
Als in dem Labyrinth des Hofes irregehn.
Hier ist mein eigner Grund, der mir selbst angestorben;
Hier ist kein Fuß breit Land durch schlimmes Recht erworben;
Kein Stein, der Witwen drückt und Waisen Tränen preßt,
Kein Ort, der einen Fluch zum Echo schallen läßt.
Hier kann ich Schaf und Rind in den begrünten Auen,
Die Scheunen voller Frucht, das Feld voll Hoffnung schauen;...
Hier leb' ich, wie ich soll. Mein Wille gibt Gesetze
Und keinem Rechenschaft. Ich fürchte kein Geschwätze,
Wenn, ob der Hundsstern gleich am heitern Himmel glüht,
Man mich bei dem Kamin im Fuchspelz sitzen sieht.
So mach' ich's, wenn die Luft mit Regen überzogen:
Wenn Iris aber nun mit dem gefärbten Bogen
Den Horizont bekrönt, führt mich auf neue Spur
Das wundergroße Buch der gütigen Natur."

Eine Weitung und Vertiefung dieses Naturerlebnisses ins Kosmische konnte nur dadurch erfolgen, daß man Gott aus seiner Abseitsstellung herausholte und in die Natur hineindachte. Das eigentliche Naturerlebnis der Aufklärung ist so ein pantheistisches. Schon Spinoza und Leibniz haben es vorbereitet. Vor allem aber hat sich in Deutschland die pantheistische Naturinbrunst Lord Shaftesburys weithin ausgewirkt.

In seinem Dialog „Die Moralisten" (1705) schildert eine beschwingte Szene das Erlebnis eines Sonnenaufganges. Der Weise Theokles, der Gott als die wirkende Schöpferkraft in der

44. Jagdfrühstück im Freien. Kupferstich von Joh. El. Ridinger, der in Hunderten von Blättern die Natur und ihre Lebewesen, meist in Verbindung mit der Jagd, geschildert hat.

Natur verehrt, ist frühmorgens hinausgegangen, um sich in der Landschaft seinen erhabenen Gedanken hinzugeben. Sein Pantheismus läßt ihm die Gestalten der alten Mythologie in einem neuen Sinn wieder auferstehen. Nymphen und Dryaden, Quell- und Baumgeister sind Ideen Gottes in der Natur, von der deutenden Phantasie als menschengestaltige Wesen verehrt. Der Sonnenaufgang, der strahlendes Licht über die Landschaft gießt, ist ihm das erhabene Schauspiel der Enthüllung der gottdurchwirkten Natur. Wenn nun auch gleichzeitig die Gedanken aus seinem Innern zu strömen beginnen, so ist dies nicht ein äußerlicher Parallelismus und nicht einmal eine bloße psychologische Analogie, vielmehr eine metaphysische Einheit: die Einbezogenheit des menschlichen Geistes in den Gottgeist der Natur. Es ist das gleiche Licht, was als aufgehende Sonne die Landschaft durchstrahlt und als Gedankenfülle aus der Seele des menschlichen Betrachters quillt. Der Mensch ist damit seinen „Brüdern im stillen Busch, in Luft und Wasser“ verwandtschaftlich zugesellt. Was ihn von ihnen noch scheidet, ist nur ein Mehr von Bewußtsein: während jene bloß da sind und am Leben und Vergehen teilhaben, erkennt des Menschen Geist den göttlichen Sinn, der in der Kreatur wirkt, und verknüpft die Einzeloffenbarungen, die sie in ihm entzündet, zur umfassenden und tiefen Deutung der Gottnatur: „Heil euch, ihr seligen Wohnungen! Vertrauliche Ruheplätze! Entzückende Aussichten! Majestätische Schönheit dieser Erde und all ihr ländlichen Mächte und Grazien! Seid mir gesegnet, ihr unentweihten Wohnplätze glücklicher Sterblicher, die hier in friedlicher Unschuld ein unbeneidetes, obschon göttliches Leben genießen; voll seliger Einfalt und Ruhe gewährt ihr dem Menschen glückliche Muße und Einsamkeit, ihm, der zur Betrachtung und Erforschung seiner eigenen und anderer Naturen geschaffen, hier am besten über die Ursachen der Dinge nachdenken und mitten unter den mannigfaltigen Szenen der Schöpfung ihre Werke näher betrachten kann.“

Das Ergebnis dieser Betrachtung ist die Erkenntnis der Ordnung in der Natur. Wie die aufgehende Sonne Klarheit in das Dunkel der Nacht bringt und das Chaos der Dämmerung zum sinnvollen Nebeneinander der Dinge entwirrt, so erschafft auch die Erkenntnis des göttlichen Geistes in der Natur Harmonie, gerechte Verteilung des Verschiedenen, zweckmäßige Beziehung der einzelnen Teile auf einander, Beherrschtsein von einem geistigen Mittelpunkte, kurz das Walten der göttlichen Vernunft. „O mächtiger Genius,“ schwärmt Theokles als Wortführer Shaftesburys, „einzig belebende und begeisternde Kraft! Urheber und Gegenstand dieser Gedanken! Dein Einfluß durchströmt alles, und mit allen Dingen bist du aufs Innigste verbunden. Du bist die geheime Triebkraft ihrer Handlungen. Du bewegst sie mit unwiderstehlicher, unermüdlicher Gewalt, durch heilige und unverletzliche Gesetze, zum Heile jedes besonderen Wesens eingerichtet, so daß alles harmonisch mitwirkt zur Vollkommenheit, zum Leben, zum Wohlsein des Ganzen.“

In mächtig ausschreitendem Gange durch den Kosmos und über die Erde wird diese göttliche Vernunftordnung an einzelnen Bildern veranschaulicht. Die Gestirne in ihrer Unzahl und ihren Bewegungen bekunden sie, die Erde in der Verschiedenheit ihrer Erzeugnisse und Schätze, in den Eigenschaften der Elemente, in der Mannigfaltigkeit ihrer klimatischen und geographischen Bedingungen. Es gibt in der gesamten Literatur um 1700 keine Darstellung, in der die neue Naturauffassung begeisterteren und tiefsinnigeren Ausdruck gefunden hätte als in dem Hymnus von Shaftesbury.

Wie weit stehen die Zeugnisse deutschen Naturlebens dieser Zeit noch von des Engländers hohem Pantheismus ab! Erst um 1720 vermag man auch in Deutschland die befreiende Schönheit der Natur in kosmischer Weite zu schauen. Der erste, der es tat, ist freilich, mit Shaftesbury verglichen, ein echter deutscher Spießbürger und Zopfträger: Barthold Heinrich Brockes in Hamburg (1680—1747): er vermag das Buch der Natur nicht zu lesen, ohne zugleich einen Blick in die Hauspostille und ins Hauptbuch zu werfen. Seine große Gedichtsammlung „Irdisches Vergnügen in Gott“ (1721—48) verbindet die teleologisch-kosmische Naturauffassung der Aufklärung mit dogmatischen Anschauungen des alten Protestantismus zu einem nicht allzu einheitlichen Gebilde, wie es für die Zeit des Überganges charakteristisch ist. Sogar in der bekannten lieblichen Schilderung der vom Mondlicht durchstrahlten Kirschblüte erinnert er sich an die höhere Schönheit himmlischer Freuden:

> „Wie sehr ich mich an Gott im Irdischen ergetze,
> Dacht' ich, hat er dennoch weit größre Schätze.
> Die größte Schönheit dieser Erden
> Kann mit der himmlischen doch nicht verglichen werden.“

Daneben aber ist Brockes ein säuberlicher Rationalist, der Descartes, Leibniz, Shaftesbury, Wolff gelesen hat: die Natur hat für ihn nur soweit Berechtigung, als sie von der Vernunft bestimmt ist, und es gibt keine Schönheit ohne Ordnung. Äußerlich in behaglichen Verhältnissen aufgewachsen, auf Reisen gebildet, wohlhabend und angesehen, stimmt er mit Leibniz und Shaftesbury in dem Preise der besten Welt überein. Daß man überall, wohin der Blick sich wendet, die göttliche Vernunft am Werke sieht, das eben gibt stets aufs neue Anlaß, seine Weisheit, Güte und Allmacht zu bewundern. Brockes' ganze Gedichtsammlung ist eine gereimte Theodizee, worin der leibnizische Gedanke der Zweckmäßigkeit mit recht viel zopfiger Pedanterie und philiströser Gründlichkeit in Wahrheit durch alle Bedarfsartikel der bürgerlichen Haushaltung bis zu der Prise Schnupftabak durchgeklimpert wird. Gott hat den Menschen gleichsam zu seinem Stellvertreter auf Erden gemacht, hat ihn angewiesen, mit seinem

Ermatinger, Deutsche Kultur der Aufklärung.
Handbuch der Kulturgeschichte.

Schloß Nymphenburg bei München mit den Gartenanlagen des Rokoko.
Gemälde von Canaletto. München, Residenzmuseum.

Tafel IV.

Verstand die Güter der Natur zu seinem Nutzen zu verwenden und über die anderen Wesen zu herrschen. Der Verstand ist ihm der Ersatz für so manche Gaben, die Gott ihm vorenthalten: Flügel, Hörner, Pelz und Federn. Denn er lehrt ihn:

> „Daß, was alle Tiere haben, eigentlich uns zugehöret,
> Daß sie würklich unsre Sklaven, daß ihr Arbeit, Dienst und Leben
> Uns allein zu unserm Nutzen, Dienst und Willkür übergeben.
> Haben wir ein Wildpret nötig, wird ein Falk, ein Hund geschickt,
> Welcher sonder unsre Mühe, das, was man verlangt, berückt
> Und in unsre Küche liefert. Ändert sich die Jahreszeit,
> Und wir wollen uns zum Schutze und zur Zier ein ander Kleid,
> Zinst das Schaf uns seine Wolle, zollet das Kamel sein Haar,
> Und es spinnt der Seidenwurm uns ein gar leicht und schön Gewand.
> Es ernähren uns die Tiere, sie bewahren uns sogar,
> Ja, sie tragen unsre Lasten, baun und pflügen unser Land..."

Was daher für Leibniz, als kosmisches Formgesetz, zweckmäßiges Ineinandergreifen der Monaden unter sich ist, ohne jegliche Nebenabsicht des Nutzens, wird für Brockes, den Hamburger Kaufmann, zu einem Zweckverband der ganzen Natur für die Bedürfnisse des Menschen. Jedes Tier, jede Pflanze, jeder Stein hat in dieser großartigen Organisation seine bestimmte Aufgabe zu erfüllen, die, auf Gottes Weisung, die menschliche Vernunft bestimmt. Die Gemse zum Beispiel dient dem Menschen mit folgenden Gaben:

> „Für die Schwindsucht ist ihr Unschlitt, fürs Gesicht die Galle gut:
> Gemsenfleisch ist gut zu essen, und den Schwindel heilt ihr Blut;
> Auch die Haut dient uns nicht minder; strahlet nicht aus diesem Tier
> Nebst der Weisheit und der Allmacht auch des Schöpfers Lieb' herfür?"

Wo bei Shaftesbury der Anblick der von Gottes Vernunft durchleuchteten Natur den Menschengeist zu hohen Gedanken anregt und also die Naturbetrachtung nur der Kanal ist, durch den Ströme der Weisheit aus dem All in den Einzelnen fließen, macht es sich Brockes' glorifizierter Menschenverstand zur rastlos geübten Pflicht, in allen Gegenständen der Natur vernünftige Gedanken — oder Gedänkelchen — Gottes nachzuweisen; denn er würde sonst an seiner und Gottes Vernunft irre, wenn er nicht an allen Geschöpfen das Zeichen ihres Wirkens gewahrte. So wird ihm der Kosmos als Ganzes und in seinen Einzelheiten zu einer gewaltigen Allegorie, in der jedes Ding mit vernehmlicher Zunge Gottes Vernunft verkündet und so dem aufmerksamen Menschen ein Spiegel nützlicher Weisheit ist.

Erst nachdem durch derartig klügelnde Deutung Brockes' der vernunftgeklärten Frömmigkeit des Christen wie dem Nützlichkeitssinn des bürgerlichen Kaufmanns Genüge getan und sich gleichsam dadurch den Rücken gedeckt hat, kann sich sein Schönheitssinn an den Gegenständen der Natur erfreuen. An seiner fein abgestimmten Genußfähigkeit erkennt man, wie stark der Wille der Aufklärung, bei aller Verehrung der göttlichen Weisheit, doch auf Weltgenuß und Welteroberung gerichtet war. Er hat nicht nur seine Empfindungen, sondern auch seine Sprache, sie auszudrücken, zu erstaunlicher Virtuosität ausgebildet. Wie er die zarte Schönheit der vom Mondlicht durchschimmerten Kirschblüte mit feinstem Pinsel zu malen weiß, so entgeht ihm auch das Lichtspiel der Sonne auf der sanftbewegten Flut des Baches nicht. Seine Schilderung des Gesanges der Nachtigall folgt impressionistisch allen Gehör- und Gesichtsempfindungen, und in dem Gedicht über das Mutterveilchen ist er gewissenhaft genug, den „vernünftigen Geruch" durch genaue Abteilung der riechenden Atemzüge zu malen:

„Um recht gesättiget zu sein,
Zog ich die balsamierte Luft
Mit stets erneuertem Vergnügen
In kurzen unterbrochnen Zügen
Bald hauchend und bald schnaufend ein."

Den Sinn für das Gewaltige, Dämonische und Ungeheure in der Natur darf man bei Brockes nicht suchen: der widerspricht ja schon dem Begriff der Ordnung und Zweckmäßigkeit, die sein bürgerlich verständiger Geist über alles preist. Was er als Natur liebt, muß Idylle sein. Wo Gewaltiges und Unfaßbares erscheint, weckt es in dem Beschauer nicht bewundernde Ehrfurcht und erhabene Anbetung, sondern vielmehr Angst, Entsetzen, Grauen. Einmal schildert Brockes ein Gewitter im Walde. Das Naturereignis interessiert ihn, solange er es sozusagen mit der Macht der Vernunft zu beherrschen vermag. Wie aber die Gewalt des Sturmes wächst, wird ihm unheimlich. Die Beiwörter „fürchterlich", „gräßlich", „erschrecklich" häufen sich, und er bekennt:

„Dem, der dies hört, vergeht Empfinden, Hören, Sehn;
Man fühlet ganz erstarrt das Haar zu Berge stehn."

Um so behaglicher verweilt er dann bei der auf das Gewitter erfolgten Stille; hier lacht ihm das eigentliche Paradies.

In gleicher Weise wie Brockes, nur mit stärkerem Einschlage der Empfindsamkeit, hat der Frankfurter Johann Michael von Loën die Natur in ihrer idyllischen Ruhe als Gefährtin seiner betrachtungsreichen Einsamkeit und als Weckerin seiner Gedanken aufgesucht. 1733 hat er das Landgut „Auf der Windmühle" geerbt. Nun genießt er hier mit vollen Zügen die Stille und Ruhe der Natur: „Hier verkündiget ein Tag dem andern neues Wohl, neuen Segen, neue Vergnügung; hier macht mich die Erde selbst an den Himmel denken, und die allerkleinsten Geschöpfe leiten mich zu ihrem wunderbaren Werkmeister; hier find' ich in allen Dingen die angenehmsten Spuren einer allwaltenden Gottheit, und hier lernen mich die unendlichen Verborgenheiten des Reichs der Natur, die Unendlichkeit unseres geistigen Daseins erkennen, welches, je mehr es in Betrachtung der Geschöpfe sich vertieft, je mehr auch in eine dunkle Ewigkeit hingerissen wird, wo es nichts verstehet, nichts siehet, sondern sich verwirret, erstaunet und gleichsam versenket. Hier seh' ich äußerliche Dinge, die voller Wunder und Geheimnis stecken, ich fange an darüber zu denken, im Denken finde ich Spuren, die mir einiges Licht versprechen; diese Spuren führen mich auch so weit, daß ich einen sichern Zusammenhang verschiedener Geschöpfe, wie nämlich eines aus dem andern folget und miteinander vereiniget gehet oder sich entgegen ist, verstehen lernen. In dieser kurz umschränkten Erkenntnis verjünget sich der Geist ungemein und treibet deshalb seine Gedanken immer weiter und weiter, bis er endlich bei dem Ursprung dieser Dinge stehen bleibet; hier sieht er gleichsam in ein weit entferntes Gebürge, wo er nicht das Geringste erkennt, noch zu unterscheiden weiß, das oben schimmernde Licht reißet ihn in die Tiefe des Firmaments, das Gemüt sinket in eine erstaunende Verwunderung, die mit Furcht und Andacht vermenget ist; hier strahlet die Gottheit mit einem so hellen Glanz hervor, daß ich alles fernere Nachforschen einstelle, und mich in Demut zusammenfasse, dieses Wesen aller Wesen, diese unbegreifliche und allwaltende Gottheit mit heißester Ehrerbietung und Liebe zu verehren. Arme Menschen! denk' ich öfters hierbei, wie möcht ihr doch so blind sein, und Gott auch aus den allerhellsten Austrahlungen seines Lichtes nicht erkennen, geschieht es deswegen, weil die Augen unserer blöden Vernunft so weit nicht sehen können?"

45. Schloß Schönbrunn bei Wien mit den Gartenanlagen des Rokoko. Gemälde von Canaletto.

Das ist der Natursinn des aufgeklärten und gefühlvollen Rokoko. Wie der Dichtung der Zeit die Tragödie als die Darstellung des Erschauerns vor den metaphysischen Mächten der Welt versagt geblieben ist und sie sich mit dem menschlich rührenden Trauerspiele begnügen mußte, so erlebt der Mensch des Rokoko auch in der Natur das leicht Zugängliche und Anmutige als lichte Offenbarung der ach! so vernünftigen Weisheit und Güte Gottes. Das Zeitalter ist bei allem Vorwärtsdrängen des Ideenlebens in seinem wirklichen Gehaben friedlich und ruhig: es kann sich ja immer wieder mit dem Gedanken der Vernünftigkeit der Welt beruhigen, und indem es so über das Wesentliche getröstet ist, erspart es sich gern das Nachdenken über die metaphysischen Rätsel des Lebens. Das Gigantische vollends steht ihm fern; wo es sich in die Nähe drängt, wirkt es erschreckend, zum mindesten unangenehm und in keiner Weise ästhetisch. Dem Zürcher Rudolf Schinz, als er als Achtzehnjähriger mit Freunden 1763 eine Wanderung durch die Alpen ausführt, ist die Wildheit der Schöllenenschlucht am Gotthard ein Gegenstand des Abscheus. Man habe, berichtet er, auf der linken Seite die scheußlichsten Aussichten in die tiefen Präcipicen und die beständig über Felsen abfallende grausam brausende Reuß; wann je ein Ort förchterlich sei, so sei es gewiß dieser. Damit war der junge Zürcher durchaus im Einverständnis mit dem Zeitgeschmack. Ein Größerer, Winckelmann, hat fünf Jahre später, aus der klassischen Schönheit Italiens nach Norden fahrend, angesichts der Alpen ausgerufen: „Was für eine entsetzliche Landschaft! Diese unermeßlich emporsteigenden Berge!"

Der Gartenbaustil der Zeit wandelt den gleichen Weg. Was der philosophische Gedanke in das Ganze der Welt hineindeutet, stellt der Garten als sichtbares Gebilde der Kunst gestaltet vor den Beschauer hin: die Natur als logisch-rationale Figur, irrationales Landschaftsleben in Naturgeometrie umgeformt, dem geometrischen Denken Descartes' und Spinozas entsprechend.

46. Vier Herren und zwei Damen in einem französischen, mit Statuen geschmückten Park. Wahrscheinlich Graf Lazy mit einem Grafen Rosenberg und der Fürstin Franz Liechtenstein.

Frankreich, die Heimat des philosophischen Räsonnements, ist auch die Erfinderin des Rokokogartenstils. Hier hat ihn der Maler und Architekt André Lenôtre (1613—1700) nach 1650 geschaffen. Die Gärten und Parkanlagen in Versailles St.Cloud, Fontainebleau, St. Germain usw. sind sein Werk. Er hat durch sie wegweisend auf ganz Europa bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts gewirkt. Die Gärten der deutschen Schloßanlagen dieser Zeit, in Schönbrunn bei Wien, in Salzburg, Nymphenburg, Schwetzingen, Sanssouci und anderswo gehen, ob auch durch persönliche Launen, örtliche Verhältnisse und den Wandel des Zeitgeschmackes im einzelnen sich unterscheidend, doch sämtlich auf Lenôtres Erfindung zurück.

Der Gartenstil des Rokoko ist der Ausdruck des absoluten Despotismus: in der Person des Herrschers von Gottes Gnaden erscheint die göttliche Vernunft auf Erden verkörpert. Von dem Hause des fürstlichen oder doch wenigstens adeligen Herrn aus als der sichtbaren irdischen Person der himmlischen Machtvollkommenheit ist die Anlage des Gartens bestimmt. Wie die Architektur der Zeit, durch die neuesten Entdeckungen der Mathematik und Physik gefördert, in dem Plan des Schlosses, in der Symmetrie der Seitenflügel und Nebengebäude, in der Proportion der Gebäudeteile, in der Wölbung der Treppenhäuser und Galerien, in der Belastung der Decken und Fußböden in den mächtig geweiteten Sälen kühne Triumphe eines praktisch angewandten Rationalismus feiert, so zwingt sie in der Fortsetzung der Schloßanlage in die Landschaft hinaus auch der Natur ihren überlegenen Vernunftwillen auf. Das geometrisch abgezirkelte Schloß ist der Mittelpunkt des Gartens. Seine ganze horizontale und vertikale Gliederung, die Richtung der Baum- und Gebüschwände, die Anlage der Beete, Rasenflächen und Teiche, die Führung der Wege, die Verteilung der intimen Schlupfwinkel — alles ist durch das Schloß bestimmt und muß sich auf dieses beziehen; wie der (selbstverständlich vernünftige) Wille des Herrschers die Lebenslose der Untertanen fügt. Aber diese Beziehung der Teile auf den Mittelpunkt ist nicht nur logisch-geometrisch, sondern auch körperhaft-baulich. Die Formen des Schlosses strahlen in die Natur aus, und wie dem eigentlichen Herrenhause Kavalierswohnungen, Dienstbehausungen, Ställe und Wirtschaftsgebäude angegliedert sind, die in die architektonische Form des Ganzen einbezogen werden, so werden die

47. Wasserkünste im Rokokogarten. Kupferstich.

Linien und Formen des Gebäudekomplexes geometrisch von den Gartenanlagen aufgenommen und in die grüne Landschaft hinausgeführt. Gartensäle, Arkaden, geschlossen und offen, weiterhin Pavillons und neue Schlösser — in Nymphenburg die Amalienburg, Badenburg, Pagodenburg, in Schönbrunn die Gloriette —, Balustraden, Statuen, Muschelgrotten und Korallennischen bilden die Vermittlung zwischen dem Stein und Holz der Gebäulichkeiten und den grünen und farbigen Flächen und Körpern der Natur. Denn es darf ja nicht die Empfindung einer Scheidewand oder Lücke zwischen Natur und Kunst aufkommen, die Unterwerfung der freisprossenden Natur unter die menschliche Vernunft muß eine vollkommene sein.

Auch die einzelnen Pflanzen und Pflanzengruppen sind rationalisiert. Wo Bäume zugelassen werden, treten sie immer paarweise, symmetrisch oder, wenn sie in Gruppen und Scharen vorkommen, in geometrisch genauer Anordnung ihrer Standplätze auf. Sie bilden schachbrettförmige Anlagen oder werden zu mehrere Meter hohen Wänden ineinander verfilzt, zu ebenen Flächen, die rechtwinklig aufeinander stehen, zugeschnitten, so daß sie wirklich als grüne Fortsetzungen der gemauerten Wände oder der Arkaden erscheinen. Vor allem Hagebuchen und Taxus werden in dieser Art verwendet. Auch wo die Bäume einzeln stehen, ist die Individualität des Naturgewächses so viel als möglich durch Zustutzen und Beschneiden der Krone und gleichmäßige gärtnerische Behandlung aller Zweige ausgetilgt und sind die einzelnen unter die gleiche Regel des geometrischen Vernunftgesetzes gebeugt. Die Bäume und Sträucher müssen es sich gefallen lassen, daß ihre natürliche Form in Kugeln, Quadrate, Vassen, Pyramiden, ja tierische Gestalten aller Art umgewandelt wird.

Der gewalttätige Vernunftwille setzt sich über die natürlich gegebenen Grenzen von Himmel und Klima hinweg. Zierpflanzen fremder, südlicher und östlicher Erdstriche, sogenannte Indianische Gewächse, werden zum Schmucke nordischer Gärten verwendet. Besonders sagen, neben Lorbeer, Myrten, Palmen, Granaten, die Orangen- und Pomeranzenbäume dem Geschmack des Rokokomenschen zu: das Regelmäßige ihrer Kugelfrüchte, die Gleichförmigkeit ihres Wuchses erscheinen wie der Ausdruck des Vernunftwillens der Zeit. So steigert man das Rationale an dem zierlichen Bau dieser Pflanzen, indem man ganze Orangerien anlegt, die Bäume ganz regelmäßig zuschneidet, sie, in sichtbare oder verhüllte Töpfe gepflanzt, in langen geometrisch gezogenen Reihen in den Gärten aufstellt.

Entsprechend werden Gras und Blumen behandelt. Auch hier sind Individualität und hemmungsloses Wachstum verpönt und werden die Naturgeschöpfe zu Höflingen des despotischen Menschen erniedrigt. Das Gras wird rational als solches, also blumenlos, gezüchtet und zum Rasenteppich geschnitten, dem man, entsprechend der architektonischen Anlage und Gliederung des Ganzen, alle möglichen Figuren gibt. Auch die Blumen werden in Masse und alle von gleicher Gattung, Gestalt und Größe gepflanzt, zur Bildung von geometrischen Figuren und bunten Teppichen verwendet. Besonders beliebt sind die steifen und künstlichen Tulpen, die man gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts in Holland zu züchten und auszuführen begann; so seltene und seltsame Exemplare gelang es herzustellen, daß man gelegentlich für eine einzelne Zwiebel bis gegen 13000 holländische Gulden zahlte.

Sogar das freieste Element, das Wasser, wird dem Zwange der menschlichen Vernunft unterworfen. Es wird in Kanäle geleitet, deren Fassung und Richtung, bald schnurgerade, bald gewunden, der ganzen Architektur des Gartens eingeordnet werden. Oder es werden Teiche und Bassins in streng geometrischen Formen, rund und eckig, angelegt als besondere Mittelpunkte und Glanzstücke der ganzen Anlage. Und hier entfalten sich dann, als Triumph der angewandten Physik, die Wasserkünste in ihrer ganzen Glorie. Bald steil aufsteigend, in glashellen Schleiern niederfallend, bald in runden Bogen zu Dutzenden neben- und durcheinander schießend, bilden die flüssigen Strahlen das einzig Bewegte und Lebendige in der prunkvollen und steifen Feierlichkeit der Gärten, auch sie mit den Figuren, die sie fließend bilden, dem architektonischen Vernunftgesetz unterworfen.

Heller Sonnenschein scheint beständig über diesen wie in einem riesigen Schaufenster ausgestellten Anlagen zu strahlen. Alles, alle Linien, alle Flächen, alle Wasserkünste und Wege, alle Bosketts und Baumanlagen, sind unaufhörlich dem Blicke ausgesetzt, der ihre Lage leicht zu erfassen vermag, wie das Auge des Herrschers der Zeit durchdringend auf dem Leben seiner Untertanen ruht. Sogar die Schattenplätze und verschwiegenen Stelldicheine, deren die verliebte Galanterie der Zeit nicht entbehren mag, sind in das System einbezogen: an bestimmten Stellen sind die hohen Hecken zu verborgenen Lauben und Zimmern umgestaltet, zu denen labyrinthische Gänge hinführen, und wo schwellende Moosbänke verliebten Paaren zu süßem Gekose und allen Wagnissen der Galanterie bereitstehen.

So stellt der Garten des Rokoko ein Abbild des gesamten Rationalismus im kleinen — und wie ausgedehnt war oft dieses Kleine! — dar: ein Reich, durch und durch vernunftbeherrscht und vernunftgeschaffen, regelmäßig, harmonisch geordnet und also „schön", offen und leicht übersichtlich und kunstvoll; aber ohne Tiefen und Abgründe und ohne die ehrfurchtsvolle Rücksicht auf die still waltenden Urkräfte der Natur. Man hat das Gefühl, daß hier alles immer fertig ist, ein- für allemal so geworden (oder vielmehr gepflanzt), ruhend für und für; man bekommt nicht das Gefühl des Wachsens und Vergehens. Wie sollte der natürliche Wechsel

IV Vue du Parc de Neu Waldeck prise du Pavillon Chinois vers le Nord.
a. Le Tombeau de J. J. Roußeau. b. Gladiateur mourant. c. Village de Salmensdorf. d. Clocher du Kaltenberg

48. J. M. Schmutzer. Park von Neu-Waldeck. Um 1780. Typus des Parks mit der Tendenz auf „das Natürliche und Große" im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts.

der Geschöpfe hier auch angängig sein, wo die Pflanzen alle in feierlicher Pracht wie Höflinge vor dem Herrn paradieren und also in ihrer letzten Vollkommenheit sich präsentieren müssen?

Diese an sich tote und starre Natur zu beleben, deren eigenes Leben durch den menschlichen Kunstwillen vernichtet war, bedurfte es der Menschen, der ganzen galanten Geselligkeit des Rokoko, der farbig und prächtig gekleideten Herren und Damen mit Galanteriedegen und in Reifröcken. Wenn sie mit graziösen Bewegungen, medisanten Reden und mokantem Lächeln über die Rasenplätze und gewundenen Wege lustwandelten, an den Wasserkünsten scherzten, vor den Statuen der Götter und Ungeheuer standen, in den Gartensälen an Tischen voll Porzellan, Silber und Blumen tafelten, durch die versteckten Lauben schwärmten, dann mochte sich das glanz- und farbengierige Auge der Zeit wohl an allen Herrlichkeiten der Erde erfreuen und in den stolzen Kavalieren und Damen für einen Augenblick der Gedanke auftauchen, daß sie Eines Geschlechtes seien mit den Göttern und Göttinnen auf den steinernen Sockeln, und daß recht eigentlich ihnen, den einzig Lebenden unter all den stummen und toten Wesen ringsum, die Herrschaft der Welt gebühre, das durch die Macht der Vernunft errungene Regiment über all die anderen Geschöpfe, die, als Lakaien oder Ziergewächse oder behauene Steine, in Ehrfurcht erstarrt, dazu da waren, Zeugen und Diener ihres göttlichen Selbstbewußtseins zu sein.

Mit der Wandlung des Absolutismus, dessen Lebensgefühl ihn geschaffen, verfiel auch dieser Gartenstil. Eine Zeitlang suchte er sich der sich ändernden Zeit anzupassen. Die strengen Geraden zerflatterten in Wellenlinien. Die nüchterne Geometrie von Kugeln, Würfeln, Rechtecken löste sich in bizarre Figuren ausschweifender Phantasie auf. Man trug dem Bedürfnis

nach größerer Freiheit und Beweglichkeit Rechnung. Barocke Strenge wich immer mehr der überschäumenden Lebensheiterkeit, in die sich das ahnungsvolle Bangen nahenden Endes maskierte.

Etwa um 1740 klagte Michael von Loën, daß man in den modischen Gärten die Schönheit der Natur durch die allzu weit getriebene Kunst verderbe: „So sehr auch diese sonst zu preisen, wann sie der Natur folget, so abgeschmackt wird sie im Gegenteil, wann sie solche verläßt. Wir lieben den Zwang und verwenden ein Haufen Geld, nicht auf das was schön, sondern auf das was außerordentlich, seltsam und kostbar ist. Dieser verdorbene Geschmack herrschet auch bei uns in der Gartenlust. Die meisten unsrer Gärten sind nur zu denen Abendspaziergängen gemacht. Solange die Sonne am Himmel ist, kann man dieser Lust nicht genießen, ohne sich im Sommer ihren brennenden Strahlen auszusetzen. Man findet darin weder eine zusammengesetzte Grünigkeit noch dunkle Schatten. Man siehet keine rauschende Wasserfälle, ausgenommen, was durch enge Röhren sparsam ausspritzet und in einen steinernen Kumpen tropfenweise niederfällt. Die stille Bäche, welche in ihrem klaren Spiegel die sie umringende Vorwürfe (= Gegenstände) abdrucken, werden als eine Unzierde aus unsern Gärten weggeleitet, weil sie nicht nach den Regeln der Meßkunst laufen, mithin, die sogenannte Symmetrie verderben. Büsche und Bäume sind nur für gemeine Leute, welche nichts weiter auf ihre Gärten verwenden können. Soll ja eine Grünigkeit von Buchen oder Linden gelten, so müssen solche nach der Mode gestumpft oder geschnitten werden. Anstatt der hochstämmigen Bäumen, die durch ihr holdes Laubwerk Schatten, Früchte und Grünigkeit geben, müssen jetzt die Zwergen- und allerverächtlichste Staudengewächse dienen, weil sie sich nach der Kunst beschneiden lassen, und von derselben allerhand Figuren annehmen, die sich so wenig zu Bäumen, als diese sich zu Menschen und Tieren schicken. Unsere Gartenkunst gleichet unsern Sitten, wo ein eiteles Gekünstel und ein gezwungener Pracht alles verdorben hat."

In dieser Kritik des französischen Gartenstils kündigt sich das neue Ideal an: es heißt Natürlichkeit im Sinne der Achtung vor dem freien Wachstum ursprünglicher Kräfte, Liebe zu Tiefe und Dunkel, Flucht vor der grellen Sonne in die Dämmerung der Schatten; Entdeckung der sanften und schmelzenden Anmut fließenden oder leicht bewegten Wassers, des träumerischen Reizes wehender Zweige und rauschenden Laubes; Liebe zur lebendigen Landschaft, die die Rokokogartenkunst in die Fesseln einer toten Starrheit gelegt hatte; Beglückung durch weite Horizonte mit gewellten Wiesenflächen, weichen Hügeln, gewundenen Flüssen, dämmernden Wäldern, fernen Seen, ragenden Bergen und schweifenden Wolken, also Freiheit offener Unendlichkeit statt Absperrung eines Stückes gezüchteten Wachstums in den durch Gitter oder Mauern abgeschnittenen Bezirk geometrisch ausgeklügelter Künstelei. Oder, um den Gegensatz psychologisch auszudrücken: wo der Rokokogarten durch das Auge, den hellsten Sinn, zum Verstande spricht und im äußerlichen Sinne Augenweide sein will, verlangt das neue Bedürfnis nach Natur, durch unbestimmte, dämmernde Empfindungen zu verschwimmendem Fühlen und träumender Sehnsucht angeregt zu werden. Die Rationalität ist in diesem neuen Naturerlebnis zur Sentimentalität aufgelöst. Die Seele des Menschen entflieht in ihm aus einem Kerker, in den sie die Vernunftbildung und der strenge mathematische Verstand eingeschlossen, in die Weite des werdenden Kosmos; überdrüssig der durch die Kunst mißhandelten Gestalten der Natura naturata, sehnt sie sich, in den quellenden Schoß der Natura naturans unterzutauchen. Erst jetzt kann die schwärmende Naturverehrung Shaftesburys zu voller Wirkung erblühen.

Denn die Hauptanregung zu dem Wandel des Naturverhältnisses kommt, wie der Natur-

rationalismus des strengen Rokoko aus französischem Denken folgte, nun aus England. Hier hatte schon um 1600 der Philosoph und Naturforscher Francis Bacon das Recht der Natur über den Formalismus künstlicher Scholastik verkündet. Hier hatte man in schweren Kämpfen das ganze 17. Jahrhundert hindurch für die Befreiung des religiös-geistigen und des staatlich-bürgerlichen Lebens gestritten und war die naturwissenschaftliche und mathematische Forschung zu neuen Tiefen vorgedrungen. Nun stand um 1700 ein selbstbewußtes Bürgertum mit den Rechten autonomer Freiheit der Krone gegenüber, das auch keine Lust mehr hatte, die freie und unendliche Natur in die Zwangsjacke einer mißverstandenen Vernunftkunst einzuengen. Hatte noch Alexander Pope in seinen Naturschilderungen geziertes Schäferleben höfischer Gesellschaftsmenschen dargestellt, so wanderte James Thomson mit seinen ,,Jahreszeiten" (1726—30 erschienen) in Wald und Flur hinaus und entwarf Schilderungen des wirklich landschaftlichen Lebens und des bäuerlichen Treibens im Wandel der Naturerscheinungen.

Zur gleichen Zeit — im Juli 1728 — machte der Berner Albrecht von Haller (1708—77) jene Wanderung durch die Alpen, die ihm die Anregung zu dem berühmtesten Stücke seiner 1732 erschienenen Schweizerischen Gedichte bot. Auf den ersten Blick scheint es sich in seinen ,,Alpen" um ein süddeutsches Gegenstück zu den Naturbeschreibungen des Norddeutschen Brockes zu handeln. Auch hier jene etwas aufdringliche Teleologie, welche Lehrsätze menschlicher Vernunft als Gottes Gedanken in der Natur auszugeben liebt, wie man es aus dem ,,Irdischen Vergnügen in Gott" kennt. Die berühmte Beschreibung des Enzians gipfelt in die Feststellung:

> ,,Gerechtestes Gesetz! Daß Kraft sich Zier vermähle,
> In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele."

Denn auch Haller findet den Zugang zu den Schönheiten der Natur nur auf dem Wege über den philosophischen Gedanken. Wie er selber sich, ein Schüler der Leibniz und Shaftesbury, mit der Frage des Übels in der Welt redlich abgeplagt hat, um das Schöpfungswerk Gottes vor der menschlichen Vernunft zu rechtfertigen, so läßt er die Schönheit der Natur nur deswegen gelten, weil sie der sichtbare Ausdruck der göttlichen Vernunftordnung der Welt ist. Hinter dem Preis der Landschaft steht so immer der teleologisch-moralische Gedanke. Darum rühmt er die Sittenreinheit, Bedürfnislosigkeit und Unschuld der Älpler so sehr, weil sie noch die ursprüngliche Ordnung der Natur im Geblüte tragen. Ja, der eigentliche Zweck seiner ,,Alpen" ist geradezu nicht die Schilderung der schönen Natur an sich, sondern das Vorbild der Sittenreinheit, das er in dem Leben der Sennen den verdorbenen Städtern vor die Augen stellt.

Sieht man aber nun von solchen Wirkungen von Hallers moralisch-religiösem Ernste ab — wie ganz anders enthüllt sich die Natur in seinen ,,Alpen" unserem Blick als in Brockes' Gedichten! Hier lustwandelt kein bezopfter Bürger mehr mit trippelnden Schritten durch seinen zierlich geordneten, wohl abgeschlossenen Hausgarten, da eine Blume zärtlich beguckend und beriechend, dort den Blick andächtig durch mondbeschienene Kirschblüten zum Himmel sendend. Bei Haller tut sich die strahlende Weite der Berge und die jähe Tiefe der Alpenaussicht auf:

> ,,Wenn Titans erster Strahl der Gipfel Schnee vergüldet
> Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
> So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
> Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt;
> Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke
> Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt,
> Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke
> Zeigt alles auf einmal, was sein Bezirk enthält;

Ein sanfter Schwindel schließt die allzu schwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen
Fällt, nach und nach erbleicht, doch deutlich, ins Gesicht,
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht;
Bald zeigt ein nah' Gebürg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblöck im Tale widerhallt;
Bald scheint ein breiter See ein Meilen langer Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Tälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im Entfernen schmälern."

Hier staunt der Blick vor wilden Abgründen und schwingt sich auf riesige Gipfel hinauf. Auge und Ohr ergreift der donnernde Fall gewaltiger Wasser, die schäumend über Felsen stürzen. Sonne und Luft zaubern ihm die wunderbarsten Farbenspiele vor. In den Lüften der Höhe trinkt die Brust die reine Klarheit himmlischer Weite. Durch starken Fuß auf ragende Berge getragen, wächst der Mensch gigantisch zu Gott empor und vernimmt seine Stimme im ewigen Schweigen der Gipfelwelt.

Man begreift, daß bei dem Klang von Hallers Versen, die die erhabene Größe des Gegenstandes in Worten von gleicher Wucht und Größe versinnlichen, die Zeitgenossen aufhorchten: hier war jene neue Natur, nach der sie sich sehnten; an der Stelle der zierlich steifen Rokokogärten wogende Unendlichkeit schaffender Urmacht selber.

Hallers unmittelbare Nachfolger haben die Größe und Gewalt des Vorbildes nicht erreicht; zu tief war der Geschmack am Zierlichen und Ruhigen jenem bei allem Drang nach Welt und Tätigkeit nach innen gekehrten Geschlechte eingepflanzt. Aber eines haben sie, wie die ganze Zeit, von Haller und den Engländern gelernt: den Abscheu vor dem Steifen, Abgezirkelten, Vernünftigen, und die Freude am „Natürlichen", das heißt am frei fließenden Leben, an dem anmutigen Spiel von Licht und Schatten, an der träumerischen Anregung, die die Natur dem reinen Gemüte gibt; an der Unschuld und Einfalt natürlicher Bedürfnislosigkeit.

Keiner hat diesem Glücksgefühl über die beruhigende Schönheit echter Natur so tiefe und innige Worte geliehen wie Salomon Geßner (1730—88). Die Renaissance hatte, mit anderen Stoffen und Formen des Altertums, auch die antike Idylle wieder erweckt. Vom 16. Jahrhundert an zieht sich, bald als ein stattlicher Strom, bald als ein bescheidenes Bächlein, die bukolische Dichtung durch die europäischen Literaturen. Die alexandrinischen Dichter, vor allem Theokrit, dazu der Römer Virgil, waren die vielbewunderten, immer wieder nachgeahmten Vorbilder. Aber die innere Naturfremdheit hatte im Barock auch hier die Distanz geschaffen. Wo die Dichter in Idyllen Schäferleben schilderten, ließen sie, statt wirkliche Landleute zu zeichnen, als Hirten verkleidete Städter und Höflinge mit künstlich antiken Namen und mit bändergeschmückten Hirtenstäben in den steif erhobenen Händen durch die Landschaft stolzieren und erschreckt sich flüchten, wo sie wirklicher Natürlichkeit, der Derbheit und Ungebrochenheit der Bauern und ihrer Tiere begegneten. Noch der junge Goethe hat in den sechziger Jahren derartige Idyllen geschrieben, indem er in Schäferdramen Personen aus fürstlichem Stamme nach dem Verlust ihres Reiches sich in den stillen Wohnungen gastlicher Hirten aufhalten und an ihren Freuden und Leiden teilnehmen ließ.

Geßner war es beschieden, die Zeitgenossen wie kein anderer Dichter eine Zeitlang durch die sanfte Anmut seiner Naturgemälde zu entzücken. Sie spürten, daß sie aus der Harmonie

49. Das Gebirge (idealisierte Darstellung des Glärnisch). Gemälde von Salomon Geßner aus dem Jahre 1783. Kupferstichkabinett der Eidg. Technischen Hochschule in Zürich.

eines im Genusse reiner Freuden zufriedenen und in sich beruhigten Gemütes stammten. Wenn sie, seit Shaftesbury, in der Schönheit der Natur das unmittelbare Abbild der göttlichen Weltordnung erblickten: hier war diese Ordnung der Welt lieblichstes Bild geworden, umspielt von dem Hauche der Reinheit und Unschuld. Hatten die Kavaliere und Damen des Rokoko ihre steifen Prunkgärten selber bevölkern müssen, so wollte man jetzt in der freien Landschaft, darin man sich erging, wirkliche Naturmenschen, Hirten und Bauern sehen. Ewald von Kleist war es gewesen, der nach Thomsons Vorbild in seinem „Frühling“ (1749) das Leben und Treiben auf einem ländlichen Gutshofe dargestellt hatte. Durch ihn hat sich Geßner anregen lassen. Seinen Gemälden des Hirten- und Bauernlebens fehlen freilich jene dunkeln Farben bäuerlicher Leidenschaften, des Stolzes und Starrsinns, der Verschlagenheit und des Geizes, wie wir sie aus den ländlichen Geschichten seit dem realistischen 19. Jahrhundert gewöhnt sind. Seine Natur erscheint uns allzu fleckenlos, seine Menschen vielfach geradezu „unnatürlich“, der Leidenschaft und Sünde bar. Die „balsamischen Lüfte“, die sie so oft umwehen, wollen nicht zum Stall- und Düngergeruch passen, der Hirtengehege und Bauernhöfe zu umschweben pflegt. Das ganze Wesen, die Gesinnung, die Reden und Gebärden dieser Menschen schimmern für uns im Glanze eines unwirklichen Edelmutes. Aber gerade dies verstanden die Menschen der Zeit unter Natur. Natur hieß ihnen wohl soviel wie Wirklichkeit, aber eben eine reine, das heißt unverdorbene Wirklichkeit; eine Welt, wie es sie leider Gottes! in der durch menschliche Laster verwüsteten Alltagswelt nicht mehr gab; ein Jenseits, von der idealisierenden Kraft der Phantasie verschönt.

Auch diese Vorstellung hing aufs engste mit dem metaphysischen Pantheismus eines

50. Radierung von Salomon Geßner aus den französischen Schriften von 1773 (Der Greis Menalkas im Gespräch mit seinem Enkel Alexis.)

Spinoza, Leibniz und Shaftesbury zusammen, die in der Welt die Sichtbarwerdung der göttlichen Vernunft verkündeten und tief davon überzeugt waren, daß das All von Gott als Harmonie erschaffen, die Welt die beste aller in der Wirklichkeit möglichen Welten war und die menschliche Vernunft befugt und verpflichtet, die Ordnung und Güte in der Einrichtung der Welt nachzuweisen. Immer wieder hatten die Denker und die Dichter sich bemüht, in Theodizeen in Prosa und Versen die Weisheit und Gerechtigkeit Gottes in der Natur aufzudecken. Daß man immer wieder diesen Beweis führen mußte, schien immerhin auf die Berechtigung des Zweifels hinzudeuten. Stimmen der Verneinung regten sich: Voltaire hatte vor allem in seinem Roman „Le Candide" Leibnizens Theodizee ins Lächerliche gezogen. Man wurde pessimistischer, je mehr das Jahrhundert vorrückte. Aber im gleichen Maße wuchs auch die Sehnsucht, ja das tiefe Bedürfnis, an eine Welt der Güte und Unschuld, der Gerechtigkeit und Sittlichkeit zu glauben, und da man sie in dem wirklichen Leben nicht fand, so suchte man sie in einem erträumten Jenseits, in der reinen Natur, in dem Reiche der Bauern und Hirten. Und fand sie bei Geßner, dem Zürcher, dem Schweizer, verwirklicht, aus dem Metaphysischen und Fernen in das Menschliche und Nahe übersetzt. Schon 1719 hatte Michael von Loën von den Schweizern geschrieben: „Der Schweizer Witz (= Geist) hat etwas Besonderes. Ihre Art zu denken gehet auf den Grund einer Sache, sie urteilen natürlich und auch zugleich scharfsinnig. Sie bedienen sich weniger Kunstwörter und richten sich nach eignen Begriffen. Die Schweiz ist also ein Land, wo man noch viele Originalien findet, und wo man sich eben eine so große Ehre macht frei zu denken als frei zu leben."

Das war nun freilich ein holder Irrtum der Zeitgenossen, wenn sie die idealisierten Hirten Geßners für Abbilder wirklicher Schweizer hielten, und Goethe sah jedenfalls richtiger, wenn er, in Werthers Briefen aus der Schweiz, die Freiheit der Schweizer bezweifelte. Aber bedarf nicht jede Zeit solcher Irrtümer, wenn sie ihre Aufgabe im Wandel der Kultur leisten will, und bedurften die Menschen am Vorabend der französischen Revolution nicht im besonderen des Wahnes, als ob das Reich der Harmonie, an dessen Existenz sie glaubten, irgendwo auf Erden verwirklicht sei? So sogen sie denn Geßners liebliche Naturschilderungen mit Wonne in sich ein, wie köstlich milden Wein, und weideten ihre Augen an den reizenden Stichen, mit denen der Malerdichter seine Worte veranschaulichte: „Von Miletus kamen wir, Milon und ich, Apollen unser Opfer zu bringen. Schon sahen wir von ferne den Hügel, auf dem der Tempel auf glänzenden Säulen aus dem Lorbeerhain hoch in die blaue Luft emporsteht; und weiter hinaus flimmerte, dem Auge endlos, die Aussicht ins Meer. Mittags war's, und der Sand brannte

51. Das Bodetal im Harz mit Roßtrappe. Gemälde von Joh. Friedr. Weitsch. Braunschweig, Museum.

unsre Sohlen und die Sonne die Scheitel; so gerade stand sie über uns, daß die Locken an der Stirne ihre Schatten das ganze Gesicht herunter warfen. Die Eidechse schlich lechzend im Farnkraut am Weg, und die Grille und die Heuschrecke zwitscherten unter dem Schatten der Blätter im gesengeten Grase. Von jedem Tritt flog heißer Staub auf und brannte die Augen und saß auf die gedörreten Lippen. So gingen wir schmachtend: aber wir verlängerten die Schritte, denn vor uns sahen wir am Wege dicht emporstehende Bäume; schwarz war der Schatten unter ihnen wie Nacht. Mit schauerndem Entzücken traten wir da in die lieblichste Kühlung. Entzückender Ort, der so plötzlich mit jeder Erquickung uns übergoß! Die Bäume umkränzten ein großes Bett, worein die reinste, die kühleste Quelle sich ergoß. Die Äste hingen ringsum zu ihr herunter, mit reifen Äpfeln und Birnen behangen, und zwischen den Stämmen der Bäume flatterten fruchtbare Gesträuche, Krauselbeeren und Brombeeren und die Erbselstaude. Aber die Quelle rauschte aus dem Fuß eines Grabmals hervor, das Geißblatt und die schlanke Winde und schleichender Epheu umwanden. Götter, so rief ich, wie lieblich ist dieser Ort der Erquickung!"

Wo trifft man in der deutschen Literatur vor Goethes ,,Werther" ein Naturbild von solcher Innigkeit des Empfindens und zugleich solcher Anschaulichkeit und Anmut des Bildlichen?

Geßner selber hat mit dem frommen Betrug des echten Künstlers die Täuschung der Zeitgenossen veranlaßt und gefördert. Er hat seine Gemälde in eine Landschaft gestellt, die durch

südliche Pflanzen, Palmen, Lorbeern und Myrten, die Illusion des gepriesenen Altertums und des ersehnten Südens erweckte, und die doch in Wahrheit, durch den Zauber der Stimmung, den sie ausatmet, die Formen von Boden und Wasser, die zürcherische Landschaft mit dem intimen Reiz ihrer wahrhaft idyllischen Anmut ist.

Zwischen der ersten Sammlung von Geßners Idyllen (1756) und der zweiten (1772) erschien Rousseaus „Nouvelle Héloïse" (1759), jener leidenschaftliche Liebesroman mit den hinreißenden Schilderungen der Schönheit der Genferseelandschaft und des unteren Wallis, in denen die Zeitgenossen aufs neue fanden, was sie bei Geßner liebten, und dazu noch etwas, was Geßner fehlte: die große Leidenschaft und den Sturm der Erhabenheit. Rousseau war nicht der Schöpfer dieser Gefühle, er war nur der, welcher sie in dem Erlebnis der Natur auslöste, indem er die Zeitgenossen lehrte, das Grausige und Gewaltige in der Landschaft nicht zu fürchten oder zu verabscheuen, wie sie es bis dahin zu tun pflegten, sondern zu bewundern und sich von ihm seelisch durchrütteln zu lassen.

Der Grund dieser neuen Stimmung ist jene Welle von Mystik und Empfindsamkeit, die, in allen Jahrhunderten als Grundwasser vorhanden, um 1700, zur gleichen Zeit wie die Vernunftverehrung, in stärkere Bewegung geriet, in der Folge als die Gegenströmung des Rationalismus an die Oberfläche drang und weiteste Strecken edelsten Kulturbodens fruchtbar machte: man erinnere sich der Gestalten eines Grafen Zinzendorf, eines Michael von Loën, einer Susanne von Klettenberg. Das sind die Kreise, in denen man der rational abgezirkelten und sonnenhellen Gartenkunst Frankreichs mit Abneigung, ja mit Abscheu gegenübertrat, weil man das Gemütstiefe und Dämmernde liebte. Hier begriff man das Werden eines neuen Stiles mit Verständnis und Begeisterung, weil man empfänglich war, ja das Bedürfnis hatte für das Erhabene und Erschütternde in der Natur; denn das ganze Leben dieser Empfindsamen bestand in Erschütterungen des Gemütes, in deren Ekstasen sich Gott den Seinen offenbarte. Hier hatte die Lehre von der göttlichen Vernunftnatur oder der teleologischen Logik keine Wurzel fassen können; denn diesen innerlich aufgewühlten Geistern war Gott nicht mehr ausgeglichene und ruhige Vernunft, die der denkende Verstand zu errechnen vermochte, sondern unbegreifliche Größe und dämonische Urkraft.

Diesem vertieften Naturerlebnis mystisch erschauernder Frömmigkeit hat Klopstock Ausdruck verliehen in seiner Ode „Die Frühlingsfeier", die gleichzeitig mit Rousseaus „Nouvelle Héloïse" hervortrat: 1759. Man darf sich nicht durch den Titel täuschen lassen: das Thema ist nicht die Verherrlichung der Natur im Frühling; Klopstock stellt überhaupt nie die Natur als solche dar. Sie ist ihm nur Hülle, im besten Fall Symbol. Was dahinter steht, ist das eigentliche Ziel, um das sein Denken und Dichten kreist: Gott, die Welt frommer und erhabener Gedanken. Wie bezeichnend ist der Anfang seiner Ode „Der Zürchersee":

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt."

Man sieht: nicht die äußere Bilderschönheit der Natur ist es, was ihn anzieht, sondern das Durchdenken dieser Schönheit, ihre fromme Spiegelung im menschlichen Geiste. So schweift denn des Dichters Gedanke in der Ode, die doch den Titel „Der Zürchersee" trägt, sofort von der konkreten Landschaft ab ins Reich des Geistigen und preist Lenz, Wein, Ruhm und über alles die Freundschaft.

Auch die „Frühlingsfeier" ist nicht eigentlich ein Naturgedicht, sondern ein religiöser

Hymnus. Die im Frühling aufprangende Natur ist das große Bild für Gottes erhabene Schöpferkraft, Weisheit und Güte, die sich in dem Bau der. Sterne, aber auch in dem geringsten Gräschen und Würmchen offenbaren. In Tönen von einer beweglichen Pracht der Sprache und einer erschauernden Erhabenheit des Rhythmus, wie man sie auch bei Haller nicht vernommen, rauscht seine „Frühlingsfeier" dahin:

„Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn.

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten.
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch.

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die Tausendmaltausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! Mehr wie die Erden, die quollen,
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Klopstock war der erste deutsche Dichter, der — 1750 — nach der Schweiz reiste. Er hat nicht nur die helle Schönheit des Zürichsees, sondern auch die düstere Pracht des Hochgebirges der Urschweiz kennen gelernt. Durch Hallers „Alpen", durch Klopstock, Geßner und Rousseau vor allem ist der deutschen Kulturwelt das Bild der Schweiz als des Naturlandes par excellence eingeprägt worden, und bald wurde es ein Erfordernis tieferer Bildung, in der Schweiz gewesen zu sein. Vor allem die Dichter suchten hier größere Offenbarungen, als sie die Ebene zu geben vermochte. In den fünfziger Jahren zog Wieland und Ewald von Kleist, in den siebziger die Stürmer und Dränger nach der Schweiz. Begnügte man sich anfangs, wie Michael von Loën, mit dem Besuch der Städte und der bequem zugänglichen Landschaft der Hochebene, so lockten spätere Reisende vor allem die Berge, die als Sitz der Freiheit und Natur selber galten. Noch im Jahre 1750 war das Wort Gletscher im Norden so wenig bekannt, daß Lessing es erläutern zu müssen glaubte. Jetzt besuchte man den Vierwaldstättersee, bestieg den Rigiberg, suchte die Orte auf, denen die Gründungs- und Befreiungssagen der Eidgenossenschaft Berühmtheit verliehen, schwärmte an der Tellsplatte für Wilhelm Tell und bei Sempach für Winkelried. Von Flüelen ging man weiter nach Süden, das Reußtal hinauf zum Gotthard und von hier durchs Urserental zur Furka und Grimsel. Das Berner Oberland und das Wallis wurden aufgesucht. Und überall schwelgte nicht nur das Auge an der riesenhaften Erhabenheit der Natur, sondern auch das Gemüt an der Einfachheit, Herzlichkeit und Ursprünglichkeit der Älpler. Gern taucht bei der Erwähnung der Heldentaten der alten Schweizer die Erinnerung an die größeren Ruhmestaten des Altertums auf. „Ja, ich habe die Furka, den Gotthard bestiegen!" ruft Goethes Werther aus. „Diese erhabenen, unvergleichlichen Naturszenen werden

52. Blick vom St. Gotthard nach Italien. Zeichnung Goethes von der Schweizer Reise 1775.

immer vor meinem Geiste stehen; ja ich habe die römische Geschichte gelesen, um bei der Vergleichung recht zu fühlen, was für ein armseliger Schlucker ich bin."

Wer tief in das Herz der Schweizer Alpenwelt eindrang, spürte in der Tat den Atem kräftiger Natur in sein Innerstes einströmen und erlebte in offenbarender Unmittelbarkeit den Gegensatz zwischen der weichen, zierlichen, friedlichen Welt des Rokoko und der rauhen und frischen Stärke der Berge. Vielleicht niemand tiefer als Goethe. Natur war ihm der Ausdruck des Göttlichen, dessen wirkenden Geist er in der Mannigfaltigkeit der geschaffenen Gestalten anbetete. In dem „Mailied", aus der Liebe zu Friederike Brion entstanden, hatte er die im Frühling in Naturgeschöpfen und Menschenherz aufbrechende Gotteskraft besungen. 1772 hatte er in einer Besprechung eines Werkes von J. G. Sulzer, dem Ästhetiker des Rokoko, in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen ausgerufen: „Natur ist Kraft, die Kraft verschlingt; nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche, schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte nebeneinander existierend." Jetzt ging er in die Schweiz, um diese gewaltige Gottesnatur zu finden und sich in ihr, es war im Sommer 1775, von der beängstigenden Verzauberung durch Lili in der Luft der Freiheit und Natur rein zu baden. Als er den Zürichsee hinauffuhr, sang er:

„Ich saug an meiner Nabelschnur
Nun Nahrung aus der Welt.
Und herrlich rings ist die Natur,
Die mich am Busen hält."

1779 führte er den jungen Herzog von Weimar nach der Schweiz, um durch das Bestehen der Strapazen und Gefahren einer herbstlich-winterlichen Paßwanderung seine Abenteuerlust zu befriedigen und seinen Mut zu stählen. Es war bei dem damaligen Zustand des Furkapasses kein Kleines, in der Mitte des Novembers zu fünfen von Münster nach Realp zu gehen. „Zuerst hatten wir einen betretenen Fußpfad . . . bald aber verlor sich dieser, und wir mußten im Schnee den Berg hinaufsteigen . . . Alles ist öde und wüste . . . Wir stiegen nunmehr links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee . . . Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der ödesten Gegend der Welt und in einer ungeheuern, einförmigen, schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, eine Reihe Menschen zu sehen, deren einer in des andern tiefe Fußtapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter einem."

Den Stürmern und Drängern schien die einsame und wilde Größe der Schweizer Alpenwelt recht eigentlich die Verkörperung ihrer Sehnsucht nach leidenschaftlichem und ursprünglichem Leben zu sein. In seinen „Confessions“ hatte Rousseau gestanden, die Ebene sage ihm nicht so zu wie die Bergwelt: „Ich bedarf Bergbäche, Felsen, Tannen, dunkle Wälder, Berge, Wege rauh für Auf- und Abstieg, schwindelerregende Abgründe mir zur Seite.“ Überall hört man bei den Stürmern und Drängern, wie sie nun die Alpen besuchen, den Widerhall dieser Worte. Mild bei Leopold von Stolberg, der 1775 mit seinem Bruder in die Schweiz ging, in seinem Bericht an Voß: „Wer kann all das herrliche Wesen beschreiben? Die unendlichen Ströme vom Felsen herab! Die Tale! Die Berge! Felsen! Und den Gruß der Freiheit! Den Mut!“ Großartiger, ursprünglicher bei Wilhelm Heinse, der 1780 auf dem Wege nach Italien ausgiebig in der Schweiz weilte, den Rigi bestieg — schwitzend, weshalb er entdeckte, daß die Schweizer ihren Namen vom Schwitzen her hätten und also eigentlich Schwitzer seien! — und den Gotthard und auch durch das Wallis und das Berner Oberland streifte. Für sein Erlebnis der Rigibesteigung fand er herrliche Worte: „Alle Massen rein und groß und ungekünstelt hingeworfen. Und weiterhin rechter Hand die hohen Schneegebirge, die über den Streifwolken ihre Häupter gen Himmel emporstrecken. Und wie sich das alles tief in den See unten hineinspiegelt sanfter und milder. Man ist so recht seelenvoll in stiller, lebendiger Natur, so recht im Heiligtum empfindungsvoller Herzen.“

53. Der Staubbachfall. Tusch- und Federzeichnung von A. Zingg. Aus der Slg. Kippenberg.

Zu gleicher Zeit wie die Dichtung greift, nach vereinzelten Vorläufern, die bildnerische Naturdarstellung nach der Alpenlandschaft. Sie hatte den gleichen Weg zurückzulegen, wie die Literatur und das allgemeine volkstümliche Urteil, von dem Unverständnis und der Angst vor dem Entsetzenerregenden des Hochgebirges bis zum Verständnis und der erschauernden Ergriffenheit. In einem Zyklus von Radierungen zu G. S. Gruners Schrift „Die Eisgebirge des Schweizerlandes“, die 1760 mit einem Motto aus Haller erschien, hatte der Berner Adrian Zingg die erhabenen Formen der Bergwelt in die trockenen und kleinlichen Gebilde einer Rokokolandschaft umgewandelt: die Gletscher zum Beispiel sind wie Zuckerstöcke. Aber in der Mitte der siebziger Jahre entdeckte auch die Graphik die Großartigkeit der Berge. 1777 erschien, mit einem Vorwort von Haller und verfaßt von dem gelehrten Pfarrer Wyttenbach, die „Beschreibung einer Reise, die im Jahre 1776 durch einen Teil der bernischen Alpen gemacht worden“. Sie ist mit zehn handkolorierten Radierungen geschmückt, die mit treuer Beobachtung und echtem Gefühl für Erhabenheit, Größe und Wildheit Bergansichten des Lauterbrunnen- und des Grindelwaldtales wiedergeben. Und bald schwillt dann die Flut der Stiche, gemalt und nicht gemalt, für die Zwecke der Fremdenindustrie an.

Neben dieser Sehnsucht nach Größe und Erhabenheit, wie sie in den dichterischen und malerischen Zeugnissen der siebziger Jahre zu Tage tritt, lebt aber auch das Bedürfnis nach

54. Englischer Park aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Gemälde von W. Haman.

lieblicher Weichheit und idyllischer Friedlichkeit der Naturformen in den Gemütern weiter. Vor allem in den Dichtungen des Göttinger Haines ist es zu Hause. Hölty hat dieser Stimmung 1776 Ausdruck gegeben:

„Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm!

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabenen kniet!"

Die Gefühle, die der Empfindsame dieser Zeit in der Natur erlebt, sind nicht vor allem lebenbejahende: Stolz, Heiterkeit, Mut, Selbstbewußtsein, Stärke, sondern eher lebenverneinende: Trauer, Schwermut; im besten Fall die zwischen Freude und Leid schillernde Wehmut. Man liebte es, die dunkeln Gefilde des Naturlebens aufzusuchen und schwärmte in süßer Selbstauflösung für Nacht und Tod, Trauer und Grab. Thomas Grays oft nachgeahmte „Elegie auf einem Dorfkirchhof" war eine Lieblingsdichtung der Zeit. Vor allem aber die Gesänge Ossians, in Macphersons zeitgemäßer Aufweichung des Heldenhaften ins Elegische, rissen jenes Geschlecht zu leidseliger Schwelgerei hin und preßten ihm Ströme von Tränen aus. Das waren Heldengestalten, und mit denen man fühlen konnte, weil ihre felsige Wildheit durch die Nebel fernender Erinnerung gelindert und durch weiche Klage ins Empfindsame gelockert war.

Diesem Naturerlebnis der gefühlvollen Menschen vor der französischen Revolution entsprach als künstlerische Landschaftsgestaltung der sogenannte englische Garten.

Auch in England war, trotz Bacon, bis an den Anfang des 18. Jahrhunderts der geometrisch-rationale Garten Mode gewesen. Da setzte, mit Pope und Addison, energischer die Kritik ein. Pope mahnt, man solle bei der Anlage der Gärten doch die Natur nicht vergessen, und Addison entdeckt bei der Vergleichung zwischen den französischen Gärten und der freien Naturlandschaft deren größere Schönheit. Auf einmal fand man Lenôtres Gartenkunst langweilig, spielerisch und kindisch. Ungefähr zur gleichen Zeit, da die Ästhetik die Dichtung auffordert, die Natur nachzuahmen, wurde auch für den Gartenbau dieser Grundsatz entdeckt.

Der Begründer des neuen Stiles war William Kent (1684—1748). Mit ihm erst setzt sich das Ideal der Freiheit, das die Engländer sich im geistigen und staatlichen Leben im 17. Jahrhundert erkämpft, auch in der Behandlung der Natur durch. Es bedeutete auch hier zugleich Individualismus. Nun mußten die umschränkenden Mauern und Gitter fallen, die den französischen Garten von der wilden und kunstlosen Natur abgetrennt hatten. Vertiefte Gräben, die den Blick frei über die Landschaft schweifen ließen, traten an ihre Stelle. Verpönt war die Gerade, die den geometrischen Bau des französischen Gartens bestimmt hatte. Sie wurde durch die als echt und natürlich empfundene gewundene Linie ersetzt. Jedes Gewächs, jedes Stück Erde sollte sich so entfalten dürfen, wie die Natur ihren Charakter bestimmt, und so sich eine Mannigfaltigkeit ursprünglichen Lebens dem Auge darbieten.

Aber auch die Betonung des Naturgrundsatzes konnte den Zwang und die künstliche Übertragung menschlicher Begriffe und Wünsche auf das Urleben der Natur nicht hindern: das liegt ja schon im Wesen des Kunstschaffens, das als solches stets dem ursprünglich Gegebenen und Wildwachsenden als ein Fremdes und Bändigendes entgegentreten und es nach menschlicher Einsicht formen muß.

Schon der Begriff Natur brachte eine gewaltsame Einschränkung. Mit der Verpflanzung der neuen Gartenkunst in die Länder des Festlandes wurde auch die englische Vorstellung von Natur und Natürlich, die dem Charakter der englischen Landschaft entsprach, eingeführt und damit etwas geschaffen, was der „Natur" der einzelnen Gegenden unter Umständen sehr wenig entsprach. Als schöne Natur galt nun der anmutige Wechsel weicher Formen, sanfter Hügelschwellungen, saftig grüner Wiesenflächen mit weidendem Vieh, gewundener Flüsse und beschatteter Seen; das Ganze in die weichen und matten Farben dunstgetränkter, wolkendurchzogener Luft gehüllt, ein Bild nicht greller Lebensfreude, wie etwa die Landschaften des Südens, sondern behaglicher Träumerei, seelenvollen Friedens, leiser Wehmut. Und nicht ohne ein Anflug der Langeweile.

Man mußte auf Abwechslung, Phantasieanregung bedacht sein, wenn der friedliche Zauber dieser Gärten nicht in sich selbst versinken sollte. Die neue Anregung kam aus China.

In den Jahren 1757 und 1772 veröffentlichte ein englischer Architekt, William Chambers (1726 bis 1796), zwei Werke über chinesische Bau- und Gartenkunst. In Wort und Bild zeigte er den malerisch-romantischen Reiz östlicher Gärten und Landschaften. Da sah man in buntem Wechsel lachende Auen, weidende Herden, lauschige

55. Chinesischer Garten. Europäischer Stich des 18. Jahrhunderts nach chinesischer Vorlage. (Aus „Le Jardin Anglo-Chinois".)

56. Felsenhöhle im Park mit betendem Einsiedler. Kupferstich aus Hirschfelds „Theorie der Gartenkunst" 1779. Die Einsiedler in den Parks waren gemietete Leute. Ihr Beruf war hoch bezahlt, da nur wenige ihn ausüben wollten.

Baumgruppen, Seen und Inseln, menschliche Ansiedlungen und dazwischen steil ragende Berge mit wilden Schluchten, stürzenden Bächen, Ruinen und reißenden Tieren — Idyllisch-Friedliches und Erhaben-Entsetzliches enge beieinander, das eine das sanfte Gemüt zum träumerischen Verweilen einladend, das andere die Phantasie aufpeitschend, beides zusammen durch den schroffen Gegensatz das Gemüt erregend.

Hier fand das unruhige, gelangweilte, nach neuen Reizen ausschauende Gemüt Europas, was es suchte. Nun begann man die Naturgärten mit derartigen chinesischen Requisiten auszustatten und damit Abwechslung und Mannigfaltigkeit zu schaffen, zugleich allerdings sich von dem erstrebten Ideal der Natur immer weiter zu entfernen und sich in die Sackgasse einer romantisch-zusammengesetzten Künstlichkeit zu verlieren. Man schüttete Hügel auf, legte Felspartien an und schnitt Täler ein. Antike Tempel, Borkenhäuschen, mit Stroh gedeckte Bauernhütten, ganze Bauerngehöfte mußten bald Altertum, bald Landleben vortäuschen. Einsiedeleien hatten die Illusion des Mittelalters, ägyptische Pyramiden den Schein des Nillandes hervorzurufen. Ruinen und Gedenksäulen zu Ehren geliebter oder berühmter Personen sollten das empfindsame Gemüt zum Nachdenken über die Vergänglichkeit alles Irdischen anregen oder auch nur seine Gefühlsströme lösen. Schließlich machte man die Gärten zu landschaftlich-baulichen Bilderbüchern für große Kinder. Solche Gärten befanden sich in Rheinsberg als Schöpfung von Friedrichs des Großen Bruder Prinz Heinrich und in Wörlitz als Werk des Fürsten Leopold von Dessau. Auch der Park von Weimar wurde von Goethe in diesem Stile angelegt. Ein derartiger Garten im württembergischen Hohenheim wollte die Nachbildung einer Kolonie sein, die sich unter den Trümmern einer römischen Stadt niedergelassen hatte. Daher sah man, erzählt Nicolai in seiner Reisebeschreibung, hier alle möglichen neueren Gebäude vermischt mit künstlichen antiken Ruinen. Aber dieses Gemengsel genügte noch nicht zur Anregung der nach kunterbunter Abwechslung lüsternen Phantasie. Man sah hier auch eine türkische Moschee, einen alten Turm mit zerstümmelten Wappen, einen Wachtturm mit gebrochenen ägyptischen Säulen; Ruinen von Neros goldenem Palaste und das Grabmal des Nero; Diokletians Bad; einen gotischen Tempel und ein großes Milchhaus; das Grabmal des Cestius und einen Heuschober, worin ein Billard stand; endlich ein römisches Gefängnis: unten kam man durch eine eiserne, mit vielen Riegeln und Schlössern verwahrte Tür in das Gefängnis, welches ringsherum an den Wänden zahlreiche Ketten und Halseisen für Gefangene hatte. Ein rundes Loch in der Mitte führte noch tiefer über eine Leiter in ein

unterirdisches Gemach. Über dem Kerker war ein ovaler Saal, weiß, mit acht breiten korinthischen Säulen, wo über jeder eine nackende römische Nymphenfigur zu sehen war.

Eine eigentliche Gartenpsychologie bildete sich aus, würdig des Zeitalters der Empfindsamkeit. In diesem Sinne hat der Philosoph und Ästhetiker Hirschfeld seine „Theorie der Gartenkunst" angefertigt, die 1779 zu erscheinen begann. Wie die Natur die Seele zu den verschiedensten Stimmungen anrege, so sollte auch der Garten so angelegt werden, daß er durch seine Teile zu jedem Bedürfnis des Gemütes passe und jedes Gefühl zu erzeugen fähig sei: Gebirge und Felsen Ehrfurcht und Schrecken; sanfte Anhöhen Heiterkeit; Täler Melancholie und stille Träumerei; Wälder mit hochragenden Stämmen heroische Erhebung; Wiesen idyllisches Vergnügen; stille Seen, von Bäumen überschattet, Ernst und Trübsinn; sanftes Wellengemurmel eines Baches bald nachdenkenden Ernst, bald muntere Behaglichkeit. So drang das gesteigerte Gemütsleben der Menschen der siebziger und achtziger Jahre auch in die Natur, psychologisierte sie, und der Gärtner wurde zum Philosophen. Es wirkt diese Gartenkunst noch in Goethes pädagogischer Provinz (in „Wilhelm Meisters Wanderjahren") in der Zuteilung der verschiedenen Künste auf verschiedene Landschaften nach.

57. Erinnerungsmal im Park von Tiefurt.

Aus diesem Bedürfnis der Beseelung und Vergeistigung der Natur erklärt sich die Sitte, an ausgezeichneten oder lauschigen Orten Gedenksteine mit sinnreichen Inschriften zu errichten oder solche an Gebäuden und Bäumen anzubringen. Sie sollten dem Bild durch das Wort zu Hilfe kommen und menschliche Reflexion so deutlich als möglich aus der Natur sprechen lassen. Inhalt der Inschriften waren bald Sätze eigener Erfindung, bald Stellen aus alten oder neueren Dichtern; manchmal auch nur der Name einer geliebten Person. So haben zur Zeit des jungen Herder die Darmstädter Empfindsamen Denkmäler gefühlvoller Erinnerung errichtet. Auch Goethe hat in der Zeit seiner Liebe zu Charlotte von Stein diesem Brauch gehuldigt und ihm zugleich durch seine Kunst die dichterische Weihe gegeben. Hinter seinem Gartenhaus ließ er 1782 auf einem Felsen unter den Bäumen des Parkes die Distichen einmeißeln:

„Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten,
Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge:
Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt."

58. Mannheim im 18. Jahrhundert. Kupferstich. Nach der Zerstörung Mannheims durch die Franzosen im Jahre 1689 wurde die Stadt mit rationalistischer Regelmäßigkeit wieder aufgebaut.

KAISER UND REICH. FÜRSTEN UND HÖFE. RECHT UND HEER.

Deutschland stellt um das Jahr 1700 ein Gebiet dar, das sich in Gestalt und Umfang wesentlich von dem heutigen Deutschen Reiche unterscheidet. Im Norden waren Pommern nebst Teilen von Mecklenburg und der Insel Rügen und die Herzogtümer Bremen und Verden 1648 als Reichslehen an Schweden abgetreten worden. 1709 kamen Bremen und Verden durch Kauf wieder an Hannover, 1720 Hinterpommern als Beute aus dem Nordischen Kriege an Preußen. Im Südwesten war durch den Frieden von Ryswyk (1697) das Elsaß zu Frankreich geschlagen worden. 1735 wurde Lothringen von Habsburg an Ludwigs XIV. Schwiegervater Stanislaus Leszczynski abgetreten, nach dessen Tode es 1766 förmlich mit Frankreich vereinigt wurde. Im Osten waren Kurland, Livland, Estland an Rußland und Polen verloren und war das Herzogtum Preußen durch das polnische Pommerellen, das heutige Westpreußen, von dem Kurfürstentum Brandenburg abgeschnitten. Dafür gehörten außer Österreich auch dessen nordwestliche Besitztümer: der südliche Teil der Niederlande, das heutige Belgien und Luxemburg zum Reich, den Rechtsansprüchen nach auch Savoyen und das nördliche Italien.

59. Das Kurfürstliche Wahl- und Konferenzzimmer im Römer zu Frankfurt a. M.

Aber dieser in dem äußeren Umfang beträchtliche Staat war durch räumliche und staatsrechtliche Zerklüftung im Innern geschwächt. Er zerfiel in etwa dreihundert souveräne Herrschaften, darunter 51 freie Reichsstädte, von denen über achtzig nur ein Dutzend und noch weniger Quadratmeilen, etwa zehn gar nur je eine viertel bis eine ganze Quadratmeile umfaßten. Wozu dann erst noch die gegen 1500 unabhängigen Reichsritter kamen, die zusammen etwa 200 Quadratmeilen, jeder also im Durchschnitt eine achtel Quadratmeile Landes besaßen. Gegliedert war diese ganze Masse von weltlichen und geistlichen Fürstentümern, Herrschaften und Reichsstädten in zehn Kreise, den österreichischen, burgundischen, kurrheinischen, fränkischen, bayerischen, schwäbischen, oberrheinischen, niederrheinisch-westfälischen, obersächsischen und niedersächsischen. Sie hatten die Aufgabe, die Durchführung von militärischen, gerichtlichen, polizeilichen und finanziellen Maßnahmen des Reiches zu erleichtern, vermochten aber, schon weil sie vielfach geographisch zerstückelt waren, manche Kreise auch zwei Oberhäupter, ein weltliches und ein geistliches, besaßen, dieser Pflicht nur in beschränktem Maße zu genügen.

An der Spitze des heiligen römischen Reiches deutscher Nation stand der Kaiser, der Herr der Christenheit, wie er hieß. Er wurde durch die neun Kurfürsten gewählt, die sechs weltlichen: Böhmen, Bayern, Sachsen, Brandenburg, die Rheinpfalz und Hannover, und die drei geistlichen: Mainz, Trier und Köln. Er war längst nicht mehr, wie zur Zeit des geistlich-weltlichen Einheitsreiches des Mittelalters, der irdische Arm der göttlichen Weltherrschaft. Durch die humanistische Erschließung der römischen Rechtsideen hatte man gelernt, daß Herrscher und Staat sehr weltliche Begriffe waren, und die Reformation hatte ihrerseits mitgeholfen, die klare Scheidelinie zwischen der irdischen Regierung und der himmlischen Bestimmung des Christen zu ziehen. Aber das Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation hatte doch auch die alte Vorstellung von der Gebundenheit des Herrschers an das göttliche Reich in einer neuen Form wieder aufgenommen, indem es den Fürsten als den durch Gott eingesetzten Stellvertreter seiner Macht auf Erden bezeichnete.

Dieser Grundsatz der übermenschlichen Heiligkeit der Person des Fürsten hatte freilich in der wirklichen Macht des deutschen Kaisers eine erhebliche Schwächung erfahren. Im gleichen Maße, wie der Verlauf der geschichtlichen Ereignisse das Reich zerstückelte, war auch der Kaisermantel durchlöchert worden. So groß war bereits im 17. Jahrhundert die Bedeutung der Reichsstände, daß man im Dreißigjährigen Kriege allen Ernstes die Frage erörterte, ob Deutschland eine Monarchie oder eine Aristokratie sei, die oberste Gewalt dem Kaiser oder den Reichsständen zustehe. Der Westfälische Friede hatte die Frage zugunsten der Reichsstände entschieden. Friedrich der Große nannte das Reich sogar in offiziellen Denkschriften nur „eine erlauchte Republik von Fürsten mit einem gewählten Oberhaupt an der Spitze“.

Der Widerspruch zwischen dem Wesen und der Gebärde oder zwischen einem hilflosen Inneren und einem großartigen Äußeren, wie er oft genug im Barock zutage tritt, zeigt seine

60. Krönung Josephs II. zum römischen König im Dom zu Frankfurt a. M. 1764.

Wirkung auch an dieser höchsten Stelle weltlichen Ansehens. Die wirklichen Machtbefugnisse, die dem Kaiser geblieben waren, standen in schroffstem Gegensatz zu der Prunkentfaltung bei seiner Krönung in Frankfurt am Main. Derselbe Herrscher, dem bei seiner Einsetzung von den Fürsten und Herren des Reiches gehuldigt wurde, an dessen Krönungstafel vierundvierzig regierende Grafen die Speisen auftrugen, hatte tatsächlich keine anderen Rechte mehr als die Verleihung von Adelstiteln und die Empfehlung von Bittstellern zur Erteilung von Pensionen in Klöstern (sogenannten Panisbriefen) und Pfründen. Das ganze Jahreseinkommen, das er als Kaiser bezog, belief sich auf 15000 Gulden rheinisch, die zum großen Teile von den Juden als Schutzgeld aufzubringen waren: allein die Juden von Frankfurt zahlten daran 3000 Gulden. Im übrigen mußte er durch eine Wahlkapitulation geloben, „den Stuhl zu Rom und päpstliche Heiligkeit, als derselben Advokat, in gutem, getreulichem Schutz und Schirm zu halten“; jedem Gedanken an eine Erblichmachung der Krone in seinem Hause zu entsagen; die Kurfürsten, „die Hauptsäulen des Reiches“, jederzeit „in sonderbarer hoher Konsideration zu halten“ und „sie sowohl wie alle andern Fürsten, Prälaten, Grafen, Herren und Stände bei ihren Hoheiten, Gerechtigkeiten, Macht und Gewalt zu lassen; den Ständen des Reichs, allen und jeden, das Recht der Bündnisse unter sich und mit Auswärtigen zu ihrer Sicherheit und Wohlfahrt dergestalt freizulassen, daß solche Bündnisse nicht wider den Kaiser und das Reich, noch wider den allgemeinen Landfrieden und den Münster- und Osnabrückischen Frieden seien.“

So waren die Hoheitsrechte, die ursprünglich dem Kaiser zugestanden, längst auf die Reichsstände übergegangen. Sie übten das Recht aus, eigene Münzen zu schlagen, eigene Zölle zu beziehen, Handelspolitik zugunsten ihrer Länder zu treiben, auf eigene Faust Kriege zu führen; kurz sie besaßen auf jegliche Weise das Souveränitätsrecht über ihre Untertanen. Nicht einmal das älteste und heiligste Vorrecht, ein Schirmherr der Bedrängten zu sein, stand dem Kaiser mehr zu: er hatte in der Wahlkapitulation ausdrücklich den Gerichtsstand des einzelnen Landesherrn zu gewährleisten und zu versprechen: „Falls jemand von den Landständen oder

Wasserjagd auf dem Starnberger See mit dem nach venetianischem Vorbild gebauten Prunkschiff „Bucentaur“.
(Gemälde aus dem 18. Jahrhundert). Residenzmuseum München.

Untertanen . . . bei uns oder unserm Reichshofrate oder dem Kammergericht etwas anzubringen oder zu suchen sich gelüsten lassen würde, wollen Wir darauf halten, daß ein solcher nicht leichtlich gehöret, sondern a limine iudicii ab zu schuldiger Parition an seinen Landesfürsten und Herrn gewiesen werde."

Deshalb konnte nur ein Fürst mit bedeutender Hausmacht Kaiser sein. Seit Albrecht II., der 1483 gewählt wurde, waren die Habsburger bis 1740 ununterbrochen im Besitze der Kaiserkrone. Als mit dem Tode Karls VI. der Mannesstamm des Hauses erlosch und die Habsburger zugleich immer mehr von ihrem Besitz in Deutschland verloren — Friedrich der Große entriß ihnen im ersten Schlesischen Kriege 1740 bis 1742 die Provinz Schlesien —, wurde 1742 ein Wittelsbacher, Karl VII., zum Kaiser gekrönt. Doch regierte er nur bis 1745. Der Tatkraft Maria Theresias gelang es, ihren Gemahl Franz von Lothringen-Toscana als Franz I. zum deutschen Kaiser wählen zu lassen, worauf Habsburg-Lothringen bis zum Untergange des Reiches die Kaiser stellte. Die Form des Wahlkaisertums wurde trotzdem aufrecht erhalten: der Prätendent hatte stets aufs neue sich der Stimmen der Kurfürsten zu versichern. Es geschah das in der Weise, daß der regierende Herrscher die Kurfürsten zu bestimmen wußte, seinen Sohn durch die Wahl zum römischen König als Nachfolger zu bestimmen.

Aber nun trat in der kaiserlichen Politik ein geradezu tragischer Circulus vitiosus auf. Indem der Kaiser seine Hausmacht stärkte, um dem Kaisertum Ansehen zu verschaffen, knüpfte er dieses Ansehen an sein Haus und seine Person und schwächte damit die Bedeutung der Kaiserwürde an sich, also auch die Macht des Reiches. Nach der gleichen Richtung wirkten die Zustände der äußeren und die Spannungen der inneren Politik. Die politische Tätigkeit eines Leibniz, bald für, bald gegen Frankreich, bald im Dienste partikularistischer Ideen, bald der gemeindeutschen Sache, zeigt die große Verworrenheit und Unsicherheit der staatlichen Verhältnisse. Die Tatsache, daß die deutschen Fürsten mehrfach noch fremde Kronen trugen, vermehrte die Verwicklung: der Kurfürst von Sachsen war zugleich König von Polen, der von Hannover König von England, der Landgraf von Hessen König über Schweden usw. Jeder Reichsstand trieb seine eigene Politik, deren Richtung oft genug dem Interesse des Reiches zuwiderlief. Friedrich Karl von Moser klagt: „Wir werden so unter einander fremd, und die Gleichgültigkeit und der Kaltsinn einer deutschen Provinz gegen die andere steigt immer höher. Jeder mißtraut dem andern. Untätig hat man zugesehen, wie von den Türken, Franzosen, Spaniern und Schweden bald der bald jener Teil gebrandschatzt, verheert und abgerissen worden ist von dem deutschen Reiche. Wer kann ohne Scheu . . . lesen, daß die Türken sich schon ohnweit Linz sehen ließen, als Sachsen-Gotha und Weimar über der in einer so allgemeinen Gefahr nichtswürdigen Frage: Wer von ihnen beiden zuerst fetieren solle? die Reichstagsberatschlagungen viele Wochen lang aufgehalten?" Vor allem schwächte die seit etwa 1700 mehr und mehr sich steigernde Rivalität zwischen Österreich und Brandenburg-Preußen die Macht des Kaisertums und brachte in die deutschen Verhältnisse eine immer schroffere Parteiung, die sogar bis in das Leben der bürgerlichen Familien ging, wie man aus Goethes Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" weiß.

Das Reich trat dem Kaiser in der Form des Reichstages gegenüber. Er tagte in Regensburg, seit 1663 als „immerwährender Reichstag", und beriet in drei Kollegien oder Kurien, dem der Kurfürsten, dem der Fürsten, zu dem auch die Prälaten, Grafen und Herren gehörten, und dem der freien Reichsstädte. Nach strengem Recht bedurfte es zum Zustandekommen eines Beschlusses der Zustimmung aller drei Kurien sowie des Kaisers. In der Regel aber begnügte man sich mit der Übereinstimmung des kurfürstlichen und des fürstlichen Kollegiums und

fragte die Versammlung der Reichsstädte gar nicht erst an. Den Ausschlag gaben die Kurfürsten, von 1692—1777 neun an Zahl. Sie pflegten nicht nur wichtige Geschäfte allein zu behandeln, sondern übten oft auch durch ihre grundherrlichen Rechte und durch sonstige Beziehungen entscheidenden Einfluß auf die Beratungen der beiden anderen Kurien aus.

Auch in den Verhandlungen des Reichstages standen die Wichtigkeit der Gegenstände und das Ergebnis der Beratungen in schroffstem Gegensatz zu der zeremoniösen Umständlichkeit und der wichtigtuerischen Selbstherrlichkeit des Vorgehens. Etikettefragen und Rangstreitigkeiten hängten sich als goldene Ketten an die Beratungen. Durch sie wurden oft die wichtigsten Gegenstände verschleppt, so daß sie Jahrzehnte lang auf den „Reichstagsansagezetteln" stehen mußten, wenn sie nicht vorher in den Akten der vorberatenden Kommissionen ihr Grab fanden. Der geistige „Fortschritt" des Jahrhunderts ging an dieser Körperschaft vorüber. Der kirchliche Gegensatz vermochte noch am Ende des Jahrhunderts, als in den Kreisen der Gebildeten die Toleranzidee längst zum Siege gekommen war, die Maschine zum Stillstand zu bringen: vom Januar 1782 bis zum Februar 1785 — 1779 war Lessings „Nathan der Weise" erschienen! — fanden keine Sitzungen statt, weil man sich nicht darüber einigen konnte, ob die fränkischen und westfälischen Grafen protestantische oder katholische Gesandte nach Regensburg schicken sollten! So geschah es, daß ein fremder Diplomat, der diese Zeremonien und Bedenklichkeiten in den Wind schlug, wie 1731 der Franzose Chavigny, all diese umständlichen deutschen Perückenträger in den Sack steckte. Natürlich wirkte auch der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen lähmend auf die Verhandlungen ein. Es war das Werk Friedrichs des Großen, daß nach dem Tode von Karl VI. 1742 die jahrhundertelange Tradition der habsburgischen Kaiserkrone durchbrochen und ein Wittelsbacher (Karl VII.) zum Kaiser gewählt wurde. Nach dem frühen Tode dieses Herrschers wurde Friedrichs Einfluß wieder zurückgedrängt, wuchs dagegen durch die Erfolge des Siebenjährigen Krieges von neuem mächtig an. Hannover stand zu Preußen, Sachsen war geschwächt, und die protestantischen Stände, vor allem in Norddeutschland, sahen in ihm den Beschützer ihrer Ansprüche und ihres Glaubens gegen Österreich.

Die Regierungsgrundsätze auch im Zeitalter der Aufklärung sind im Wesentlichen noch durch Machiavellis Buch über den Fürsten (1532) bestimmt. Durchdrungen von der klassischen Bildung des Humanismus, deckt Machiavelli die Kluft zwischen der christlichen Moral und den Gesetzen der natürlichen Wirklichkeit auf, um aus diesen eine neue Sittlichkeit zu entwickeln. Ihr Inbegriff ist die Virtù, die angeborene Tüchtigkeit des schöpferischen Menschen: Klugheit, Willenskraft, Opferwilligkeit, Hingabe an ein großes Ziel des Ehrgeizes — kurz die Kraft, das Schicksal (Fortuna) zu lenken, und da dieses voll Tücke ist, so darf auch die Virtù, um es zu bezwingen, zu den gleichen Waffen greifen. Für den Fürsten, der den höchsten Beruf hat, den Staat zu regieren, gilt daher eine andere sittliche Gesetzmäßigkeit als für den gewöhnlichen Bürger. Ihn kann die Notwendigkeit, die alles Leben bestimmt, zwingen, einmal nicht gut zu sein, Verträge zu brechen, gegen Treue, Barmherzigkeit, Menschlichkeit, Religion zu handeln.

Der Grundsatz, den die Staatslehre Machiavells ausspricht, ist seit dem 16. Jahrhundert als ragione di stato, raison d'état, ratio status, Staatsräson bezeichnet worden. Es gibt keinen wissenschaftlichen oder volkstümlichen Schriftsteller des 16. bis 18. Jahrhunderts, der sich nicht, sei es zustimmend, ablehnend oder auch vermittelnd, mit diesem Begriffe auseinandergesetzt hat, welcher so gründlich dem christlichen Sittengesetz widersprach. Um 1700 gehörte er als Bezeichnung einer zwar ungehörigen, aber durch die Gewohnheit der großen und kleinen Herren sanktionierten Handlungsweise zum Sprachschatz des täglichen Lebens. „Ratio

status erfordert's," sagt in Callenbachs „Staatsfinsternis" um 1720 der Beamte, wie er die Untertanen ausplündert, und Prudentia stimmt ihm zu: „Man muß sich schicken . . . widrigenfalls hat man mehr Spott als Ehre darvon. Ratio status wird ihn samt seiner Familie zum Bettelstab verleiten." Denn in der Tat, die Mächtigen stellten sich je und je zur Rechtfertigung oder Beschönigung ihres Handelns hinter ihren Schutz. Die Staatsräson, oder wie man später an den verderbten fürstlichen Höfen etwas verschleiernd sagte, das Staatswohl, verlangte es, wenn Kriege zur Vergrößerung der Hausmacht geführt, Verträge gebrochen, die Untertanen vergewaltigt, ausgeplündert und gemordet, persönliche Begierden und Leidenschaften allerart befriedigt wurden.

Wie aber verhielt sich diese aller gottgewollten Gerechtigkeit hohnsprechende Willkür zu der Idee des Gottesgnadentums? War nicht der Fürst, und gerade er, der doch der Hüter der göttlichen Rechtsordnung auf Erden war, vor allem an die Gesetze der Sittlichkeit gebunden? Es fehlte nicht an Stimmen, die die Politik der rücksichtslosen Gewalt verurteilten. Schon der französische Philosoph Jean Bodin hat in seinem Werke über den Staat 1576 im Gegensatz gegen Machiavell betont: „Der Fürst darf nicht die Schranken verrücken, die Gott selbst, dessen lebendes und atmendes Abbild er ist, durch die dauernden Gesetze der Natur aufgerichtet hat"; er darf nichts tun, „was von Natur schimpflich oder ungerecht ist." Er muß die Verträge gewissenhaft halten, die er mit den Untertanen sowohl wie mit auswärtigen Herrschern und Regierungen geschlossen hat. Er muß Treue üben: „Treue ist das einzige Fundament der ganzen Gerechtigkeit. Nicht nur die Staaten, sondern die ganze menschliche Gesellschaft wird durch sie zusammengehalten." Der Widerspruch vertiefte sich, je nachdrücklicher einerseits die Idee von der Souveränität des Volkes sich durchsetzte, je schamloser andererseits die Staatsräson die Gewalttätigkeiten und Ausschweifungen gewissenloser Fürsten und ihrer Kreaturen, Günstlinge und Mätressen decken mußte. Der gemeine Mann mochte sich, politisch stumpf, wie er bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war, zudem kirchlich gebunden, eine doppelte Moral gefallen lassen: die, die für den gewöhnlichen Bürger, und die, die für die Herrscher und ihren Anhang galt. Er konnte ja auch die Bedrückung durch den Herrscher als Strafe des Himmels betrachten. So ertrug die Bevölkerung von Württemberg die Schandtaten und das Günstlingsregiment des Herzogs Eberhard Ludwig nach dem Zeugnis Albrecht von Hallers: trotzdem das Land sich seiner Fürsten wenig zu rühmen hatte, „ware doch alles getreu, ergeben und eifrig, ohne Murren, ohne Stachelschriften, und nahm die Unordnung am Hofe als eine Strafe vom Himmel an." Die Schicht der Gebildeten freilich wuchs immer mehr über diesen stumpf-naiven Standpunkt empor. In diesen Kreisen wurde der Widerspruch zwischen der allgemeinen Sittlichkeit, als deren Hüter die Fürsten bestellt waren, und der Ungerechtigkeit ihres Handelns zur herben Kritik an dem ganzen System des monarchischen Absolutismus und bewirkte dessen Wandlung — in Frankreich seinen Fall.

Aber bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es grundsätzlich keine Macht, die dem souveränen Handeln der Fürsten und Regierungen eine Schranke setzte: zu tief war das Bewußtsein ihrer gottverliehenen Autorität dem Gemüte des Volkes eingeschrieben. So hing ihr Handeln ganz von ihrem Willen ab. Eine einschränkende Verfassung gab es nicht. Die Landstände, die, meist als Vertreter des Adels, der Geistlichkeit und der Städte (im Tirol hatte auch die Bauernschaft Vertreter) in früheren Zeiten die Machtbefugnisse der Fürsten beschränkt hatten, waren einerseits durch die Ausbildung der fürstlichen Macht, andererseits wegen ihres eigenen Egoismus, der die Interessen der Gesamtheit vernachlässigte, in vielen Ländern zu einem Nichts herabgesunken. In Österreich wurden die Stände von Niederöster-

61. Investitur eines Ritters vom Schwarzen Adlerorden durch Friedrich I., König von Preußen. Gemälde von Antoine Pesne. Berlin, Hohenzollernmuseum. Nach der barocken Phantasie des Malers wohnen der unter Musikbegleitung vor sich gehenden prunkvollen Zeremonie allegorische Gestalten und ein auf Wolken herabschwebender Genius bei.

reich, nachdem sie längst ihre Bedeutung verloren hatten, 1764 von Maria Theresia förmlich aufgelöst. In Brandenburg-Preußen machte Friedrich Wilhelm I., nachdem schon der Große Kurfürst sich über die Beschlüsse der Stände hinweggesetzt hatte, ihnen in aller Form ein Ende. Durch eine Kabinettsordre vom Jahre 1717 erklärte er: „Ich komme zu meinem Zweck und stabiliere die Souveränität und setze die Krone fest wie einen Rocher de bronce und lasse den Herren Junkers den Wind vom Landtag.“ Friedrich II., als er den Thron bestieg, erklärte den Ständen, als diese ihn um die Bestätigung ihrer Rechte baten: er werde es mit ihnen halten wie sein Vater. In der Kurpfalz gab es seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts keine Stände mehr. In Bayern waren sie in der Mitte des 17. Jahrhunderts abgeschafft worden; nur ein ohnmächtiger Ausschuß fristete noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch sein Leben. Abgeschafft waren sie auch in Baden, Ansbach und Bayreuth, in Würzburg und Bamberg. Im allgemeinen hatten sie im Norden, mit Ausnahme Preußens, ihre Rechte lebendiger zu erhalten gewußt als im Süden. In Sachsen, Kurbraunschweig, Mecklenburg, Schwedisch Pommern, Hessen, Trier, Köln fanden regelmäßige Versammlungen statt. Am stärksten waren die Stände in Mecklenburg, Kurhessen und Württemberg.

Vor allem in Württemberg war es ihnen gelungen, das politische Leben im Lande wach zu erhalten. Hier bestanden sie, da der Adel seine Reichsunmittelbarkeit zu erhalten gewußt hatte, aus vierzehn Vertretern der Geistlichkeit und achtundsechzig der Städte und Ämter. Sie

bildeten gegen die gewalttätige und kostspielige Regierung der Herzöge Eberhard Ludwig, Karl Alexander und Karl Eugen eine kräftige Gegenmacht. Umsonst, daß Graf Montmartin, Karl Eugens Günstling, von ihnen einen unbegrenzten Gehorsam forderte. Sie weigerten sich beharrlich, die Schulden des Herzogs dem Lande aufzubürden. Nach langem Kampfe mußte der Herzog nachgeben. 1770 wurde vor dem Kaiser ein Vergleich geschlossen. Der Herzog versprach, die schuldigen Beamten, vor allem Montmartin, zu entlassen, die Verfassung wieder herzustellen und alle anderen Übelstände zu beseitigen. Die Landstände übernahmen es dafür, einen Teil der herzoglichen Schulden aus den Landeseinkünften zu tilgen.

Gerade der Jahrzehnte dauernde Kampf Karl Eugens mit den Vertretern des Landes deckt die ungeheuren Machtbefugnisse auf, die der absolute Herrscher des 18. Jahrhunderts besaß oder für sich beanspruchte. Er betrachtete sich durchaus als den Eigentümer des Landes, seiner Bewohner und seiner Mittel, und verfügte über sie nach Gutdünken, bald zur Vermehrung seiner fürstlichen Macht und der Größe des Landes, bald auch zur Befriedigung seiner persönlichen Launen. Die Einwohner seines Gebietes waren ihm gegenüber nicht Bürger, sondern Untertanen, im besten Falle, wenn ihn die Lust anwandelte, den gnädigen Vater zu spielen, seine Landeskinder. Allgemein geglaubt, erklärt Friedrich Karl von Moser, sei der Satz: „Ein Regent sei niemand als Gott von seinen Handlungen Verantwortung schuldig." Und sein Vater, Johann Jakob Moser, stellt fest: „Die Souveränitätsbegierde bemeistert sich immer mehr der fürstlichen Höfe. Man hält Soldaten, soviel man will, legt Akzis und andere Imposten auf, kurz, man tut, was man will, läßt die Landstände und Untertanen, wenn es noch gut geht, darüber schreien, oder macht ihnen, wenn sie nicht alles, was man haben will, ohne Widerstand tun, auch die nötigsten und glimpflichsten Vorstellungen zu lauter Verbrechen, Ungehorsam und Rebellion." Sogar Friedrich der Große erklärte 1752, in einem Staate wie Preußen sei es notwendig, daß der Herrscher seine Geschäfte selbst führe. Lapidarer hatte sein Vater das Souveränitätsrecht des Herrschers umschrieben: „Wir sind Herr und König und tun, was wir wollen." Das große Vorbild der

62. Treppensaal der fürstbischöfl. Residenz in Würzburg, eine der großzügigsten und prunkvollsten Raumschöpfungen der Baukunst des 18. Jahrhunderts und ihres Hauptmeisters Balthasar Neumann. Deckengemälde von Tiepolo.

63. Gemäldegalerie in einem Schlosse des 18. Jahrhunderts. Die Bilder wurden nach dem Geschmack der Zeit so eng gehängt und aneinandergepaßt, daß sie lückenlos die Wände verdeckten.

Machtvollkommenheit war auch für den kleinsten deutschen Souverän — und für den am meisten — Ludwig XIV. „Selbst der jüngste Sohn einer apanagierten Linie bildet sich noch ein, Ähnlichkeit mit Ludwig XIV. zu haben. Er baut sich ein Versailles, hat Mätressen und unterhält eine Armee."

Den Glanz der Machtvollkommenheit mußte die äußere Prunkentfaltung des Hofes bekunden. Hier konnte sich das Zeitbedürfnis für Gebärde, Fassade und Repräsentation am sichtbarsten entfalten. Nach dem Hofe waren aller Blicke gerichtet. Von ihm sollte die Herrlichkeit über das ganze Land strahlen, und die Mittel des Volkes mußten dazu dienen, diese fürstlichen Lichtquellen beständig zu speisen. Friedrich I., der Preußenkönig, war einer der ersten Vertreter dieses höfischen Luxus. Friedrich der Große, sein Enkel, entwirft folgendes Bild von ihm: „Er verwechselte Eitelkeit mit echter Größe. Ihm lag mehr an blendendem Glanz als am Nützlichen, das bloß gediegen war. 30000 Soldaten opferte er in den verschiedenen Kriegen des Kaisers und der Verbündeten, um sich die Königskrone zu verschaffen. Und er begehrte sie nur deshalb so heiß, weil er seinen Hang für das Zeremonienwesen befriedigen und seinen verschwenderischen Prunk durch Scheingründe rechtfertigen wollte. Er zeigte Herrscherpracht und Freigebigkeit. Aber um welchen Preis erkaufte er sich das Vergnügen, seine geheimen Wünsche zu befriedigen! Er verschacherte das Blut seines Volkes an Engländer und Holländer, wie die schweifenden Tataren ihre Herden den Metzgern Podoliens für die Schlachtbank verkaufen."

Überall erhoben sich prachtvolle Schlösser, nach dem Muster von Versailles, von weiten und kostbaren Gartenanlagen umgeben. So ließ unter Kaiser Leopolds I. Regierung Josef als römischer König durch Fischer von Erlach um 1700 das Lustschloß Schönbrunn errichten. „Der kaiserliche Oberlandbaumeister Johann Bernhard Fischer von Erlach," heißt es in dem Werk eines zeitgenössischen Geschichtsschreibers, „hat die Kräfte seiner reichen Erfindung hier angewendet und unserm Teutschland so viel Ehre damit zuwege gebracht, daß dessen prächtiger Prospekt vielen vollkommener vorkommt, als Versailles selbst, mit welchem es dieses gemein hat, daß es auf einem sandigen und unfruchtbaren Boden gelegen." Vor allem Maria Theresia liebte Schönbrunn und verwendete gewaltige Summen auf den Ausbau des

Schlosses — 1746/7 allein 100000 Gulden. Ähnlich entstanden als Schöpfung der bayrischen Kurfürsten die Schlösser Nymphenburg und Schleißheim und die Residenz in Würzburg. In Württemberg baute 1767 Herzog Karl Eugen die Solitüde bei Ludwigsburg; in Preußen Friedrich der Große 1745—47 Sanssouci.

Ganze Städte entstanden als Zeugen fürstlichen Machtwillens. Der Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach gründete 1715 Karlsruhe, Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg 1706 Ludwigsburg. Als dem Herzog Karl Eugen infolge seiner Streitigkeiten mit den württembergischen Ständen seine Residenz Stuttgart verleidete, verlegte er den Sitz des Hofes nach Ludwigsburg und baute die Stadt mit ungeheurem Aufwand zur Residenz aus. Ein Opernhaus erhob sich, das in seinem Inneren ganz mit Spiegelgläsern ausgekleidet war. Orangengärten in einer Länge von 1000 Fuß und einer Breite von 100 Fuß wurden angelegt, die, zum Schutz gegen die Winterkälte, mit mächtigen Glaswänden umgeben waren. Eine gewaltige Allee mit sechs Baumreihen wurde gepflanzt, Beamten- und Verwaltungsgebäude, Marställe und Kasernen wurden errichtet. Als dann der Herzog seinen Frieden mit den Landständen geschlossen hatte, kehrte er wieder nach Stuttgart zurück, und Ludwigsburg, mit der Pracht seiner Schlösser und Prunkbauten, der Weite seiner Straßen, ward mit einem Schlag in Öde und Vergessenheit gesetzt.

64. Triumphbogen aus Holz, errichtet in Wien zu Ehren des aus Frankfurt von der Krönung zurückkehrenden Franz I.

Glänzende Feste füllten den Prunkrahmen der fürstlichen Residenzen aus, wenn es die Willkür des Herrn nicht reizte, irgendeine öde Landschaft zum Festschauplatz aufzudonnern. In Württemberg, erzählt Pfaff in seiner Geschichte Wirtenbergs, wurden auf hohen Bergflächen „mitten im Winter große Seen gegraben, mit Wasser gefüllt, und Jagdschlösser errichtet. Die prächtigsten Gebäude, freilich nur leicht aus Holz gezimmert, aber mit allen Reizen der Maler- und Bilderkunst geschmückt, von hundert Säulen getragen, von tausend Lampen erhellt und von den wohlriechendsten Blumen durchduftet, stiegen wie durch einen Zauberschlag aus der Erde. Der ganze Olymp wurde versammelt, den hohen Herrscher zu preisen, die Elemente und die Jahreszeiten brachten ihm Huldigungen in zierlichen Versen dar“.

Noch festfreudiger war der Hof von Sachsen und Polen. Der Vergnügungssucht Augusts

65. Dianafest auf der Altendresdener Elbwiese bei der Vermählung des sächsischen Kronprinzen am 18. September 1719. Ausschnitt aus einer Zeichnung im Kupferstichkabinett, Dresden.

des Starken war keine Grenze gesetzt. 1728 plante er in Dresden zu Ehren einer seiner Mätressen eine Schlittenfahrt. Wie plötzlich Tauwetter eintrat, wurden einfach 300 Bauern aufgeboten, die Tausende von Fuhren Schnee auf die Straße schaffen mußten. Als Aurora von Königsmark eingewilligt hatte, seine Mätresse zu werden, bereitete der König ihr und ihrer Schwester in der Moritzburg einen prunkvollen Empfang. Baron Pöllnitz erzählt: In Amazonenkleidung in den Wald einfahrend, wurden sie plötzlich eines prächtigen Palastes gewahr. Wie die Kutsche stillhielt, sahen sie die Türe des Gebäudes auf einmal aufspringen, und Diana, von ihren Nymphen umgeben, trat vor ihre Augen. Sie redete die Fräulein von Königsmark an, und indem sie auf den Namen Aurora anspielte, lud sie dieselbe, eben als wenn sie diese Göttin wäre, ein, in ihren Palast zu kommen und die Ehrenbezeugungen der Waldgottheiten anzunehmen. Diana führte die Damen darauf in einen Saal, in dem Gemälde die vornehmsten Taten der Göttin darstellten: den Tod des Endymion, die Bestrafung des Aktäon. Hier wurden sie bewirtet, indem plötzlich eine mit den niedlichsten Speisen bedeckte Tafel aus dem Boden hervorkam. Als man sich gesetzt, ertönten Hautbois, Pfeifen und Schalmeien, und es erschienen der Kurfürst und sein Gefolge als Pan und Waldgötter verkleidet. Pan setzte sich auf die Aufforderung der Diana zu Aurora von Königsmark, und sie flüsterten einander tausend Zärtlichkeiten zu. Nach dem Essen fand eine Treibjagd auf einen Hirsch statt. Dann fuhr man nach einer Insel, auf der ein prächtiges türkisches Zelt aufgeschlagen war. Nun erschienen vierundzwanzig junge Türken in kostbaren Gewändern und boten der Gesellschaft allerhand Erquickungen in silbernen Körben an. Aus einem anderen Zelte kamen hohe Bediente des Serails, unter ihnen der Kurfürst als Großsultan verkleidet, der sich neben Aurora auf das Sofa setzte. Tänzerinnen erschienen und machten ihre Künste. Eine Rundfahrt auf dem See folgte. Komödie, Abendtafel und Ball schlossen den Tag, worauf die beiden Liebenden verschwanden.

Nichts kennzeichnet den Geist der Fürstlichkeiten der Zeit mehr als die Vorliebe für

Maskenball im Bonner Stadttheater.
Gemälde von J. F. Rousseau. Schloß Brühl.

Tafel VI.

66. Festwagen von einem Hoffest Augusts des Starken. Im Wagen die Gräfin Cosel, Lenker der König von Dänemark, zu Pferde König August von Sachsen mit seinem Kammerherrn. Kupferstich.

mythologische Allegorien: es war eine Verherrlichung zugleich ihrer Aufgeklärtheit wie ihres Gottesgnadentums, wobei es der Komik nicht entbehrt, daß gerade die ausschweifendsten Herrscher, wie August der Starke, die Sinnbilder mit Vorliebe aus dem Kreise der jungfräulichen Diana wählten. Sogar die gescheite Markgräfin von Bayreuth hat solche Maskeraden veranstaltet.

Und wieder dann beliebte es den Olympiern, aus dem Götterhimmel in die Tiefe des Volkes niederzusteigen. Wie man, aus dem Bedürfnis des Gegensatzes, für Schäferleben und Natur schwärmte, so veranstaltete man Feste, an denen man sich als Bauern und Bäuerinnen verkleidete, Handwerker und niederes Volk spielte. Da der Fürst und seine Gemahlin — oder auch seine Mätresse — bei diesen Anlässen als Wirt und Wirtin erschienen, hießen diese Feste Wirtschaften. Die Eingeladenen brachten nach Bauernart den Wirten Geschenke und wurden von ihnen entsprechend bewirtet. Dazu wurden Verse vorgetragen, die, dem Charakter der Zeit und dem Brauch des Volksfestes entsprechend, mit derben Zweideutigkeiten nicht sparten. Eine solche Wirtschaft fand am 7. Januar 1690 in Berlin statt. Der Dichter Besser, der sich dazu als Scherenschleifer verkleidet hatte, trug die Verse dafür bei. An den Markgrafen Ludwig, der als litauischer Bauer maskiert war, richtete er den Spruch:

„Ho ho! Der schickt sich recht auf meine kleine Mühle!
Hieher, litau'scher Baur, dir schleif' ich, bei dem Spiele,
Die rohen Sitten weg; doch geht's bei dir noch zu:
Dein Weib, das größer ist, hat's nötiger als du."

Noch derber war der Spruch „An den Ratzenfänger dessen Frau die von Mandelsloh":

„Hört, Meister Fledermaus, geöhrter Ratzenfänger,
Was führt ihr an der Hand für einen alten Gänger?
Mein Handwerk dient euch nicht, doch mag mein Rat was stiften:
Fangt ihr die Ratzen nur, das Weib mag sie vergiften."

Zu dem letzten Wort gab der Verfasser die liebenswürdige Erklärung: „Mit ihrem übelriechenden Odem." Blitzartig bricht durch all die äußere Artigkeit des galanten Zeitalters die innere Roheit durch.

Man spielte Bürger und Bauer, und zeigte damit nur, wie tief die Kluft zwischen Oben und Unten geworden war. Während der Fürst früher frei und natürlich mit den Untertanen verkehrt und ihre Vertreter wohl auch zu Hoffesten zugezogen hatte, bestand jetzt eine strenge

67. Schlittenpferd Augusts des Starken mit Prunkgeschirr. Dresden, Historisches Museum.

Grenze. Wenn Bürger noch zu Hoffesten eingeladen wurden, so mußten sie sich in einem besonderen Raume aufhalten, der durch Schranken von der eigentlichen Hofgesellschaft geschieden war. Oder man zog etwa die Angehörigen der unteren Stände zur bloßen Belustigung heran, um sich an den altfränkischen Trachten der Frauen und Töchter niederer Beamten zu ergötzen oder den ungelenken Bauern allerhand Schabernack anzutun, die Männer betrunken zu machen und den Frauen, wenn sie beim Zuschauen unversehens auf eine geheime Vorrichtung, etwa den durchlöcherten Deckel über einem verborgenen Wasserfasse, traten, Wasserstrahlen unter die Röcke zu spritzen. Die Untertanen aber, zu dem unterwürfigen Gefühl erzogen, Menschen zweiten Ranges zu sein, fanden sich durch derartige Späße geschmeichelt und klatschten Beifall, wie ein beliebter Dichter der Zeit, Johann Valentin Pietsch, Professor in Königsberg, in dem berühmten Verse bezeugt:

„Der König ist vergnügt — das Land erfreuet sich."

Wie aber, wenn die Bauern es ertragen mußten, daß fürstliche oder adelige Jagdleidenschaft ihnen fruchtbares Land vorenthielt oder verderbte? Albrecht von Haller erzählt, wie Württemberg noch weit mehr Einwohner ernähren könnte, wenn nicht zur Lustbarkeit des Fürsten so viel große Wälder und darin eine Menge Tiere gehegt würden: „Wilde Schweine, Damm- und gemeine Hirsche sind hier so gemein als zahme Tiere, irren ungekränkt herum, und fürchten niemand als das Hubertusfest, an welchem etliche Hundert gefällt werden. Diese Tiere tun zu Erntezeit großen Schaden an Getreide, und dörfen doch mit keinem Geschoß abgehalten werden." Auf dem Wege von Tübingen nach Stuttgart sah Haller die sogenannten Herrschaftswege, „die mitten durch Wiesen und Äcker gehen, und wann der Hof seinen Weg dadurch nimmt, denen armen Leuten einen großen Teil ihrer Ausbeute wegnehmen."

Dem Bedürfnis der Schaustellung des Gottesgnadentums und der abgestuften Anteile daran diente ein bis ins letzte ausgeklügeltes System von Zeremonien. Es gibt kaum eine Zeit in der Geschichte des Abendlandes, die die Etikette so reich ausgebildet und so hoch gehalten hat, wie die zweite Hälfte des 17. und die erste des 18. Jahrhunderts, die Zeit des Spätbarock und des Rokoko. Oder war diese genau graduierte Repräsentationslust das Zeichen einer im Unterbewußten schwebenden inneren Unfreiheit und Schwäche, die sich durch um so herrischere Betonung der Würde zu verhüllen liebte? Man gewahrt, daß die Verehrung, die man dem Zeremoniell entgegenbrachte, in umgekehrtem Verhältnis zu der Größe und dem Ansehen des Hofes wächst.

68. Hoffest Augusts des Starken nach ländlicher Art, sogen. „Wirtschaft".

Der Ursprung der Etikette dürfte in Spanien liegen, von wo sie seit der Zeit Karls V. über Wien in die deutschen Lande eindrang. Vor allem am Hofe Karls VI. (1711—40) übte sie ihre Herrschaft aus. Wer zur Audienz beim Kaiser vorgelassen wurde, durfte sich ihm nur unter wiederholten Kniebeugungen in genau vorgeschriebenen Abständen nähern. Sogar die fremden Gesandten mußten sich diesem Brauche fügen. Nur die Kaiserin und die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen hatten das Recht, an der gleichen Tafel Platz zu nehmen. War ein fremder Fürst zur Tafel geladen, so mußte er, auch wenn er ein König war, „auf der Seite der Kaiserin", d. h. an der Tafel der Kaiserin sitzen, wo auch der Kaiser, ohne seinem Range etwas zu vergeben, mit anderen Fürsten zusammen speisen konnte. Die höchsten Würdenträger des Hofes — Personen reichsunmittelbarer, oft reichsfürstlicher und reichsgräflicher Geschlechter — hatten den Kaiser bei Tisch knieend zu bedienen. Er selber war stets bedeckt. Um ihn herum, als Vertreter ihrer Fürsten gleichfalls bedeckt, standen die Gesandten anderer Mächte, die Minister und die höchsten Würdenträger des Hofstaates. Nach den ersten Gängen brachte der Kaiser das Wohl der Kaiserin aus, wobei er das Haupt entblößte. Jetzt nahmen auch die fremden Gesandten ihre Kopfbedeckung ab, um sie mit ihm wieder aufzusetzen. Der Kaiser und die Kaiserin gaben nun den Hofbeamten ihre Befehle, worauf sich diese mit allen nicht mitessenden Personen entfernten. Weniger streng war die Etikette, die die Kaiserin umgab. Aber auch ihr durfte man sich nur unter wiederholten Kniebeugungen nähern. Wenn der Kaiser sie besuchte, mußte der Oberhofmeister den Besuch ankündigen. Die Kaiserin empfing den Gemahl darauf umgeben von ihren Hofdamen, an die der Kaiser aber kein Wort richten durfte.

Von besonderer Wichtigkeit und bis ins einzelne geregelt war die Rangordnung der Fürsten und Hofstellen; denn im Urteil der Zeit bedeutete ein Mehr oder Weniger an Ehrung durch andere auch ein Mehr oder Weniger an innerer Geltung. Als einst König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in Altdorp eine Zusammenkunft mit dem Kaiser hatte, durchschnitt man den gordischen Knoten des Vortritts auf geistreiche Weise: man errichtete einen Saal mit zwei Eingängen und verabredete, daß beide Fürsten und die Kaiserin zu gleicher Zeit anlangen

Herrliches Banquet, welches an Ihro Römisch-Kayserlichen-Majestät Crönungs-Tag, den 12. Februarii 1742. auf dem Großen Römer-Saal, in Franckfurt am Mayn ist gehalten worden.

69. Kupferstich aus: Vollständiges Diarium von den merkwürdigsten Begebenheiten, die sich vor, in und nach der Höchst-beglückten Wahl und Crönung des allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürsten und Herrn, Herrn Carls des VII. zugetragen. Frf. 1742.

Erklärung: 1. Die Kayserl. Tafel / so oben im Saal in der Mitte 4 Stuffen erhöhet gestanden / über welcher ein kostbarer Baldachin gewesen. 2. Der Tisch, worauf die Reichs-Crone und Insignia gelegt worden. 3. Der Kayserl. Confect-Tisch. 4. Der Kayczerl. Credentz-Tisch. 5. Die Chur-Mayntzische Tafel / welche wie der übrigen Churfürsten Tafeln eine Stufe erhöhet war / und jede einen Baldachin hatte / woran Ihro Churfürstl. Gnaden zu Mayntz gesessen. 6. Der Chur-Mayntzische Credentz-Tisch. 7. Die Chur-Cöllinsche Tafel / woran Ihro Churfürstl. Durchl. zu Cölln gesessen. 8.—20. Tafeln und Credentztische für die anderen Churfürsten. 21. Eine längliche Tafel für die Reichs-Fürsten / so aber leer geblieben. 22. Die Herolde / so vor den Speisen hergegangen. 23. Der Reichs-Erb-Marschall mit dem Stab. 24. Die Reichs-Grafen / so die Speisen aufgetragen. 25. Eine Loge, worin Ihro Majest. die Kayserin nebst des Cron-Printzen und der Prinzessinnen Hoheiten incognito zugesehen.

sollten, ein jeder durch den ihm bestimmten Eingang; auch sollte jeder Teil bei der Tafel an der Seite, wo er eingetreten war, sitzen. Charakteristischerweise begab sich aber nun Friedrich Wilhelm, trotz allen Gegenvorstellungen, zwei Stunden vorher an den anberaumten Ort, und wie der Kaiser anlangte, ging er ihm entgegen und begrüßte ihn, wie die Markgräfin von Bayreuth erzählt, „auf eine Weise, die einem gekrönten Haupte gar schlecht anstand". Die Markgräfin selber war überaus empfindlich, wenn es eine Frage der Etikette galt. Als 1742 Karl VII. der Bayer in Frankfurt a. M. zum Kaiser gekrönt wurde, sollte sie der Kaiserin einen Besuch machen. Sie schlug es rund ab: „Die Etikette verhindert die Fürsten, sich zu besuchen. Als die Tochter eines Königs durfte ich die Ehre meines Hauses nicht ins Gedränge bringen, und da es kein Beispiel gab, daß die Tochter eines Königs und die Kaiserin zusammengekommen

70. Lustbarkeit im Zwinger zu Dresden. Gemälde von Alexander Thiele. Der Dresdener Zwinger wurde in den Jahren 1711—22 von Daniel Pöppelmann erbaut, ausschließlich zu dem Zwecke, als festlicher Rahmen für prunkvolle Veranstaltungen zu dienen. Hunderte von künstlerisch bedeutenden Steinskulpturen zieren Wände, Treppen und Portale der Gebäude.

wären, wußte ich nicht, was ich für Ansprüche machen sollte." Schließlich, als man ihr vorstellte, daß sie durch ihre Weigerung ihrem Gemahl schaden würde, machte sie ihre Bedingungen: erstens sollte sie unten an der Treppe von dem Hofstaat der Kaiserin empfangen werden; zweitens sollte die Kaiserin ihr bis vor die Türe ihres Schlafzimmers entgegenkommen, und drittens wollte sie im Armsessel vor der Kaiserin sitzen. Diese Bedingungen wurden der Oberhofmeisterin der Kaiserin überbracht. Einen ganzen Tag stritt man darüber. Die ersten zwei wurden der Markgräfin zugestanden; in bezug auf die dritte erreichte sie, daß die Kaiserin sich eines ganz kleinen Armsessels bediente und der Prinzessin von Preußen einen Lehnstuhl gab.

In Wirklichkeit bildete zu einer Zeit, wo zahlreiche deutsche Fürsten ihre Machtvollkommenheit über die von Kaiser und Reich gesteigert hatten, die Forderung, daß diesem Machtverhältnisse auch die Etikette einigermaßen entsprechen müsse, den Gegenstand ernsthafter und langwieriger Verhandlungen. Als im Jahre 1670 die Kurfürsten beschlossen, fortan ihren Gesandten und wirklichen Geheimen Räten den Titel Exzellenz zu verleihen, was bisher das Recht der Könige gewesen war, forderten die Vertreter der „altfürstlichen" Häuser für sich die gleiche Befugnis, und es fand zur Beratung dieser Frage 1700 eine besondere Versammlung von Bevollmächtigten dieser Häuser statt, nachdem kein Geringerer als Leibniz sie in der Schrift „De suprematu principum" begutachtet hatte. Es wurde der Beschluß gefaßt, daß den altfürstlichen Häusern ebenfalls dieses Recht zustehen solle, und daß sie außerdem, gleich den kurfürstlichen, befugt sein sollten, künftig nicht nur Kammerjunker, sondern auch Kammerherren zu halten.

Nicht weniger wichtig nahm man eine andere Rangfrage. Die Gesandten der Kurfürsten am Reichstage hatten das Vorrecht, daß bei den Audienzen vor dem kaiserlichen Prinzipalkommissär ihre Stühle auf den Teppich gestellt werden durften, auf dem jener unter einem

71. Feuerwerk mit allegorischen Gestalten im Wasser. Kupferstich aus dem Jahre 1745.

Baldachin saß. Auf dieses Vorrecht der Kurfürsten waren die übrigen Fürsten eifersüchtig, und sie ruhten nicht, bis sie es erreicht hatten, daß wenigstens die Vorderfüße der Stühle ihrer Gesandten auf den Fransen des Teppichs stehen durften! Zwischen dem königlichen und dem herzoglichen Hause von Holstein-Gottorp wurde lange gestritten, ob in den gemeinschaftlichen Regierungspatenten nur der Name des Königs oder auch der des Herzogs in Frakturschrift geschrieben werden solle. Es kam so weit, daß der Herzog acht Jahre lang die Mitunterzeichnung des Landgerichtspatentes verweigerte und damit die gemeinsame Rechtsprechung in den Herzogtümern verhinderte. Erst 1710 ließ er sich zu Hamburg zum Verzicht bestimmen; der König bekam die Genugtuung, daß nur sein Name in Fraktur geschrieben wurde, wodurch im Lande wieder Recht gesprochen werden konnte.

Die Kenntnis der Zeremonien entwickelte sich zu einer förmlichen Wissenschaft, deren Werke bald eine ganze Bibliothek bildeten. Wo man es vermochte, stellte man Zeremonienmeister an. Da diese zugleich sich auf die Kunst verstehen mußten, Hoffestlichkeiten, allegorische Aufführungen, Ballette, Singspiele u. dgl. zu veranstalten und dazu die nötigen Verse zu verfertigen, auch nachher in artigen Gedichten die Feste zu beschreiben, so war die Würde oft mit dem Amte des Hofdichters verbunden. In Berlin war unter dem prachtliebenden König Friedrich I. Johann von Besser (1654—1729) Oberzeremonienmeister und Hofpoet, führte als solcher den Titel eines Geheimen Rates und genoß einer ansehnlichen Besoldung. Als Friedrich I. 1713 starb und Friedrich Wilhelm I. auf den Thron kam, war Besser der erste, welchen der sparsame König „ausstrich". Besser wandte sich in einer dringlichen Eingabe

an den König, führte ihm seine mehr als dreißigjährigen Dienste zu Gemüte und bat um eine anständige Versorgung. Es scheint, daß der Zeremonienmeister diesmal, wo es sich nicht um Spielerei, sondern um Ernst handelte, plötzlich seine Wissenschaft vergessen und sich wenig höfischer Ausdrücke bedient habe. Kaum hatte der König einige Zeilen in der Denkschrift gelesen, so warf er sie mit höchstem Mißfallen ins Kaminfeuer. Dafür suchte man an mehreren anderen Höfen Besser zu gewinnen. Er entschloß sich, die Stelle des Zeremonienmeisters und Hofdichters in Dresden anzunehmen, die ihm eine Besoldung von 1500 Talern eintrug. Sein Nachfolger im Amte war Johann Ulrich von König (1688—1744), der seinem Vorgänger als „dem Meister lieblichster Gesänge, durch dessen Tod so viel verlor die Wissenschaft im Staatsgepränge" durch eine Sammlung seiner Schriften und eine Lebensbeschreibung ein Denkmal setzte.

Zur Bewältigung eines so umständlichen Apparates, wie ihn der fürstliche Hof des Spätbarock und des Rokoko darstellte, bedurfte es, abgesehen von den eigentlichen Regierungs- und Verwaltungsgeschäften, einer Schar von Dienern und Angestellten, deren Zahl bei den großen Höfen ins Ungeheure ging, bei den kleinen in keinem Verhältnis stand zu den verfügbaren Mitteln und der tatsächlichen Bedeutung des Hofes. Der kaiserliche Hofstaat zählte über 2000 Personen und zerfiel in sechs oberste Ämter: den Obersthofmeisterstab, den Oberstkämmererstab, den Obersthofmarschallstab, den Oberststallmeisterstab, das Oberst- und Landjägermeisteramt, das Obersthoffalkenmeisteramt. Auch die Kaiserin, die Erzherzöge und Erzherzoginnen und die anderen Glieder des Kaiserhauses hatten ihre besonderen Hofstaate, die zusammen wieder Tausende von Personen zählten, so daß die Gesamtheit von Leuten, die von der Wiener Hofkammer unterhalten werden mußten, wohl 25000 Personen betrug: Kayßler, der um 1730 Österreich bereiste, gibt gar 40000 Kammerbediente in des Kaisers sämtlichen deutschen Erblanden an! Allein für die Ausbildung und Bedienung der 15 Edelknaben, die dem Kaiser aufzuwarten hatten, bedurfte es fünf Professoren, zwei Tanzlehrer, einen Fechtmeister, acht Diener, vier Köche, eine Hofmeister und einen Präzeptor. Für die 2200 Pferde, die Maria Theresia in ihren Marställen hielt, war ein vierhundertköpfiges Stallmeisterpersonal nötig. Die Zahl der Kammerherren stieg im Laufe ihrer Regierung auf 1500.

Die mittleren und kleinen Höfe ahmten das Beispiel der großen nach. Auch hier gab es Kammerherren und Kammerjunker, Zeremonienmeister und Hofmarschälle, Stall- und Jägermeister, Jäger, Heiducken, Läufer usw. Der kleinste Reichsgraf wollte seinen Hof haben und sein Lever nach dem Vorbild Ludwigs XIV. abhalten, auch wenn dazu nur ein Stallmeister und ein Amtmann erschienen.

Zu diesen Hofstellen kam für die eigentlichen Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte noch ein weiteres Heer von Beamten. Friedrich Karl von Moser vergleicht die deutschen Verhältnisse mit denen in Schweden. In Schweden besteht das Staatscomptoir, das über alle Einkünfte und Ausgaben des Reichs die Aufsicht hat und darüber Rechenschaft geben muß, nur aus einem Präsidenten und zwei Staatskommissarien nebst der nötigen Unterbedienung. „Dahingegen ist es ein lustig-betrübter Auftritt an einen teutschen Hof zu kommen . . ., wo man kaum aus einer Gasse in die andere treten kann, ohne entweder einem Creditori oder Kammerrat zu begegnen. Ein venerabler Senat von einem hochbetrübten Kammerpräsidenten, nicht bekümmerten Kammerdirektor, zwo von Gram und Vorwürfen gebeugten Geheimen Kammerräten, zehn bis zwölf Hofkammerräten, vier Kammerbeisitzern, zwo Obereinnehmern, vier Kassierern, sechs Kammersekretarien, vier Registratoren, ebenso viel Kanzellisten, ohne die Kammerboten, Aufwärter, Kammerhusaren und dergleichen zu rechnen. Die Leute . . . rechnen

über einer oder einer halben Million Taler jährlicher Einkünfte jahraus und -ein und je länger sie rechnen, je mehr findet sich, daß ihr gnädigster Fürst und Herr damit unmöglich auskommen könne.“ In Wahrheit waren all diese hohen Herren, die, mit irgendeinem Hoftitel geschmückt, einem Amte vorstanden, vielfach nichts als üble Schmarotzer. „Sieht man viele von unsern Ministern, Präsidenten und Vizepräsidenten an,“ ruft derselbe Schriftsteller aus, „so sind es freilich allerliebste Herren, sie können tanzen, reuten, fechten, spielen, sie verstehen die Musik und die schöne Wissenschaften, die Moden von beeden Geschlechtern, sie urteilen kunstrichterlich über das Verdienst einer Opera, sie sind Kenner von Juwelen und allen andern Galanterien . . . Sie sprechen Französisch, Englisch und Italienisch, schreiben einen unvergleichlichen Brief und wer weiß, was sie noch mehr können!“ Ist aber ein Geschäft zu erledigen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu dem Kanzleidirektor, Sekretär oder Landrichter.

Das Amt wird als Teil des Fiskus und also als Einnahmequelle betrachtet. Häufig wird es an den Bewerber verkauft oder verpachtet. So mußte Fürst Schwarzenberg 1711 für die Stelle des Oberstallmeisters, die viertausend Gulden jährlich und eine Amtswohnung in der Hofburg eintrug, 100000 Gulden zahlen. Der Kammerherrentitel kostete in Wien 200 Dukaten. Ähnlich war es in anderen Ländern. In Württemberg mußte unter Karl Eugen jeder neuernannte Beamte eine bestimmte Summe in die Privatkasse des Herzogs zahlen. So entrichtete der Vater von Justinus Kerner für die Stelle des Oberamtmanns in Ludwigsburg 6500 Gulden. In Preußen bestand der Stellenverkauf unter Friedrich Wilhelm I.; Friedrich der Große schaffte ihn ab; Friedrich Wilhelm II. führte ihn wieder ein. In Sachsen wurde der Brauch erst 1793 abgeschafft.

Die Kehrseite dieses Ämterschachers war oft Unfähigkeit, Habgier und Bestechlichkeit der Beamten. Immer wieder hört man die Schriftsteller der Zeit darüber klagen. Besonders in Württemberg und in der bayrischen Pfalz stand es schlimm. In Württemberg war es eine Zeitlang Sitte, daß man die untauglichsten Subjekte, wenn sie nur ihre Stellen bezahlen konnten, zu Unteramtsleuten ohne Besoldung machte. Sie drückten dann die Bauern durch Sporteln, hohe Diäten usw. so sehr, daß die Last dem Betrag einer ganzen Jahressteuer gleichkam. Friedrich Karl von Moser bezeichnet die elenden Besoldungen der Kammerräte an den meisten Höfen als die Quelle des Übels: „Der Versuchung zum Betrug der Herrschaft und heimlichen Bedrückung der Untertanen, zum Geschenknehmen, zu bösen Streichen bei Verpachtungen und Akkorden usw. wird dadurch Tür und Tor geöffnet.“ Man gab und nahm oben und unten. Der Fürst wie sein letzter Untertan rechnete mit diesem Brauche: beide beklagten sich erst, wenn die Summen, die sie zu zahlen oder zu empfangen hatten, ihren Wünschen nicht entsprachen. Ein französischer Publizist, Courtilz de Sandras, hat die Bestechung geradezu in das politische System der Staatsräson aufgenommen: hätte Kaiser Leopold, statt zu knausern, den Türken Geld gegeben, so wäre der Türkenkrieg nicht ausgebrochen und würde Ludwig XIV. nicht Straßburg und Luxemburg vergewaltigt haben!

In dieses Regime der Willkür gehören Günstling und Mätresse als charakteristische Gestalten hinein. Die Günstlinge sind oft fremde Glücksritter, die es durch hochklingende Namen, den Glanz ihres Auftretens, die Sicherheit ihrer Manieren, manchmal auch durch geheime Künste oder bloß durch Frechheit verstanden, eitle und schwache Herrscher für sich einzunehmen. So taucht am Ende des 17. Jahrhunderts in Deutschland ein schlauer Italiener namens Caetano auf. Er gab vor, Goldmacher zu sein, und vermochte mit dieser Vorspiegelung zuerst den stets geldbedürftigen Kurfürsten Max Emanuel von Bayern zu ködern, so daß dieser ihn mit Auszeichnungen und Geschenken überhäufte und sogar zum Feldmarschall ernannte.

1. Portrait des Iud Ioseph Süß in seinem guten Standt. 2. Eben dasselbe an Seinem Gerichts Tag. 3. Der Iud auf dem Schinder-Karren. 4. Ein Schinder Knecht welcher Ihm einen Becher mit Wein gibt 5. Die den Malificanten begleitende Escorte. 6. Herrn-Hauß. 7. Rath-Hauß. 8. Sonnen Wirthshauß. 9. Apoteck. 10. Röhrbrun. 11. Hölzerner Esel. 12. Schnapgalgen. 13. Der Eisserne Galgen. 14. Der Iud wie er in den obern Haggen des annoch offnen und Zwischen die Leitern ruckwarts gebundnen Käffich auf gehenckt wird. 15. Grose gedoppelte Leiter von 48 Sprossen. 16. Die dem Iuden abgezogne Schuh. 17. Paruque so dem Iuden auf der Leitter herunter gefallen. 18. H. Licentiat Groß Expeditions Rath und Stats Vogt. 19. Comandierenter H. Mayor Schultz. 20. Beyde H. Geistliche. 21. Comandirte Burgerliche Officiers. 22. 5. Compagnien so den Cräis gemacht. 23. 18. Mann comandierte Bürgerliche Reüter. 24. Ordinary hölzerner Galgen. 25. Logen so vor Cavalliers und Dames aufgebaut worden. 26. Wasser Thurn 27. Andreaen Hauß. 28. Bad. 29. Stiffts Kirchen. 30. St. Leonhart. 31. Schloss. 32. Der Neue Bau. 33. Mallefitz Glögle. 34. Die Weinberg. 35. Wachthauß.

Lucas Conrad Pfandzelt. Prospectam ad Viv. del. — Jacob Gottlieb Thelot del. et sculps:

Wahre Abbildung,

Der an dem Iuden Ioseph Süß Oppenheimers, aus der Pfalz gebührthig, Ao 1738 den 4. Febr: Vorgenomenen Execu: von, wie solche Zum Erolocken der gedruckten Unterthanen ausserhalb Stuttgart Vollzogen, under an den eisernen Galgen, in einem 6 Schuh hohen eisernen Käffich aufgehenckt worden.

Romanus Heid excudit Aug: Vind:

Hinrichtung des Juden Süß-Oppenheimer. Kupferstich

Tafel VII

Als aber seine Kunst die erhofften goldenen Früchte nicht trug und seine Schwindelei an den Tag kam, ließ ihn der Kurfürst 1698 ins Gefängnis werfen. Nach sechs Jahren wurde er wieder frei. Nun gab er sich einen neuen Namen, nannte sich Graf Ruggiero und verlegte den Schauplatz seines Wirkens nach Wien und dann nach Heidelberg. An beiden Orten wurde er, nach anfänglichen Erfolgen, entlarvt, kam ins Gefängnis und wußte sich wieder frei zu machen. Er wandte sich nach Berlin an den Hof des prachtliebenden und leichtgläubigen Friedrich I. Es gelang ihm, dessen Zutrauen zu gewinnen. Zwar stimmte es den König bedenklich, daß der Schwarzkünstler Geld von ihm verlangte. Er meinte, ein Goldmacher müsse das Geld, das er bedürfe, selber zu erzeugen imstande sein. Caetano zeigte sich gekränkt und machte Miene, seine Kunst anderswo an den Mann zu bringen. Da geriet der König in Angst, der Goldregen möchte ihm entgehen, rief den Italiener zurück, bewilligte alle seine Forderungen, schenkte ihm sein mit Brillanten besetztes Bildnis und ernannte ihn zum Generalmajor der Artillerie. Wie er sein Versprechen erfüllen sollte, verschwand er. Es gelang, seiner wieder habhaft zu werden. Ein paar Zauberkunststückchen gewannen ihm das Zutrauen des Königs aufs neue. Fünf Jahre lang zog er Friedrich I. hin und her, bis schließlich der Kronprinz seinem Vater die Augen öffnete. Jetzt wurde Caetano zum Tode verurteilt und an einem mit Goldpapier ausstaffierten Galgen in einer ebenso verzierten römischen Kleidung gehenkt.

Ein anderer Typus war der politische Abenteurer. So war unter Karl Alexander der Jude Süß-Oppenheimer die Geißel von Württemberg. Er war der allmächtige Finanzminister des Herzogs und hatte als solcher die Verwaltung des Landes gänzlich in den Händen. Nach Gutdünken verkaufte er die Ämter an die Meistbietenden, machte Taxen für Gnadensachen, plünderte Waisenhäuser und erpreßte durch harte Strafen Geld aus den Beamten. Unter Karl Alexanders Nachfolger Karl Eugen gelang es dem Franzosen Montmartin, sich zu einer ähnlichen Stellung emporzuschwingen. Sein Nebenbuhler war der Württemberger Oberst Rieger. Montmartin beschloß, ihn beiseite zu räumen. Unter der falschen Anklage eines verräterischen Briefwechsels mit Preußen wurde Rieger bei dem Herzog verdächtigt, und dieser schenkte den Einflüsterungen Glauben. Auf der Parade trat er einst auf Rieger zu, riß ihm den Militärorden ab, stieß ihm den Stock vor die Brust, und Montmartin zerbrach ihm den Degen. Darauf wurde der Unglückliche auf die Festung Hohentwiel gebracht und dort vier Jahre lang in einem unterirdischen Kerker ohne Tisch, Bett und Stuhl gefangen gehalten.

Und zu den Günstlingen die Buhlerinnen. Welche Last sie für die Verwaltung des Landes bedeuten konnten, zeigt das Beispiel Augusts des Starken. Er ließ der Frau von Cosel einen Palast bauen mit besonderen Zimmern für die verschiedenen Jahreszeiten. Einige waren für den Sommer mit Marmor ausgekleidet, andere für den Winter getäfelt, eingelegt und mit kostbarster chinesischer Lackarbeit ausgerüstet. Lediglich der Hausrat kostete 200000 Taler, und wer hineinkam, glaubte ein Zauberwerk vor Augen zu haben. Da sah man nichts als Gefäße von getriebener Arbeit, Geschirre von Kristall, Gemälde, Betten von Brokat mit gestickter Arbeit usw. Was die Mätressen einem Karl Eugen von Württemberg kosteten, weiß man aus Schillers „Kabale und Liebe".

Sucht man sich heute von dem Leben am Hofe in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Bild zu machen, so mag man es vielfach halb einer prunkvollen Paradevorstellung und halb einem Fastnachtstreiben vergleichen. Denn zu den fürstlichen Personen und ihren höheren und niederen Dienern und Beamten, ihren Günstlingen und Mätressen kam, je nach der Größe der Mittel und dem Vergnügungsbedürfnis des Herrschers, ein mehr oder weniger zahlreiches Heer von Schauspielern und Schauspielerinnen, Sängern und Sängerinnen, Musikern und Kom-

ponisten, Tänzern und Tänzerinnen, Malern, Dekorateuren und Feuerwerkern — die zahlreichen Besucher nicht gerechnet, die die Höfe umschwärmten wie die Fliegen ein Stück verwesendes Fleisch. In der Tat, liest man die Berichte über die Zustände an den Höfen der Zeit, so erhält man bei allem äußeren Glanz und aller Maskerade den Eindruck eines beständig fortschreitenden Zersetzungsprozesses. Der Fürst selber, die Spitze des ganzen Gebäudes, war eine seltsame, in sich widerspruchsvolle Mischung von gottähnlicher Machtvollkommenheit und menschlicher Ohnmacht. Er warf das Geld mit vollen Händen weg und erlag fast der sich häufenden Last der Schulden. Er kommandierte die Töchter des Landes in sein Bett und war der Spielball der Launen seiner Mätressen. Er spielte mit dem Leben seiner Untertanen und war selber abhängig von dem Willen seiner Günstlinge. Er gebot über ein Heer von Dienern und war selber der Sklave seiner Leidenschaften. Er war der Jupiter, der Blitz und Donner über sein Land ausstreute, und mühte sich ab, seinen Gesandten beim Reichstage das Recht auszuwirken, ihren Stuhl auf die Fransen des Teppichs zu setzen, auf dem der Vertreter des Kaisers ihnen Audienz gab. Er rüstete ein Heer grell gekleideter Soldaten aus und mußte sich dazu verstehen, seine Landeskinder in fremde Kriegsdienste zu verkaufen.

Dieser Gegensatz von Macht und Ohnmacht, Prunk und Armut, Anspruch und Einschränkung, Eitelkeit und Demut ist geradezu das Gesetz, das das Leben an so manchen Höfen leitet und vergiftet. Hier ist die Quelle der Schiefheit, Unredlichkeit, Heuchelei und des Intrigenwesens, die auf dem Sumpfboden üppich wucherten und die, nach den Berichten erfahrener Zeugen, das Hofleben manchmal geradezu einer Hölle gleichmachten — man erinnert sich bei dieser Krummwegigkeit daran, wie auch die Architektonik und Ornamentik der Zeit das Gewundene liebte.

Die ganze Last des Prunkgebäudes eines solchen Hofes ruhte auf den Schultern der Untertanen. Ungeheure Summen mußten aufgebracht werden. So bezog der Herzog Karl Eugen von Württemberg, das ein Gebiet von 200 Quadratmeilen umfaßte, ein Einkommen von 700000 Gulden, außerdem den Ertrag der verfassungsmäßigen Steuern, seinen Anteil an den Landeseinkünften, den Gewinn aus dem Diensthandel und aus Fronen aller Art. Aber diese Summen genügten nicht. Durch Erpressungen wußte er noch eine weitere Summe von fast sieben Millionen Gulden aufzubringen. Es gehörte die ganze Schlauheit, aber auch die ganze Rücksichtslosigkeit, wie sie den Fürsten und ihren Ratgebern eigen waren, dazu, immer neue Gelder aus dem Lande herauszupressen. Die Erträgnisse der Güter, die gewöhnlichen Steuern und Abgaben genügten nicht. Es kamen indirekte und außerordentliche dazu, Monopole aller Art, Anleihen bei den Beamten. Als in Württemberg wieder einmal alle Hilfsquellen erschöpft waren, errichtete der Direktor des Kirchenrates, Lorenz Wittleder, im Einverständnis mit dem Herzog Karl Eugen in Ludwigsburg eine Handelsbude, in der jedes Amt an jeden, der zahlen wollte, verkauft wurde. Sein Vorgänger hatte es nicht besser gemacht. Als Albrecht von Haller 1723, zur Zeit Eberhard Ludwigs, durch Schwaben reiste, klagte er:

> „Ach! unglückseligs Volk, inmitten von dem Glücke,
> Was die Natur dir gibt, das raubt dir dein Geschicke!
> Der Ähren göldnes Meer, das auf dem Lande schwimmt.
> Ist dir zur Mühe nur, dem Prinz zum Nutz bestimmt.
> Du seufzest bei dem Pflug, er raubt, was du erschwitzet,
> Du hungerst in dem Gut, das ein Tyrann besitzet,
> Und siehst wie Tantalus das Essen dir am Mund,
> Dann in die Lüfte gehn . . .

Geh nur, erfülle dich mit häufigem Getreide,
Zieh tausend Herden auf in deiner fetten Weide,
Sei reich an allem Obst, bring Tausendtausend ein,
Du wirst bei alledem im Reichtum elend sein.
Solang ein wilder Fürst sein Volk vor Tiere schätzet
Und seiner Wünschen Ziel an ihrem Elend setzet . . .
So lange wird das Land im Reichtum Hungers sterben
Und stets mit seinem Blut des Prinzen Purpur färben."

Wo der Landtag noch zu Recht bestand, hatte die Regierung mit ihm zu paktieren wegen der Bewilligung neuer Aderlässe. Friedrich Karl von Moser höhnt: die landesherrlichen Kommissionen stellen den Ständen vor, wie dem teuren Landesvater das Herz breche, „daß er mit neuen Forderungen beschwerlich fallen müsse, er, der alsdann erst froh sein würde, wenn er alle seine Untertanen reich und glücklich machen könnte. Dies einzige tröstet ihn, daß es ganz unvermeidliche und unter der Leitung eines höhern Schicksals stehende Landesbedürfnisse sind, welche ihn nötigen, dem Lande mit neuen Anforderungen beschwerlich zu fallen. Nach dieser Charlatanspredigt geht das Negotiieren an. Die Landhauptleute, der Erbmarschall, die Ausschüsse von Prälaten, Ritterschaft und Städten, und wie sie nach der verschiedenen Lage der teutschen Provinzen heißen, werden einer nach dem anderen besprochen, gastiert, belobt, bedroht und gewonnen, die mehrere Stimmen machen endlich den Schluß und es wird ein abermaliges Aderlassen durchs ganze Land resolviert. Der Landtagsabschied ist so gelehrt wie eine Leichenpredigt und der Minister, mit seinen Maklern und Küch- auch Kellerbedienten kommen im Triumphe nach Hof zurück, Leben und Wonne breitet sich wieder über die Favoritinnen und Favoriten aus, der Jäger bläst auf die freudige Nachricht von den neuen Landtagsgeldern noch einmal so mutig ins Horn, die Sängerin, die seit dreizehn Monaten nicht bezahlte Sängerin, steigt so hoch wie eine Lerche, der Parforcehundestall, dem die Rentkammer und Kreditores schon den Untergang dekretiert hatten, ertönt vom frohen Geheule und alle adelich- und unadeliche Müßiggänger rechnen bereits auf die neu eröffnete Goldgrube."

Von landesherrlichen Geldnöten weiß die Markgräfin von Bayreuth ein Lied zu singen. Das Schloß in Bayreuth macht in seiner inneren Ausstattung fast den Eindruck einer Ruine, weil die Mittel fehlen, es standesgemäß zu unterhalten: die Tapete des Vorsaals ist mit Gemälden bedeckt, die man mit dem Mikroskop betrachten muß, um ihren Inhalt zu erkennen, so verblichen sind sie. Ein Kabinett ist mit Brokat behangen, dessen Farbe man nicht entdecken kann. Daneben ist ein Zimmer, dessen gründamastnes durchstochenes Gerät den bezauberndsten Anblick gewährt: es ist nämlich so zerlumpt, daß überall die Leinwand durchsieht. Die Ausstattung des Schlafzimmers ist so nagelneu, daß nach vierzehn Tagen keine Vorhänge mehr am Bette sind; denn täglich, wenn man daran rührt, fallen Stücke davon herunter.

Wendet man den Blick von den fürstlichen Ländern und Höfen in die freien Reichsstädte, so zeigt sich um 1700 im allgemeinen hier das gleiche Bild der Verknöcherung und Einengung einst blühenden Lebens und der Überheblichkeit Bevorrechteter; es wird dadurch nicht reizvoller, daß hier an die Stelle des, sei es gewollt, sei es tatsächlich großen Formates die Enge städtischer Mauern und Gassen tritt und der eine Despot durch die Vielheit der Familienherrschaft ersetzt wird. Die absolutistische Machtidee beherrscht die Gemüter auch hier und prägt sich in der politischen Form aus, nur mit dem Unterschiede, daß sie in den Reichsstädten, deren Verfassung ursprünglich auf dem Grundsatz der Selbstverwaltung freier Bürger aufgebaut ist, den Beigeschmack der Lächerlichkeit bekommen hat. Das Attribut „Frei" bezog sich längst nur noch auf das staatsrechtliche Verhältnis der Städte zu Kaiser und Reich und

72. Bürgerstube in Bern. Gemälde von J. J. Grimm.

sagte über die Stellung der einzelnen Bürger zum Ganzen und innerhalb der bürgerlichen Gemeinschaft, falls sie nicht zu den regimentsfähigen Geschlechtern gehörten, herzlich wenig aus. Im Gegenteil, während man in den Fürstentümern und an den Höfen oft gewahrt, wie es Tüchtigen aus unteren Ständen glückt sich emporzuschwingen und, bei aller Willkür, das Verdienst doch anerkannt wird, ist in der freien Reichsstadt die Persönlichkeit grundsätzlich dem Stande und dem Familienvorrecht nachgesetzt. Das Regiment ist meist in den Händen einer Anzahl patrizischer Familien, in die höchstens reiche Kaufleute Eingang finden. Handwerker und kleine Krämer sind ausgeschlossen. Der Rat oder Magistrat erneuert sich an manchen Orten selber. Wo er regelmäßig wiedergewählt wird, wie in einigen kleineren Reichsstädten Oberschwabens, geschieht die Wahl durch die Zünfte. Manchmal zerfällt der Rat in einen inneren und einen äußeren. Der innere ist die vollziehende Behörde, der äußere übt ein gewisses Aufsichtsrecht aus.

Vor allem in den drei großen Reichsstädten des Südens, Nürnberg, Augsburg und Ulm, hat sich das aristokratische Regiment in aller Schroffheit ausgebildet. In Nürnberg üben zwanzig (seit 1788 dreiundzwanzig) „ratsfähige“ Familien die Gewalt aus. Sie besetzen die vierunddreißig Stellen des Rates und beherrschen durch sie die Bürgerschaft. Der Rat ist niemandem als dem Kaiser in Person Rechenschaft abzulegen schuldig. Nach Gutdünken schaltet und waltet er mit dem Gute der Stadt, bestimmt die Steuern und besetzt die Stellen, die hohen und einträglichen mit Angehörigen aus den Geschlechtern, die niederen und mageren mit ihren Bediensteten, alles nach Willkür. Die Söhne der Patrizier sehen die Angehörigen der anderen Stände, auch die bekanntesten, von oben herab an. Nicolai erzählt: wenn man mit wackeren Leuten auf der Straße ging und Söhnen von Patriziern begegnete, so wurden die jungen Burschen mit einer tiefen Reverenz und mit Ew. Gnaden begrüßt, und einige der Knäblein dankten den Männern, vor deren Verdiensten und Alter sie billig Respekt hätten haben sollen, mit einem gnädigen Kopfnicken. Ähnlich waren die Verhältnisse in Ulm und Augsburg. In Ulm waren vierundzwanzig Stellen im Rat von den Geschlechtern, siebzehn von der übrigen Bürgerschaft besetzt. In Augsburg waren von fünfundvierzig Ratsstellen fünfunddreißig in den Händen der Patrizier, je fünf im Besitz der Kaufmannschaft und der übrigen Bürgerschaft. Fortschrittlicher war die Verwaltung der Hansastädte. In Hamburg und Bremen regierte der Senat ohne eigentliches Patriziat, sondern er war aus Kaufleuten und Juristen zusammengesetzt; die Bürgerschaft wurde in Form von besonderen Ausschüssen zu gewissen Geschäften zugezogen.

73. Sitzung des Großen Rates von Zürich. Kupferstich.

Auch in die ursprünglich auf demokratischer Grundlage aufgebauten Republiken der Schweiz war der absolutistische Gedanke eingedrungen. Zu einer losen Eidgenossenschaft verbunden, die seit 1648 formell von dem Reiche abgetrennt war, waren die einzelnen „Orte", dreizehn an der Zahl, nach außen souverän und trieben ihre eigene, stark konfessionell bestimmte Politik. Den vollberechtigten und souveränen Orten standen die Untertanenländer gegenüber, Landschaften und Städte, die durch Kriege oder Kauf Eigentum der Orte geworden waren. Sie gehörten bald mehreren zusammen als „gemeine Herrschaften", bald als Sonderbesitz einzelnen allein und wurden durch Landvögte verwaltet, d. h. vielfach ausgesogen. Namentlich in gewissen städtischen Orten, so in Bern, Luzern, Schaffhausen, Freiburg, hatte sich ein aristokratisches Familienregiment gebildet, das, bei innerer Kraftlosigkeit, auf äußere Repräsentation eben so viel hielt, wie der Fürst im Reiche. In Bern war die oberste Behörde der Große Rat, „die höchste Gewalt" oder „Rät' und Burger" genannt. Er bestand aus zweihundert Mitgliedern (eigentlich 299) und war nicht nur Gesetzgebungs-, Wahl- und Aufsichtsbehörde, sondern übte auch die höchste Gerichtsbarkeit aus. Die eigentliche Verwaltungsbehörde war der Kleine oder Tägliche Rat, der aus siebenzwanzig Mitgliedern bestand. Daneben gab es noch die Behörde der „Sechzehner", aus je vier Vertretern der vier Stadtteile bestehend, die mit den vier „Fennern", den Vertretern der vier Gesellschaften der Pfister, Gerber, Metzger und Schmiede, zusammen die wichtigste Wahlbehörde bildete. Durch ein verwickeltes Wahlsystem wählten sich diese Behörden selber: der Große Rat wählte die Fenner, die Fenner wählten die Sechzehner und diese führten dann, zusammen mit dem Kleinen Rate, alle zehn

Jahre die Ergänzungswahlen für den Großen Rat durch. Die zwei Schultheißen besaßen dabei das Vorrecht, je zwei Personen, die übrigen Ratsherren samt einigen anderen Behördemitgliedern, je eine Person vorzuschlagen und damit zu wählen, und da sie von diesem Recht natürlich zugunsten ihrer Verwandten ausgiebig Gebrauch machten, so wurden auf diese Weise etwa fünfzig Ratsstellen lediglich durch die persönlichen Entscheidungen der Mitglieder besetzt. Manchmal wurden die Stellen förmlich verhandelt. Wenn ein Vertreter im Rate in seiner Familie keine männlichen Vertreter hatte, so konnte er das Recht durch seine Tochter auf einen anderen übertragen. Sie wurde damit eine — vielbegehrte — „Barettlitochter" (Barett war die Bezeichnung für den aus schwarzem Samt gefertigten Hut der Ratsherren).

Im Jahre 1745 zählte man im Großen Rate 77 Geschlechter. Da aber nun jedes von ihnen in der Regel mehrere Vertreter stellte — so die von Wattenwyl 14; die von Steiger 16 usw. —, so besaßen sie weitaus das Übergewicht. Um 1749 klagte der Berner Korrespondent der Vossischen Zeitung: „Jetzo sind zu Bern vier Familien, die ihre viele Verbindungen und Heiraten unter einander und ihr dadurch erworbenes Ansehen soweit getrieben, daß unser halber Rat nicht als Vettern und Schwäger sind, daß unsere 48 schöne Landvogteien und Ämter durch ihre Abstämmlinge besetzt sind, daß keiner unserer Söhne Hoffnung hat, eine Bedienung zu erhalten, wenn er nicht ein Anbeter dieser Familie sein will. Es ist soweit gekommen, daß nicht einmal unter unseren Truppen, die wir fremden Potenzen überlassen, ein Bürgerssohn eine Offiziersstelle erhält, wenn nicht der Eigennutz über ihn die Fahne geschwungen."

1710 und 1724 hatte man, um den Mißbräuchen dieses Familienregimentes entgegenzutreten, die Bestimmung getroffen, daß die Ämter und die Ratsstellen unter die berechtigten Anwärter, d. h. die Mitglieder des Rates nach einer bestimmten Stufenfolge durch das Los verteilt werden sollten. Als Albrecht von Haller den Wunsch hegte, von Göttingen wieder nach Bern zu kommen und eine Stelle in der Republik zu erhalten, mußte er sich 1745 zuerst zum auswärtigen Mitglied des Großen Rates machen lassen. Acht Jahre später unterwarf er sich dem Lose und erhielt — der berühmte Gelehrte und Dichter, der Präsident der Göttingischen Akademie der Wissenschaften — die Stelle eines Rathausammanns, das heißt eines Saalinspektors und Stimmenzählers im Großen Rate! Nur eine Bürgerschaft, in deren regimentsfähigen Gliedern die Vorstellung einer Art bürgerlichen Gottesgnadentums lebte, konnte die Sicherheit und das Gedeihen ihres Staatswesens so der tollen Blindheit des Zufalls anheimstellen, ohne vor den Folgen zu bangen.

Die absolutistische Idee des Gottesgnadentums übertrug dem Herrscher oder der Regierung nicht nur eine fast unbeschränkte Machtfülle, sondern sie stellte auch seine Handlungen unter den Schutz der himmlischen Gerechtigkeit. Wie aber, wenn er, wie doch häufig genug, bei all seiner Macht ein schwacher und haltloser Mensch war? Den inneren Widerspruch zwischen der theoretisch angemaßten göttlichen Gerechtigkeit des fürstlichen Handelns und der vom menschlichen Urteil tatsächlich festgestellten Ungerechtigkeit hat die rechtswissenschaftliche Literatur des 17. Jahrhunderts oft erörtert, ohne die Idee des Gottesgnadentums preiszugeben. Erst das 18. Jahrhundert hat hier Wandel geschaffen. Inzwischen aber haben die Untertanen unter der Unsicherheit der Rechtsprechung zu leiden gehabt. Sie genossen in Wahrheit nur mangelhaften, oft überhaupt keinen Rechtsschutz. Es war schon verhängnisvoll, daß die richterliche Gewalt einerseits in den Händen der Bedrücker lag und andererseits die Abstufung in Menschen höherer und niederer Ordnung als Grundsatz der Zeit auch für die Rechtsprechung und Urteilsvollstreckung galt. Immer wieder hört man daher Klagen über die Umständlichkeit des Verfahrens und die Verschleppung der Geschäfte, über Bestechlichkeit und Parteilichkeit

74. Spottbild auf einen Advokaten. Kupferstich aus dem Jahre 1728 im Germanischen Museum in Nürnberg.

der Richter und die Habgier der Advokaten. Sie werden gegen die Gerichte aller Instanzen erhoben, von den beiden Reichsgerichten, dem Kammergericht und dem Reichshofrat, bis zu den verschiedenen Gerichtshöfen der einzelnen Länder und Städte und hinunter zu den Dorfrichtern.

Das Reichskammergericht, das 1495 gegründet worden war, wurde von den Ständen bestellt. Nur den Präsidenten ernannte der Kaiser. Seit 1693 tagte es, bis zum Ende des alten deutschen Reiches, in Wetzlar. Es bestand aus dem Kammerrichter, zwei Senatspräsidenten und den Beisitzern, deren Zahl 1720 auf 25 festgesetzt worden war, in Wirklichkeit aber nur 17 betrug. Dazu kamen etwa 60 Advokaten und gegen 100 Unterbeamte. Eine Gerichtsordnung regelte den Gang des Verfahrens. Außerdem sollten von Zeit zu Zeit Visitationen dafür sorgen, daß Mißstände abgeschafft wurden. Nach langer Unterbrechung fand, auf Anregung Josefs II. beim Reichstage, 1767 bis 1776 eine solche statt. Allein auch diese Visitationen vermochten die Übelstände nicht zu heben. Die Zahl der Richter war zu klein, um die Masse der Prozesse zu erledigen. So blieben sie liegen. Bis 1772, wo Goethe einige Monate als Praktikant am Gerichte tätig war, hatten sich beispielsweise 16000 Prozesse angehäuft, von denen jährlich nicht einmal 200 erledigt werden konnten, während im gleichen Zeitraum mehr als zweihundert neue angemeldet wurden. Ein einziger Prozeß hatte nicht weniger als 188 Jahre gedauert. Von manchen Prozessen blieben die Akten hundert und mehr Jahre liegen, die Parteien waren über dieser Zeit gestorben oder hatten sich längst verglichen. So war die Gepflogenheit aufgekommen, nur diejenigen Gegenstände zu behandeln, bei denen gemahnt wurde. Die Folge war, daß die Parteien, um solchen Mahnungen nach der Sitte der Zeit größeren Nachdruck zu geben, zur Bestechung der Richter und Advokaten schritten. Als Goethe nach

75. Mann am Schandpfahl.
Die Schrift auf der umgehängten Tafel lautet: „Johann Georg Wochatz wird wegen seinen bekanden Verbrechen 14 Jahre lang nach Zwickau gebracht. Den 11. November 1789."

Wetzlar kam, hatte sich die Visitation u. a. mit den „persönlichen Verbrechen einiger Assessoren" zu beschäftigen.

Der Reichshofrat, der neben dem Kammergericht, ohne klare Scheidung der Kompetenzen, seit 1501 bestand, war der eigentliche kaiserliche Gerichtshof in Wien. Seine Mitglieder wurden, mit Ausnahme von sechs evangelischen Räten, die das Corpus Evangelicorum des Reichstages bestimmte, und des Vizekanzlers, den der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler des Reiches ernannte, vom Kaiser gewählt. Das Gerichtsverfahren war nicht weniger umständlich als das des Kammergerichts und die Klagen wegen Parteilichkeit der Richter nicht weniger häufig. Von der Größe des ganzen Apparates erhält man ein Bild, wenn man sich vergegenwärtigt, daß (nach Kaysslers Reisebeschreibung) die Zahl derjenigen, die beim Reichshofrate angestellt waren oder teils für sich, teils für andere bei diesem höchsten Gericht etwas zu suchen oder zu treiben hatten, mit all den Bedienten, die sie bei sich hatten, etwa 20000 Seelen betrug!

Das Bedenklichste aber an der Rechtspflege des Reiches war nach Friedrich Karl von Mosers Urteil die Unfähigkeit oder Unlust, die gefällten Urteile wirklich zu vollstrecken. Ja, wenn sich schwächere Glieder des Reiches vergangen hatten, so vermochten die Reichsgeıichte sie wohl zur Rechenschaft zu ziehen. So zwang das Reichskammergericht einen Fürsten von Neuwied zur Herausgabe widerrechtlich erpreßter Gelder oder verurteilte einen Grafen von Leinigen-Guntersblum „wegen Gotteslästerung, versuchten Mordes, Bigamie, Erpressung gegen die Untertanen". Betraf aber das Urteil einen mächtigen Stand, so waren die Gerichte fast machtlos. Die Kreisfürsten lehnten es ab, es zur Vollziehung zu bringen, um sich nicht die Feindschaft des Verurteilten zuzuziehen. Umgekehrt hatten schwache Stände und Glieder des Reiches keine Aussicht, gegen den mächtigeren Gegner ihr Recht zu bekommen. Als J. J. Moser als Konsulent der Landschaft im Kampfe zwischen den württembergischen Ständen und dem Herzog Karl Eugen von diesem auf der Festung Hohentwiel gefangen gesetzt wurden, wandten sich die Stände an den Reichshofrat. Dieser faßte einen Beschluß, der dem Herzog befahl, den mutigen Mann freizulassen. Aber Karl Eugen machte keine Miene, dem Befehl Folge zu leisten. Der Fall erregte ungeheures Aufsehen und setzte die ganze öffentliche Meinung Deutschlands gegen den Herzog in Bewegung. Friedrich der Große, der Oheim des Württembergers, König Friedrich V. von Dänemark, kaiserliche Minister wandten sich an den Herzog. Endlich gab dieser, nach mehr als fünf Jahren, dem Druck nach und verfügte die Freilassung Mosers. Friedrich Karl von Moser, der Sohn des Landschaftskonsulenten, erlitt ein ähnliches Schicksal. Er war eine Zeitlang hessischer Ministerpräsident gewesen. Einige Jahre nach seiner Entlassung wurde er plötzlich der Unterschlagung und des Amtsmißbrauches bezichtigt und ohne Untersuchung und Urteil des Landes verwiesen. Moser erhob Klage bei dem Reichshofrat. Dieser verwies

bringen. Wer ist diese? Dein Herz wird Dir schon diese Frage ohne mein Zuthun beantworten. Mit wahren Vergnügen werde Deine Geliebte in Deine Arme führen, ganz der

Werden Sie Sich denn freuen,
wenn Ihre Geliebte mit kommt,
welche ewig seyn wird Ihre
ganz eigne

S. M. Mörlin.

Deinige
G. P. Mörl.

Litt. B.

Copia eines von des Herrn Prediger Johann Sigmund Mörls Hochehrwürden, an Herrn Consulent und Pro-Canzler, D. Johann Conrad Feuerlein erlassenen Handschreibens.

P. P.

Auf Eur. Verlangen, wiederhole ich schrifftlich dasjenige, was ich ohnlängst schon mündlich gegen Hochdieselben geäusert habe. Daß nemlich
Wenn Klagender seits das Divortien-Gesuch auf den fluorem album, und daß solcher dem Herrn Bräutigam verheelet, somit selbiger hintergangen worden, gegründet wird, mithin ex capite doli das Hauptfundament hergeleitet wird, und wann die andern Beschwerden, so die Sache nur exaggeriren können, nur mit generalen terminis angeführt werden, um auf beeden Seiten alle Weitläufftigkeiten zu vermeiden, und um zu unangenehmen Vorwürfen keinen Anlaß zu geben, ich, durch meinen künfftigen Anwald, bloß mündlich auf die totale Ehescheidungs-Klage bezeugen werde, daß dieser Grund Statt habe, (oder, wie ich belehret worden, juridice zu reden, litem affirmative contestiren lassen) und das um so viel mehr, weil meine Tochter in Dero, auch Dero Herrn Sohns, auch meiner, und meiner Ehegattin Gegenwart, selbst ungezwungen eingestanden, daß sie diese Beschaffenheit ihres Leibes nicht nur ihrem Herrn Bräutigam, sondern auch ihrer eignen Mutter nicht entdecket habe. Ja ich werde selbst ein Ehrlöbl. Ehegericht ersuchen und bitten lassen, um noch zu besorglichen viel schädlichern Folgen vorzubeugen, beede Theile in Ruhe zu bringen, und diese äusserst unholdseelige Sache baldigst glücklich dadurch zu endigen, zumal da alle bisherige auch ernstliche Zureden der resp. Eltern und Schwieger-Eltern ohne alle Würkung gewesen, und also keine gehörige Vereinigung jemals zu hoffen ist.

Ich glaube auch, daß solches um so viel eher bewerkstelliget werden könne, da dieses Matrimonium noch nicht durch copulam carnalem völlig zu Stand gekommen.

Der Herr gebe, daß diese betrübte Sache zu allerseitiger Beruhigung glücklich geendiget werden möge!

Eur. rc.

d. 13. Jul. 1776.

ergebenst gehorsamster
Joh. Sigm. Mörl. P.

COPIA
des am
Ehrlöblichen Stadt- und Ehe-Gericht
zu Nürnberg,
in Sachen
S. T. Herrn Paul Jacob Feuerlein,
I. V. Dris. Syndici & Advocati Ordinarii
contra
S. T. Frau Susanna Maria,
gebohrne Mörlin,
Coniugem dolosam, perniciosam & immorigeram
ergangenen Urthels.

Maiores criminalibus esse caussas matrimoniales iudicandum, quod semel capite truncatus requiem habere, nactus vero malam uxorem semper cruciari, & vivere in perpetuo quasi purgatorio videatur.

76. Urteil in einem Ehescheidungsprozeß aus dem Jahre 1776. Original im Germanischen Museum in Nürnberg.

dem Landgrafen seinen Rechtsbruch. Der Landgraf weigerte sich, das Urteil des Gerichtshofes anzuerkennen. Der Reichshofrat ging aufs neue gegen ihn vor. Der Handel zog sich unter siebenmaligem Einschreiten des Gerichtes und steten Ausflüchten des Fürsten volle acht Jahre lang hin. Der Landgraf schritt gegen Moser zur Vermögensentziehung und anderen Gewalttaten. Schließlich machte nicht die Unterwerfung unter den Richterspruch, sondern der Tod des Landgrafen und der Regierungsantritt eines billigeren Nachfolgers den Ungerechtigkeiten ein Ende.

Wenn einzelne Reichsfürsten solche Anschauungen von der Bedeutung der Urteile der höchsten Gerichtshöfe hatten, so versteht man, daß sich in ihren Ländern das Recht unter die Gewalt beugen mußte. Von Württemberg berichtet Albrecht von Haller um 1720, daß der Herzog die Urteile des obersten Hofgerichtes, der höchsten Instanz, mehr als einmal umgestoßen habe. Noch Friedrich der Große nahm sich das Recht heraus, den Freiherrn Friedrich von der Trenck, der sich durch ein Verhältnis zu der Prinzessin Amalie von Preußen des Königs Zorn zugezogen, ohne Verhör und Urteil zehn Jahre lang in preußischen Festungen schmachten zu lassen. In seiner Lebensgeschichte berichtet von der Trenck mehrere Fälle ähnlichen Rechtsbruches. Ein junger Schwede, der den Unwillen seines Landesherrn erregt hatte, sei, als er sich nach Sachsen begab, dort auf den Wunsch des schwedischen Königs festgenommen und ohne Verhör und Prozeß auf der Festung Königstein in einem dunkeln Gefängnis eingekerkert worden. Er mußte eine Maske tragen, durfte mit niemandem sprechen; niemand durfte erfahren, wer er war. Umgekehrt kam es auch vor, daß Strafurteile durch landesherrlichen Machtspruch zugunsten eines Schuldigen aufgehoben wurden. Ein besonders greller Fall solcher fürstlichen Willkür ereignete sich in Bayern. Unter der Regierung Karl Theodors

77. Abbildung aus der Constitutio Criminalis Theresiana vom Jahre 1769. Folterleiter zum Zerren der Glieder.

wurde hier ein Freiherr von Bettschart wegen Veruntreuung von Geldern und Bedrückung seiner Untertanen seiner Stelle entsetzt, nach einem anderen Zeugnis sogar zum Tode verurteilt. Es gelang ihm durch Gunst und Bestechung nicht nur völlige Begnadigung, sondern sogar die Einsetzung in eine der obersten Landesstellen zu erlangen. Als sich die Mitglieder des betreffenden Kollegiums weigerten, mit ihm zusammen zu arbeiten, wurde er vom Dienst dispensiert und durfte sein Gehalt in völliger Muße in der Hauptstadt verzehren. Später mußte er auf Befehl des Kurfürsten eine von dessen abgedankten Mätressen heiraten. Als diese seiner überdrüssig wurde und an den Fürsten das Verlangen stellte, sie von dem Menschen zu befreien, erteilte Karl Theodor kurzweg den Befehl, man möge den Bettschart wegen seiner früheren Verbrechen hinrichten. Das Gericht verwandelte dann diese Entscheidung in achtjährige Zuchthausstrafe.

In den Reichsstädten stand es um die Rechtspflege kaum besser. Gewaltentrennung war auch hier noch nicht durchgeführt. In Ulm zum Beispiel bestand ein besonderes Kollegium von Rechtsgelehrten. Es hatte aber in Zivil- und Kriminalsachen nur beratende Stimme und mußte sein Gutachten den oft nicht rechtskundigen Mitgliedern des Magistrates vorlegen, die darüber nach Gefallen entschieden. Die verwandtschaftliche Verflechtung des Rates mit den Geschlechtern schloß oft genug die Gerechtigkeit aus. Auch Bestechung war gang und gäbe. Rabener läßt einen Liebhaber im Prozesse gegen den Mann seiner Geliebten dem Richter, um ihn auf seine Seite zu bringen, das Anerbieten machen, einen auf künftige Messe fälligen Wechsel, der auf den Richter ausgestellt ist, an Zahlungsstatt anzunehmen: ,,Melden Sie mir Ihre Gedanken in ein paar Zeilen, oder noch besser, erzeigen Sie mir diesen Abend die Ehre, und speisen Sie mit mir in meinem Garten. Wir sind ganz allein.“ Oft genug stehen, bezeugt Rabener, die Richter unter der Vormundschaft ihrer Weiber oder ihrer Kinder. Ein Klient wird also gut tun, deren Geneigtheit sich zu erwerben: ,,So viel ist gewiß, mit alten Münzen und Gemmis werde ich die Frau eines Richters nicht verführen; aber das weiß ich sehr wohl, daß eine Garnitur Meißner Porzellan, zu seiner Zeit angebracht, Wunder tut.“

Auf den Dörfern vollends waren die Bauern dem adeligen Gerichtsherrn und seinem Verwalter gänzlich ausgeliefert, bei denen vielfach Unkenntnis, Dummheit und Aufgeblasenheit verderbten, was die Parteilichkeit nicht verdreht hatte. Auch dafür gibt Rabener Beispiele. Einer,

der sich für eine Stelle als Gerichtsverwalter bei einem adeligen Herrn meldet, empfiehlt sich dadurch, daß er die Forderungen einer gerechten Rechtsprechung als törichte Kathederweisheit ablehnt: „Was wir tun können, um vor den Augen des gemeinen Volkes den äußerlichen Wohlstand zu behaupten, das ist dieses, daß wir die Bauern niemals anders als mit der strengsten Legalität plündern. Darf ich es wohl wagen, gnädiger Herr, Ihnen zu sagen, daß ich eben darin meine Stärke habe?“ Ein anderer sucht sich dem Herrn mit der Begründung genehm zu machen: „Sie haben, gnädiger Herr, beständig dieses zu Ihrer Regel gehabt, daß derjenige, dem Sie, nach den Landesgesetzen, die Verwaltung der Justiz anvertrauen müssen, so unwissend als möglich sei, um Ihre willkürlichen Aussprüche desto besser zu behaupten. . . . Ich bin so dumm und unwissend, als Sie es nur wünschen können. Da ich die Rechtsgelehrsamkeit niemals anders als handwerksmäßig gelernt habe, so kann es mir nicht schwer fallen, so zu denken, wie Sie befehlen . . . Man hat ein Sprüchwort, ich weiß aber nicht, in welcher Sprache, daß diejenigen Advokaten die größten sind, die am wenigsten verstehen. Glauben Sie, gnädiger Herr, ich bin für zwei Advokaten unwissend und für drei grob.“

78. Abbildung aus der Constitutio Criminalis Theresiana vom Jahre 1769. Zerdehnen und Ausrenken der Gliedmaßen durch Aufzug.

Endlich die Umständlichkeit des Prozeßverfahrens, die Möglichkeit, durch Advokatenkniffe den Spruch immer wieder hinauszuziehen. Von der Trenck erzählt zum Beweis für die ungeheuren Kosten und die Verschleppung der Prozesse in Österreich, daß ein Agent bei einer Gerichtssitzung in Wien 28 Parteien vertreten habe. „Er ging hinein, blieb eine Viertelstunde im Rat, kam heraus und fuhr zu einer andern Stelle, wo eben dasselbe für andere Parteien geschah. Hier hatte er 28 Erstreckungen der Tagsitzung verlangt; für jede rechnet er drei Gulden, folglich gewann er in einer halben Stunde ohne Arbeit 84 Gulden. Bei jeder Gelegenheit im Prozesse darf er dreimal Erstreckung fordern. Der gegenteilige Advokat gleichfalls, folglich werden die Parteien geschunden, die Prozesse verzögert und der Richter Arbeit vergrößert.“

Die Mangelhaftigkeit des Rechtsschutzes wird durch die Grausamkeit des Gerichtsverfahrens und der Bestrafungsart in ein noch grelleres Licht gestellt. Allgemein noch wird bei der Einvernahme der Angeklagten in Kriminalsachen am Anfange des Jahrhunderts die Folter angewandt — hielten sie doch noch Leibniz und Thomasius für ein unentbehrliches Erfordernis des Strafprozesses! Bei der Bestrafung selber liebt man, der abschreckenden Wirkung wegen, auffallende, ja groteske Gewaltsamkeit, wobei Kirche und Staat bei der Verhängung und Ausführung der Strafen an Gefühllosigkeit miteinander wetteifern. Für Vergehen gegen die Sittlichkeit, über die die Kirchenbehörde zu urteilen hat, wird die Strafe

79. Folterung (Marter des hl. Theodosius). Plastik aus Holz und Elfenbein des 18. Jahrhunderts im Bayerischen Nationalmuseum, München.

80. Öffentliche Verbrennung eines Diebes und Brandstifters in Berlin im Jahre 1786.

81. Das Zucht- und Arbeitshaus in Augsburg, erbaut im Jahre 1755. Kupferstich.

des Halseisens verhängt. Die zu Bestrafenden werden, so in dem sächsischen Orte Berthelsdorf, nach beendigtem Gottesdienste an eine Säule gestellt, mit dem Halseisen daran befestigt. Eine Tafel, auf der ihr Vergehen aufgezeichnet ist, wird ihnen um den Hals gehängt, bei Mädchen, die sich vergangen, ein weißes Tuch. Die schimpfliche Schaustellung kann mehrmals verfügt werden. In Nürnberg gab es für Verfehlungen gegen die Sittlichkeit ein besonderes Gericht, das Rug(Rüge)gericht. Ein Handwerksgeselle, der sich mit einem Mädchen vergangen, konnte hier nicht mehr Meister werden. Er hieß ein Weibergeselle, bei den Kammachern ein Hornrichter, weil er zur Strafe Horn und Klauen zurichten mußte. Bei eigentlichen Verbrechen verfuhr man mit unerhörter Strenge. Stäupen, Abschneiden der Ohren, Finger, Hände, Kneifen mit glühenden Zangen waren Strafen für geringere Verbrechen. Hinrichtungen wurden nicht nur für Mord, Totschlag, Raub, sondern auch für einfachen Diebstahl verfügt, oft durch vorangehende Verstümmelungen verschärft. Die Verbrecher wurden gehenkt, erschossen, enthauptet oder — besonders die Kindesmörderinnen — gesäckt, d. h. in Säcken ertränkt. In Dresden wurde 1712 ein Mordbrenner sogar lebendig verbrannt. In Schaffhausen wurde 1714 ein Mann, der im Rausche Gotteslästerungen ausgestoßen hatte, mit dem Schwerte hingerichtet. In Dresden fanden von 1702 bis 1716 über 60 Hinrichtungen statt, wobei die Hinrichtungen von Soldaten wegen Desertion nicht mit eingerechnet sind. So wurden allein 1706 24 Personen gehenkt und erschossen, 1707 wurden sieben hingerichtet, 1708 vier, darunter eine Kindesmörderin. Die Umgebungen der Städte waren durch die Anstalten für derartige Exekutionen entstellt, die man, des abschreckenden Beispiels halber, mit Vorliebe an hochliegenden Orten, Aussichtspunkten und dergleichen sich abspielen ließ. So kam man, wie Reisende berichten, eine Viertelstunde vor Bamberg durch eine ganze Allee von Rädern und Galgen.

82. Eidesleistung vor Gericht. Kupferstich.

Gerichtet wurde, wo nicht Bestechung und mächtiger Schutz das Recht bogen, nach der ganzen Strenge des Gesetzesbuchstabens. Von psychologischem Verständnis für die besonderen Umstände, etwa von Rücksichten für Jugendliche, war keine Rede. Das Schicksal Friedrich Schwans, des „Sonnenwirtle" (1729—60), des Helden von Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre", zeigt, wie bedenkliche Anlagen eines Menschen durch den Unverstand und die Roheit damaliger Justiz recht eigentlich gezüchtet und der Haltlose und Gewalttätige in die richtige Verbrecherlaufbahn hineingetrieben wird. Nach dem Tode seiner Mutter sich selber überlassen, von einer Stiefmutter verstoßen, haßt er seinen Vater, den wohlhabenden Sonnenwirt. Gewandt und gutherzig, aber auch sinnlich und zügellos, begeht er mit siebzehn Jahren einen Diebstahl im Vaterhaus. Der Vater überweist ihn dem Gericht, und dieses bestraft ihn mit sechs Monaten Zuchthaus in Ludwigsburg. Wegen Mißhandlung eines Mitbürgers und weiterer Vergehen erhält er neue Strafen, die den leidenschaftlichen Burschen vollends zum Verbrecher machen. Die Ehe mit einem wackeren Mädchen, die ihn vielleicht hätte auf bessere Wege bringen können, wird ihm, da er noch unter der Gewalt seines Vaters steht, verweigert. Wegen eines neuen Diebstahls verurteilt man ihn zu lebenslänglicher Haft auf dem Hohentwiel. Er entkommt nach Frankfurt a. M., stiftet wieder Händel und wird wieder festgenommen. Wieder entflieht er und macht seine Heimat als Räuber und Mörder unsicher. Schließlich wird er ergriffen und endet sein Leben auf dem Rade.

Vielleicht offenbart sich nirgends die eigentümliche Mischung von gespreizter Machtentfaltung und innerer Schwäche, wie sie die Fürsten und Regierungen des Rokoko kennzeichnet, so deutlich wie im Heerwesen. Bei der Reichsarmee freilich kann man eindeutig nur von Schwäche sprechen. Im Jahre 1681 wurde das einfache Reichsaufgebot (das „Simplum") auf 40000 Mann, 28000 Mann Fußvolk und 12000 Mann Reiterei, festgesetzt. Es bestand aber in der Regel kaum aus der Hälfte und wurde nur zusammenberufen, wenn ein Reichskrieg ausgebrochen war oder drohte. Das tatsächliche Aufgebot hinderten oder verzögerten die inneren Gegensätze im Reiche. Die großen Fürsten weigerten sich, dem Hause Habsburg Heerfolge zu leisten, das, wie sie erklärten, eigene Kriege als Reichskriege ausgab. Die kleinen benützten den Widerstand der großen, um sich zu drücken, und mußten durch Reichsexekutionen zur Stellung von Soldaten gezwungen werden. Die Oberbefehlshaber, Reichsfeldmarschälle, Reichsfeldzeugmeister usw. wählten Kaiser und Reichstag. Dabei mußten die beiden Konfessionen in gleicher Weise berücksichtigt werden: es mußten genau so viele evangelische wie

83. Militärparade im 18. Jahrhundert. Kupferstich.

katholische Feldmarschälle, Generäle usw. sein. Die Zusammensetzung der Armee bot ein Abbild des Reiches im Kleinen. Es war eine bunt zusammengewürfelte Menge von Menschen. Jeder Stand hatte nach seiner Größe sein Kontingent zu den verschiedenen Waffengattungen zu liefern, so das Stift Quedlinburg drei Reiter und 30 Mann Fußvolk, ein Graf Schönborn einen Gefreiten, 2 Gemeine, einen Dragoner. Die Buntscheckigkeit erstreckte sich bis auf die Bewaffnung und Bekleidung in den einzelnen Kompagnien. Manche Kontingente, vor allem die der wirtschaftlich schwächeren kleinen Stände, rückten mit völlig veralteten Waffen aus, die nichts taugten. In der Schlacht bei Roßbach sollen bei der Reichsarmee kaum 20% der Flinten losgegangen sein. Am tatsächlichen Bestand der einzelnen Einheiten fehlten oft bis zu sieben Achtel; es gab Kompagnien, die nur dreißig Mann zählten. Um so gewaltiger war der Troß, den die wandernde Heersäule mit sich schleppte.

In schärfstem Gegensatze zu der Lotterwirtschaft beim Reichsheere stand in einzelnen der größeren Stände die Sorge um die eigene Armee. Jeder Reichsfürst betrachtete es als standesgemäß, ein möglichst großes Heer zu unterhalten, auch wenn es, nach der Zahl seiner Untertanen und seinen Mitteln, nur zu ein paar Soldaten langte, und dieses Heer mußte, der Umständlichkeit und dem Prunkbedürfnis der Zeit entsprechend, möglichst alle Truppengattungen enthalten. Wo die Zahl der Krieger nicht reichte, wechselte man mit den Uniformen ab und ließ dieselben Soldaten bald als Grenadiere, bald als Jäger, bald als Kürassiere aufmarschieren. Oder der Fürst eines kleinen Ländchens steckte am Vormittag seine Heiducken und Leibjäger in soldatische Uniformen und nahm mit ihnen die Parade ab, abends mußten sie bei Hofe aufwarten.

Die größten Armeen hielten Österreich und Preußen. Die Österreichs zählte 1733 170000 Mann, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts etwa 200000 Mann. Ihr Unterhalt kostete etwa 28 Millionen Gulden, ungefähr ein Drittel der gesamten Staatseinkünfte. Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Soldatenkönig, steigerte das Heer von 36000 Mann, das ihm

84. Kommandos zum Feuern und Laden und ihre Ausführung. Kupferstich aus dem im Jahre 1756 erschienenen Buch von Flemming „Der vollkommene teutsche Soldat".

Friedrich I. hinterlassen, auf 76000 Mann, die ihn alljährlich gegen sechs Millionen Taler kosteten. Die Gesamtbevölkerung Preußens belief sich damals auf höchstens drei Millionen Seelen. Friedrich der Große erhöhte die Zahl seiner Soldaten auf 200000, für die er 13 Millionen Taler aufwendete. Entsprechend waren die Truppenzahlen in den anderen Ländern, so unterhielt Kursachsen bei nicht ganz zwei Millionen Einwohnern gegen 30000 Mann Truppen, Pfalzbayern, mit etwa gleichviel Einwohnern, 18000 Mann, der Landgraf von Hessen-Kassel, bei 400000 Einwohnern, sogar 14000 Mann. Insgesamt berechnete man die Truppen, die die einzelnen deutschen Staaten beständig unter Waffen hatten, auf 625000 Mann. Ludwig XIV. hatte im spanischen Erbfolgekrieg ein Heer von gegen 360000 Mann unter den Waffen.

Die Offiziersstellen waren meist in den Händen des Adels. Noch Friedrich der Große hielt es so, wenn er auch zugab, daß man „bisweilen auch bei Leuten ohne Geburt Verdienst und Talent findet". Alle, auch die höchsten Stellen, waren käuflich. Callenbach spottet über einen Minister, der ganze Schwadronen, Bataillone, Regimenter, Kompagnien dem Meistbietenden verkauft, und der Freiherr von der Trenck berichtet, daß in Österreich das Majorspatent noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts von jungen Offizieren um einige tausend Gulden habe gekauft werden können.

Die Gemeinen und Unteroffiziere bestanden teils aus Landeskindern, teils aus Fremden,

85. Große Parade vor Friedrich II. in der Hasenheide bei Berlin. Kupferstich.

die in den anderen deutschen Ländern angeworben wurden. In Preußen und Sachsen schritt man um 1700 dazu, die Landeskinder systematisch zum Heeresdienst heranzuziehen. Es wurde einzelnen Klassen von Steuerzahlern, dann den Gemeinden die Stellung der Ersatzmannschaft auferlegt. Friedrich Wilhelm I. ließ von 1710 an Verzeichnisse von kriegspflichtigen Kindern auflegen. 1733 wurde das Land in Kreise, Kantone, geteilt, die die einzelnen Regimenter zu stellen hatten. Alljährlich wurde ein Teil des Bedarfs durch Aushebung gedeckt. Aber was so zusammenkam, genügte, vor allem in den großen und verlustreichen Kriegen, für den Mannschaftsbedarf nicht. Die Aushebungen mußten durch Werbung ergänzt werden. Vor allem Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große ließen die Werbungen im großen und in der rücksichtslosesten, ja grausamsten Form durchführen. Friedrich Wilhelm, der die Macht des Staates in dem Besitz einer starken, gesunden, wohl ausgerüsteten und dressierten Armee sah, setzte seine Ehre darein, möglichst große Krieger zu bekommen. Keiner sollte unter sechs Fuß groß sein. Hochgewachsene Männer liefen in Preußen stets Gefahr, den Werbern in die Hände zu fallen und in die Uniform gesteckt zu werden. Das war der Grund, weshalb Gottsched, der von ansehnlicher Größe war, seine Lehrtätigkeit in Königsberg aufgab und sich in Leipzig habilitierte. Weder Bauer noch Bürger, weder Handwerker noch Akademiker, weder Kaufmann noch Geistlicher, niemand wurde verschont. Manchen erschien der Waffendienst als willkommene Zuflucht und Erwerbsgelegenheit, wenn sie es im bürgerlichen Leben nicht auf einen grünen Zweig brachten oder sonst ihrer Stellung überdrüssig waren. Vagabunden, entlaufene

86. Rekrutenaushebung. Zeichnung von Goethe aus dem Jahre 1779. Weimar, Goethe-Nationalmuseum.

Mönche, Bankerottierer, durchgefallene Studenten traten unter die preußischen Waffen oder wurden von Eltern oder Behörden kurzweg zu ihrer Besserung in den Soldatenrock gesteckt. Manchmal war die Unterbringung im Heeresdienst gleichbedeutend mit der Versorgung im Zuchthause. Johann Martin Miller erzählt in seinem Roman „Siegwart", wie einem Diebe die Wahl gelassen wird, entweder ins Zuchthaus zu wandern oder Heeresdienst zu tun.

Friedrich der Große baute das Werbewesen systematisch aus. Seine Werbeoffiziere gingen bis nach der Schweiz und nach Holland. Sie mußten freilich gelegentlich für ihr Handwerk büßen, wenn keine Verträge dem Preußenkönig die Werbung in dem betreffenden Lande gestatteten. Ewald von Kleist wurde so 1752 von den Züricher Behörden ausgewiesen, in Holland ein preußischer Werber einmal kurzweg erschossen. Aber auch in Deutschland war die Ausübung des Berufs nicht ohne Gefahr. Als einst im Gebiete des Markgrafen von Bayreuth ein Herr von Münichow, der als Werbeoffizier in Bayreuth stand, einen sechs Fuß hohen Mönch aus Bamberg mit Gewalt aufgriff und nach Pasewalk führen ließ, ergrimmte der Markgraf über diese Verletzung seiner Landeshoheit, und weil er Verwicklungen mit dem Bischof von Bamberg fürchtete, ließ er den schuldigen Offizier ins Gefängnis werfen und drohte ihn erschießen zu lassen. Nur die Bitten der Erbprinzessin Wilhelmine, die ihm den Zorn Friedrichs des Großen, ihres Bruders, vorstellte, bewogen ihn, Münichow wieder freizugeben.

Die Orte, wo die Werber mit List und Gewalt ihre Tätigkeit ausübten, waren meist die Wirtshäuser. Man spielte, wenn ein armer Teufel einkehrte und etwa die Stube voll von Zechenden war, den Großmütigen, ließ zu trinken und zu essen bringen, und wenn einer sich dann fangen ließ und dem Getränk in Not oder Übermut wacker zusprach, brachte man den Betrunkenen dazu, das Handgeld zu nehmen; am nächsten Morgen erwachte er als Soldat, wurde in die Montur gesteckt, und die schönen Versprechungen, die man ihm gemacht, verwandelten sich in die harte Notwendigkeit militärischer Zucht. Manchmal wurde aber auch summarischer verfahren. In Schnabels großem Roman erzählt ein Wundarzt, wie ihn zur Zeit Friedrich Wilhelms I. sein ungetreuer Vormund den Werbern ausgeliefert. In der Nähe seiner Geburtsstadt in Westfalen wird er auf einer Reise beim Postwechsel von einem Trupp Soldaten umringt, festgenommen, auf einem Wagen fortgeführt und in eine Festung gebracht. Da zwingt man ihn, Soldat zu werden, und wie er sich weigert, wird er zwei Tage und drei Nächte lang krumm zusammengebunden eingesteckt und bekommt nur Heringsköpfe zu essen, bis er sich schließlich bereit erklärt, den Eid zur Kriegsfahne abzulegen. Manierlicher, aber auch abgefeimter bringt ein Werber Friedrichs des Großen in Schaffhausen den Toggenburger Ulrich Bräker ins Garn. Er stellt ihn als Bedienten an. Erst nachher erfährt Bräker, daß sein Herr ein Werber ist. Er begleitet ihn auf seinen Werbefahrten und lebt herrlich und in Freuden. Aber

in Berlin wird er unbarmherzig in eine Montur gesteckt, wird, trotz seinen Beteuerungen, er habe kein Handgeld genommen, gedrillt, muß dann nach Pirna marschieren und macht die Schlacht bei Lobositz mit.

Zu den schmählichsten Taten deutscher Fürstengewalt des 18. Jahrhunderts gehört der Verkauf der Landeskinder in fremde Kriegsdienste. Sie beginnen schon am Ende des 17. Jahrhunderts, als 1687 der Landgraf von Hessen-Kassel den Venezianern 1000 Mann zum Krieg gegen die Türken verkaufte. Später verschacherte er seine kriegstüchtigen Untertanen an die Engländer. Von 1730—1750 zog Hessen-Kassel nicht weniger als 1¼ Millionen Pfund aus der Soldatenlieferung an England. Herzog Karl Eugen von Württemberg, der in dem Soldatenhandel ebenfalls ein bequemes und einträgliches Mittel sah, für seine Verschwendungssucht immer neue Gelder herbeizuschaffen, schloß 1753 einen Subsidienvertrag mit Frankreich, durch den er sich gegen einen jährlichen Zuschuß von 1½ Millionen Fr. zur Lieferung von 6000 Mann Infanterie verpflichtete. Als dann 1757 nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges die Franzosen die Truppen bedurften, veranstaltete er mit Hilfe von Oberst Rieger gewaltsame Werbungen und brachte die Zahl auf. Daß die Truppen gegen Friedrich den Großen, seinen Oheim und einstigen Erzieher, verwendet wurden, daß sie als protestantische im Solde einer katholischen Macht gegen die Protestanten kämpfen sollten, machte dem aufgeklärten Fürsten keine Skrupeln. Als zwanzig Jahre später der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg ausbrach, beeilten sich die deutschen Fürsten wiederum, den Engländern Truppen zu liefern. Von 1775 bis 1783 verschacherten Anhalt-Zerbst, Ansbach, Braunschweig, Hessen-Kassel, Hessen-Hanau und Waldeck zusammen gegen 30000 Mann, von denen über ein Drittel nicht mehr zurückkam. Sie bezogen dafür gegen 2 Millionen Pfund. Damals ließ sich der Dichter Seume von den Werbern des Landgrafen von Hessen-Kassel pressen und machte den Feldzug nach Amerika mit.

87. Die Wache tritt ins Gewehr. Kupferstich aus Flemming: „Der vollkommene teutsche Soldat". Links Gerätschaften für die Bestrafung der Soldaten: Der „Esel", ein dachförmiges Holzgerüst mit einem Eselskopf, davor der Pfahl, an den der Verurteilte zum Auspeitschen gebunden wurde.

Aber man muß auch wissen, daß sich an manchen Orten die Männer haufenweise zum Soldatendienst drängten, ja sich immer wieder anwerben ließen, weil sie, bei der allgemeinen Armut, hier doch wenigstens ihren Unterhalt gesichert sahen, so ärmlich das Leben war, das sie im Soldatenhandwerk erwartete. Friedrich Wilhelm I. hielt seine Soldaten sehr knapp. Albrecht von Haller traf 1726 in Halle einen Berner in preußischen Diensten, der sich bei ihm über die „magre Subsistence" beklagte: sie bekamen in 5 Tagen 8 Groschen, woraus sie sich pudern, die Wäsche und Stiefeletten sauber halten und, weil nur alle drei Jahre neue Strümpfe

88. Leben und Treiben an dem Jägertor in Potsdam zur Zeit Friedrich Wilhelms I. Gemälde von J. C. Mock. Die Wache ist angetreten, um vor einer vorüberfahrenden Standesperson zu paradieren. Unter dem halbgeöffneten Schlagbaum vor dem Tore zieht die königliche Meute hindurch.

gegeben wurden, diese sich meist selber besorgen mußten. Im Heere Friedrichs des Großen erhielt nach Bräkers Zeugnis der Mann sechs Groschen im Tag und ein Kommißbrot. Dafür mußte er sich nicht nur beköstigen, sondern auch Kreide zum Weißen des Riemenzeugs, Puder für die Haare, Schuhwachs, Öl für die Waffen, Schmirgel, Seife usw. kaufen. Konnten die Soldaten nicht aus eigenen Mitteln zuschießen oder bekamen sie nicht eine besondere Zulage, so waren sie genötigt, in der Muße, die sie in Friedenszeiten reichlich hatten, nebenzu sich das nötige Geld zu verdienen. Bräker sah sie haufenweise an der Spree beim Aus- und Einladen der Kaufmannswaren beschäftigt oder auf den Zimmerplätzen arbeiten. Andere halfen ihrer Löhnung durch Spinnen in der Kaserne nach. Wenn die politischen Verhältnisse es gestatteten, wurden Bauernsöhne, Bergleute usw. auch für längere Zeit in ihre Heimat für ihre Berufsarbeiten beurlaubt.

Schlimm stand es mit der Sittlichkeit. Die Unteroffiziere waren vielfach verheiratet und lebten in geordneten Verhältnissen. Die Ledigen aber hatten fast alle ihre Liebchen, die, nach dem Zeugnis des Magisters Laukhard, größtenteils aus der niedrigsten Klasse und von der schlechtesten Lebensführung waren, Dirnen von der Straße und aus den elenden Kneipen. Die jungen, meist adeligen Offiziere hielten sich an die Bürgerstöchter. Der Dichter Lenz, der das Soldatenleben als Hofmeister zweier Herren

89. Ein alter Grenadier-Korporal wird von einem jungen Offizier mit der flachen Klinge des Degens geprügelt. Im Hintergrund exerzierende Soldaten. Kupferstich von D. Chodowiecki.

von Kleist in Straßburg, Landau und Fort Louis in den siebziger Jahren kennen lernte, hat die Verhältnisse in seinen „Soldaten" (1775), Heinrich Leopold Wagner in der „Kindermörderin" (1776) geschildert. Bei Lenz sinkt die bürgerliche Geliebte des jungen Offiziers schließlich bis zur Straßendirne herunter. Das sind die Folgen des ehelosen Standes der Herren Soldaten, erklärt eine edelmütige Gräfin am Schlusse des Dramas. „Ich sehe die Soldaten an wie das Ungeheuer, dem schon von Zeit zu Zeit ein unglückliches Frauenzimmer freiwillig aufgeopfert werden muß, damit die übrigen Gattinnen und Töchter verschont bleiben."

90. Grenadier aus der Zeit Friedrichs I. Gemälde im Hohenzollern-Museum, Berlin.

Der Begriff des Söldners, der der Soldat war, brachte eine rein äußerliche Auffassung des Standes und Berufes mit sich. Höchstens daß die Größe eines Heerführers wie die Friedrichs des Großen eine Art persönliche Begeisterung auch bei Landesfremden erzeugte. Im allgemeinen aber betrachtete der Soldat seinen Beruf wie ein Handwerk, das er schlecht und recht auszuüben hatte, weil er sich dafür hingegeben hatte und bezahlt wurde. Äußere Mannszucht und Drill mußten die innere Bereitwilligkeit ersetzen. Bräker erzählt: Auf dem Exerzierplatz „war des Fluchens und Karbatschens von prügelsüchtigen Jünkerleins, und hinwieder des Lamentierens der Geprügelten kein Ende . . . Es tat uns in der Seele weh, andre um jeder Kleinigkeit willen so unbarmherzig behandelt und uns selber jahrein, jahraus so kujoniert zu sehen: oft ganzer 5 Stunden lang, in unsrer Montur eingeschnürt, wie geschraubt stehn, in die Kreuz und Quer pfahlgerad marschieren, und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen zu müssen, und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit furiosem Gesicht und aufgehobenem Stock vor uns stund und alle Augenblicke wie unter Kabisköpfe drein zu hauen drohte."

Größtes Gewicht legte man vor allem in der preußischen Armee seit Friedrich Wilhelm I., auf die Propreté, die äußere Sauberkeit und das schmucke Auftreten des Soldaten. Einen erklecklichen Teil der Zeit mußte er auf die Instandhaltung seiner Uniform und Waffen verwenden. „Kamen wir todmüde ins Quartier", berichtet Bräker, „so ging's schon wieder über Hals und Kopf, unsre Wäsche zurechtzumachen und jedes Fleckchen auszumustern, denn bis auf den blauen Rock war unsre ganze Uniform weiß. Gewehr, Patrontasche, Koppel, jeder Knopf der Montur, alles mußte spiegelblank geputzt sein. Zeigte sich an einem dieser Stücke die geringste Untat, oder stand ein Haar in der Frisur nicht recht, so war, wenn man auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel." Die

91 und 92. Friederizianische Soldaten (Offiziere und Gemeine).

umständliche Gründlichkeit der Zeit konnte sich mit der Bepackung des Soldaten nicht genug tun. Jeder war bebündelt wie ein Esel, erzählt Bräker, wie die Truppe ins Feld rückt. „Erst mit einem Degengurt umschnallt, dann die Patrontasche über der Schulter mit einem fünf Zoll langen Riemen; über die andre Achsel der Tornister, mit Wäsche usw. bepackt; item der Habersack mit Brot und anderer Furage gestopft. Hiernächst mußte jeder noch ein Stück Feldgerät tragen; Flasche, Kessel, Hacken oder so was, alles an Riemen; dann erst noch eine Flinte, auch an einem solchen. So waren wir alle fünfmal kreuzweis über die Brust geschlossen, daß anfangs jeder glaubte, unter solcher Last ersticken zu müssen.“ Geradezu lächerlich muß der Anblick gewesen sein, den die württembergische Leibgarde zur Zeit Karl Eugens machte. Ein Augenzeuge berichtet: „Die Leibgarde stolzierte in roten Röcken mit schwarzen Aufschlägen, Halskrausen und gehäkelten Manschetten und hohen spitzen Blechmützen, frisierten und gepuderten Haarlocken und schwarzen angeklebten Schnurrbärten einher. Die Stiefeletten und kurzen Hosen waren so eng und bis über das Knie vorn und hinten mit Pappe gesteift, daß es schwer hielt, sich zu setzen oder wieder aufzustehen. Wehe aber dem Unglücklichen, der auf der Straße oder auf dem Parademarsch hinfiel. Es war ihm absolut unmöglich, sich aus eigener Kraft wieder zu erheben. Wenigstens zwei Mann mußten dem armen Krieger unter die Arme greifen und ihn wieder auf die gepappten Beine stellen.“

Mögen sich solche propren und eingeschachtelten Krieger kaum für den Krieg geeignet haben, so präsentierten sie sich desto prächtiger an den Paraden und Prunkmanövern, an denen der auf Fassadenpracht sehende Fürst der Zeit seine ganze Machtvollkommenheit zu entfalten liebte. August der Starke veranstaltete im Jahre 1730 bei Mühlberg ein „Lustlager“, wobei er Friedrich Wilhelm I. mit vielem Glanz und theatralischer Aufmachung seine Truppen vorführte. Die Kosten sollen fünf Millionen Taler betragen haben. Nachher ließ er durch seinen Hofdichter J. U. König das ganze Schauspiel in einem beschreibenden Epos „August im Lager“

besingen, das sogar Breitinger für so wichtig hielt, daß er es in seiner „Kritischen Dichtkunst“ einer ausführlichen Würdigung unterzog. Auch diese militärische Schaustellung deutscher Fürstengröße war eine Nachahmung Ludwigs XIV., der in dem Camp de Compiègne das Vorbild dazu gegeben hatte.

93. Spießrutenlaufen. Kupferstich von D. Chodowiecki.

Wenn derartige Äusserlichkeiten im Laufe des Jahrhunderts verschwanden und sich auch in der Ausbildung des Heeres sachlicher und zielbewußter Ernst durchsetzte — eines ist durch das ganze Jahrhundert geblieben: die Härte in der Behandlung und Bestrafung der Soldaten. Die grausame Strenge der militärischen Zucht ergab sich aus der ganzen Auffassung des Kriegers. Er war ein Gegenstand, den man sich zwangsmäßig angeeignet hatte, für dessen Unterhalt man sorgte, wie für den eines Stückes Vieh, den man bezahlte und auf den man bis auf den letzten Blutstropfen ein Anrecht zu haben glaubte. In dem Reglement für die preußische Infanterie von 1750 steht der Satz: „Damit nicht ein Kerl vor der Zeit ungesund werde oder gar krepiere, derohalb auch das übermäßige Vollsaufen, besonderlich in Branntwein, verboten sein soll.“

Weil man sich des Äußerlich-Zwangsmäßigen dieses Dienstverhältnisses bewußt war, so war man genötigt, es mit allen Mitteln der Gewalt aufrecht zu erhalten. Auf einem Leipziger Stich von Flemming aus dem Jahre 1726 ist diese unerbittliche Militärjustiz als eine riesengroße Frau mit verbundenen Augen und Wage und Schwert in den Händen auf einem Sockel dargestellt, der die Aufschrift trägt: „Ich schone niemand.“ Um sie herum sind die Strafen abgebildet, die den Soldaten treffen können, je nach der Schwere seines Vergehens: einfache Prügelstrafe und Reiten auf dem „Esel“, einem dachförmigen Holzgerüst mit spitzem First und einem Eselkopf für leichtere Verstöße (Abb. 87); Spießrutenlaufen (Abb. 93), Erschießen oder Hängen (Abb. 94) für schwerere Verbrechen.

Wer will es den Soldaten verübeln, wenn sie, vor allem die zwangsmäßig gepreßten ausländischen, nur darauf bedacht waren, sich der Hölle, in die sie geraten waren, zu entziehen? Wem es gelang zu desertieren, der mochte sich glücklich preisen. Wer wieder eingefangen wurde, hatte die Strafe des Spießrutenlaufens zu gewärtigen, wenn er nicht erschossen oder in schweren Fällen gehenkt wurde. Bräker, der Tag und Nacht auf die Flucht sann (es ist ihm dann in der Schlacht bei Lobositz gelungen), schildert eine solche Exekution: „Fast alle Wochen hörten wir neue ängstigende Geschichten von eingebrachten Deserteurs, die, wenn sie auch noch so viel List gebraucht, sich in Schiffer und andere Handwerksleute oder gar in Weibs-

94. Verschiedene Hinrichtungsarten des militärischen Strafvollzuges. Kupferstich aus Flemming: „Der vollkommene Teutsche Soldat".

bilder verkleidet, in Tonnen und Fässer versteckt, dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zusehen, wie man sie durch 200 Mann achtmal die lange Gasse auf und ab Spießruten laufen ließ, bis sie atemlos hinsanken — wie sie des folgenden Tags aufs neue dran mußten, die Kleider vom zerhackten Rücken heruntergerissen, und wie wieder frisch drauf losgehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Blutes ihnen über die Hosen hinabhingen. Dann sahen wir uns zitternd und todblaß an und flüsterten einander in die Ohren: „Die verdammten Barbaren!"

Man kann hinzufügen: Barbaren in dem bunten und glänzenden Gewande europäischer Rokokokultur.

95. Truppen setzen über einen Fluß mit Hilfe einer Ponton- und einer Wagenbrücke. Kupferstich aus Flemming: „Der vollkommene Teutsche Soldat".

DIE IDEE DER VOLKSSOUVERÄNITÄT UND DER WANDEL DER STAATSAUFFASSUNG

Alles Geschehen der Geschichte vollzieht sich aus der Spannung gegensätzlicher Mächte, und auch wo eine einzige ausschließlich das Leben einer Zeit zu bestimmen scheint, gewahrt der eindringende Blick das Wirken einer entgegengesetzten in der Tiefe.

So wird auch im Zeitalter der Aufklärung die eine Schicht politischer Bildungsformen, die despotisch-absolutistische, auf die Stärkung der Fürsten- und Regierungsgewalt zielende, von einer zweiten unterlagert, die der Allgewalt des Despotismus die Idee der Volkssouveränität und die Forderung des Massenwohls entgegenstellt.

Die Lehre von der Reichsgewalt oder der Souveränität des Volkes, auf der alten Idee der natürlichen Gleichheit aller Menschen beruhend, ist schon durch die Scholastik des Mittelalters ausgebildet worden. Bereits das zwölfte Jahrhundert kennt die Auffassung, daß das gesamte Volk durch einen Vertrag dem Herrscher die Souveränität übertrage und diese bei Erledigung des Thrones wieder an das Volk zurückfalle. Die Renaissance hat diese Ansicht später unter dem Einfluß des römischen Rechtes in die Idee der Souveränität des Herrschers umgestaltet. Das 17. Jahrhundert hat sie gesteigert und ist so zum eigentlichen Zeitalter des absoluten Despotismus geworden. Aber bereits regte sich, vor allem in den Arbeiten des Johann Althusius (1557—1638), die umbildende Kraft. Ihr Ziel war die Begründung eines neuen Rechtsbegriffes, dem sich Herrscher und Volk unterzuordnen und durch den sie ihr gegenseitiges Verhältnis zu bestimmen hatten: das Gesetz. Es bedeutete für die Masse die Erneuerung und Befestigung der Souveränität, für die Herrscher die Beschränkung der Willkür durch die Rücksicht auf eine ideelle Bindung. Von hier erhielt die alte Auffassung von dem Staatsvertrag zwischen Herrscher und Volk neue Nahrung und eine Form, die dem Vernunftbedürfnis der Zeit besonders zusagte. Vor allem Samuel Pufendorf (1632—94) bildete die Lehre aus, daß Herrscher und Volk durch einen förmlichen, vernünftig-bewußten Vertrag nicht nur sich über die Bildung einer Staatsgemeinschaft, sondern auch über die ihr zu gebende Verfassungsform einigen.

In diese staatsrechtlichen Theorien nun flossen die Forderungen der Zeit nach Volksbeglückung und Bildung hinein. Wenn jeder Mensch in sich die Verpflichtung spürte, durch Tugend sein Glück zu schaffen, so konnte auch die staatliche Gemeinschaft, und diese vor allem, kein anderes Ziel haben, als die Allbeglückung der Masse. Nur soweit der Mensch in der Gesellschaft sich zur Begründung ihres Wohles als Mensch betätigt, hat er, betonte Thomasius, auch Anspruch auf den Namen Mensch. Damit war aber auch dem Herrscher als dem gesetzlichen Träger der Volkssouveränität die Verpflichtung auferlegt, kraft seiner Machtvollkommenheit für das Wohl der Gesamtheit, die ihr Schicksal in seine Hände gelegt hatte, zu sorgen. Der absolute Despotismus wandelt sich in den aufgeklärten Despotismus um: statt der Befriedigung seiner eigenen Leidenschaften Gut und Blut der Untertanen zu opfern, macht sich der Herrscher zum Werkzeug der Volksbeglückung. Auch das war göttlicher Auftrag und Gottesgnadentum; denn es war die Forderung der Vernunft, unter deren Begriff sich das Zeitalter Gott vorstellte. Wenn Gott wollte, daß die von ihm geschaffene Welt die beste aller möglichen Welten war, so hatten die Fürsten als die Stellvertreter Gottes auf Erden vor allem die Verpflichtung, das Ihrige dazu beizutragen, daß jenes Wort auch wirklich wahr wurde.

Nur langsam und in vielfacher Abstufung hat diese Idee im Laufe der Jahrzehnte die tatsächliche Willkürherrschaft absolutistischer Fürsten gelockert und umgebogen. Es gab

noch am Ende des Jahrhunderts Souveräne in Deutschland, die sich in ihrem Lande oder Ländchen als kleine oder große Tyrannen aufspielten. Schon die Auffassung, daß das Wohl sich nur aus der Hand des Fürsten über das Land ergießen sollte, schloß den Begriff der Willkür in sich ein, auch wenn er nur bei Fürst und Volk eine verschiedene Bewertung dessen bedeutete, was Beglückung der Masse sein konnte: ein Vater betrachtet manches als Glück für sein Kind, was dieses als dessen Gegenteil ansieht.

Am frühesten ist der Grundsatz des aufgeklärten, besser des humanen oder philanthropischen Despotismus von Friedrich Wilhelm I. von Preußen begriffen worden. Friedrich der Große eröffnet das Charakterbild seines Vaters mit den Worten: „Nach der Wiederherstellung des Friedens (von Utrecht, zur Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges 1713) wandte sich die ganze Aufmerksamkeit des Königs auf die innere Verwaltung. Er arbeitete an der Wiederherstellung der Ordnung in Finanzwirtschaft, Verwaltung, Rechtspflege und Heerwesen; denn diese Gebiete waren unter der vorangegangenen Regierung gleichermaßen verwahrlost. Er besaß eine arbeitsame Seele in einem kraftvollen Körper. Es hat nie einen Mann gegeben, der für die Behandlung von Einzelheiten so begabt gewesen wäre. Wenn er sich mit den kleinsten Dingen abgab, so tat er das in der Überzeugung, daß ihre Vielheit die großen zuwegebringt. Alles, was er tat, geschah im Hinblick auf das Gesamtbild seiner Politik; er strebte nach höchster Vervollkommnung der Teile, um das Ganze zu vervollkommnen. Er strich alle unnützen Ausgaben und verstopfte die Kanäle, durch die sein Vater die Mittel des öffentlichen Wohlstandes abgelenkt hatte, um sie in eitlem und überflüssigem Aufwand zu verschwenden. Der Hof spürte die Reform zuerst. Der König behielt nur so viel Personen, als es für die Wahrung der Würde notwendig war oder dem Nutzen des Staates entsprach. Von den hundert Kammerherren seines Vaters blieben nur zwölf; die übrigen wurden Offiziere oder Diplomaten. Er beschränkte seine eigenen Ausgaben auf eine sehr mäßige Summe, indem er sagte, ein Fürst müsse mit dem Gut und Blut seiner Untertanen sparsam umgehen . . . Er gab das Beispiel einer Sittenstrenge und Einfachheit, die der ersten Zeiten der römischen Republik würdig waren."

Friedrich Wilhelm I. zeigt sich darin als echter Fürst der Aufklärung, daß er als die Grundlage einer starken Regierung und des nationalen Gedeihens die Mehrung der staatlichen Einkünfte und die Hebung des Volkswohlstandes erkannt hatte. Kaum war er zur Regierung gekommen, so stellte er den Grundsatz äußerster Sparsamkeit auf: „Wenn mein Sohn mündig ist," erklärte er in einer Vormundschaftsordnung, die er in der Furcht eines vorzeitigen Todes aufstellte, „soll er ein ganzes Gewölbe voll Geld finden." Von Anfang an war er darauf bedacht, durch Vereinheitlichung der Verwaltung, durch Verbesserung der Rechtspflege, Förderung des Gewerbes und der Armee sein Reich innerlich stark zu machen. 1722 entwarf er eigenhändig den Plan zu einer Reorganisation der gesamten Administration, der 1723 verwirklicht wurde. Es war ein Entwurf, charakteristisch für den Geist des aufgeklärten Despotismus: von e i n e m Kopfe, ohne Rücksicht auf geschichtlich gewordene Einrichtungen, verfertigt, ein einheitliches und wohldurchdachtes Werk konstruktiver Vernunft, mit dem Zwecke, die gesamte Maschine des Staates von einer einzigen Stelle aus, dem Thron, in Bewegung zu setzen und zu beaufsichtigen. Die Leitung der gesamten Staatsverwaltung wurde einer obersten Behörde übergeben, dem Generaldirektorium. Es zerfiel in fünf Departemente, deren jedes von einem Minister und einer Anzahl Geheimräten verwaltet wurde. Den Vorsitz der Gesamtbehörde führte der König selber. Mit drakonischer Strenge war für Pünktlichkeit der Geschäftsführung gesorgt. Die Sitzungen, die viermal in der Woche stattfanden, begannen im Sommer um sieben,

im Winter um acht und dauerten, je nach den Geschäften, bis abends sechs Uhr. Wer eine Stunde zu spät kam, mußte eine Ordnungsbuße von hundert Dukaten zahlen. Wer ohne genügende Entschuldigung fehlte, wurde mit dem Gehalt eines halben Jahres gebüßt; im Wiederholungsfall wurde er kassiert.

Nach Provinzen und Materien waren die Geschäfte auf die einzelnen Departemente und ihre Amtszweige verteilt. Der Apparat, von dem das Generaldirektorium mit dem König als Vorsitzendem die Spitze darstellte, war ein Geflecht, das den ganzen Volkskörper durchdringen sollte. Die Minister hatten sich über den Amtsbetrieb in den Provinzen selber zu unterrichten, nötigenfalls durch „sekrete Korrespondenz und Espions" unter Bürgern, Amtleuten und Bauern, und sich nicht nur um die Charakterbildung der anzustellenden Beamten, sondern auch um einzelne Fragen der Domänenverwaltung, wie die regelrechte Anlage von Misthaufen und Jauchegruben, auf den Gütern zu kümmern. Um sicher zu sein, daß die Beamten, in einer Zeit des Familienregimentes und der Bestechung durch Macht oder Geld, gewissenhaft und streng ihre Pflicht taten, war ausdrücklich Weisung gegeben, daß alle, die höchsten wie die untersten, ohne Rücksicht auf ihre landschaftliche Herkunft, ja im Gegensatz dazu angestellt werden sollten. Alle sollten nur Glieder eines musterhaften Beamtenkörpers sein.

96. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Ausschnitt aus dem Gemälde von A. Pesne.

In gleicher Weise wurde der Mißwirtschaft in den Städten ein Ende gemacht. Es wurde ihnen die Selbstverwaltung, die so viel Mißbräuche, Familienregiment, Protektionswirtschaft und Verschleuderung öffentlicher Gelder zur Folge gehabt hatte, entzogen und sie in den Mechanismus der staatlichen Verwaltung eingefügt.

Von besonderer Wichtigkeit war die Sorge um die Hebung der Gewerbetätigkeit und die innere Kolonisation, die Neubesiedlung volksarmer oder verödeter Gebiete. Immer wieder sandte der König Aufrufe ins Reich und forderte zur Ansiedlung in Preußen auf: Bankiers, Kaufleute, Gewerbetreibende allerart, Bauern wurden aus der Pfalz, der Schweiz hergerufen und mit Hilfe staatlicher Mittel in den verödeten Gebieten angesiedelt. Alljährlich, berichtet Friedrich der Große, bereiste der König jede Provinz, ermutigte in diesem periodischen Kreislauf überall den Gewerbefleiß und begründete den Wohlstand.

Endlich schuf er eine starke, wohlausgerüstete und disziplinierte Armee als äußeren Schutz dessen, was er zur Hebung des Volkswohlstandes geschaffen gebracht.

Im Ganzen erscheint das Werk Friedrich Wilhelms I. eher als die Schöpfung einer klar denkenden und zielbewußten Herrscherpersönlichkeit denn als die eines Staatsmannes, der darin Ideen der geistigen Zeitbewegung zu verwirklichen unternimmt: er hat sich ja auch bestimmen

97. Friedrich der Große. Bildnis, von Knobelsdorff, nach der Natur gemalt im Jahre 1734. Friedrich d. Gr. hat zuletzt als Kronprinz in der Rheinsberger Zeit Antoine Pesne und Knobelsdorff gesessen, als König keinem Künstler mehr.

lassen, den Führer der deutschen Philosophie der Zeit, Christian Wolff, aus seinen Staaten zu vertreiben. Er ist durchaus der urwüchsige und kraftvolle Praktiker gewesen, und was ihm gelungen, stammt aus dem gesunden Menschenverstand, der in einer innerlich so verkrampften und unwahren Gesellschaft, wie die seiner Zeit war, doppelt erfolgreich sein mußte. Wenn sich der Geist der Aufklärung in der über das geschichtlich Gegebene kurz hinwegschreitenden Gewaltsamkeit und ausglättenden Vernünftigkeit seiner Reformen ausprägt, so stammt er nicht aus theoretisch bewußter, sondern genial intuitiver Gebundenheit an das innere und gesetzmäßige Werden der Zeit. Die Geschichte hat nicht ihm, sondern seinem Nachfolger Friedrich II. den Beinamen der Große gegeben: er erst hat, was er geleistet, zugleich aus der naturhaften Begabung der Persönlichkeit wie aus der völligen Kenntnis und bewußten Beherrschung der philosophischen und staatsrechtlichen Ideen seiner Zeit geschaffen. Die Verflechtung in dieses Geistesleben hat ihm denn auch den tragischen Zwiespalt aufgebürdet, an dem seine geschichtliche Existenz litt: den Gegensatz zwischen der harten Forderung der Politik und dem Anspruch der Sittlichkeit; die Unmöglichkeit als Handelnder zugleich seinem Gewissen zu folgen.

Zwei Jahre vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges hat Friedrich der Große in einem Briefe an den Lordmarschall von Schottland, Georg Keith, das Wesen des Ehrgeizes umschrieben. Unter Ehrsucht versteht er ,,eine heftige, leidenschaftliche Begier, größer zu werden, zu glänzen, Aufsehen zu erregen, sich einen hohen Namen zu schaffen, das ist eine Gesinnung, die ich als Laster verdamme; ihr Endziel ist nicht sittlich.'' Dieser Leidenschaft, die ihren eigenen Herrn bedroht, stellt er das Ehrgefühl gegenüber: ,,Dieses äußert sich in einem glühenden Verlangen, seine Pflicht besser zu leisten als andere, es ihnen durch innere Würdigkeit zuvorzutun. Ehrgefühl spornt, ohne Eifersucht zu wecken, die Seele an, entreißt sie der Untätigkeit und Gleichgültigkeit . . . es ist, mit einem Wort, der edelste Antrieb zu allen unsern Leistungen.''

Der Widerspruch, der in Friedrich dem Großen brannte, wirkt in dieser Fragestellung und Begriffsbestimmung. Es spricht einerseits darin eine Persönlichkeit von stark ausgeprägtem Selbstbewußtsein und einem herrischen Ichgefühl; andererseits aber auch ein Mensch von ebenso starker Verantwortung und sittlicher Gesinnung. Man darf wohl sagen, daß diese Spannung, ein Erbe des Vaters, zu höchster Stärke und Reife in der harten Schule ausgebildet worden ist, durch die Friedrich Wilhelm I. den Sohn zu gehen zwang, vor allem in der furcht-

baren Folter der Hinrichtung seines Freundes Katt vor seinen Augen und in dem Bewußtsein, durch seinen Fluchtplan der eigentlich Schuldige zu sein. Der Prinz lernte in dieser Schule, die egoistischen Gelüste nach Genuß und Macht, die in ihm glühten wie in jedem Fürsten des Rokoko, durch den Gedanken an die Aufgabe, vor die er gestellt wurde, zu bezwingen und die wilde Leidenschaft in edle Pflichterfüllung umzuwandeln.

Das Erbe, das ihm der Vater 1740 hinterließ — ein Land mit innerlich geordneter Verwaltung, wie sie kein europäischer Staat jener Zeit besaß, ein starkes, wohlausgerüstetes und wohl diszipliniertes Heer, eine gefüllte Kasse —, war ein mächtiger Ansporn für seinen Ehrgeiz. Und an Ehrgeiz, auch in jenem Sinne, den er 1754 als Laster verpönte, fehlte es ihm nicht. Ein paar Monate, nachdem er mit keckem Handstreich Schlesien besetzt, „mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel den Rubikon überschritten" hatte, am 3. März 1741, gestand er: „Meine Jugend, die Glut der Leidenschaft, der Ruhmesdurst, ja selbst die Neugier . . . kurz ein geheimer Instinkt hat mich den Freuden der Ruhe entrissen. Die Genugtuung, meinen Namen in den Zeitungen und später in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt." Aber sein Vater hatte ihm sein ganzes Leben und nicht am wenigsten in seiner letzten Krankheit — er starb an Wassersucht unter entsetzlichen Schmerzen und unter den Mißhandlungen der barbarischen Medizin der Zeit — auch das Beispiel eines sittlichen Heldentums gegeben, dessen Bewunderung in den Nachrichten des Sohnes über den Tod des Vaters nachklingt: er spricht in dem Billett an die Schwester in Bayreuth von „engelhafter Gefaßtheit" und zu Voltaire von dem „Stoizismus eines Cato".

Das Bewußtsein der Spannung zwischen Herrscherehrgeiz und der königlichen Pflicht zur Macht einerseits und dem sittlichen Gewissen andererseits hat ihn als Kronprinzen veranlaßt, sich mit Machiavell und dem Grundsatz der Staatsräson auseinanderzusetzen. Er hat seine Gedanken in seinem 1739/40 entstandenen „Antimachiavell" niedergelegt. Dem Katechismus der Ruchlosigkeit, wie er den „Fürsten" nannte, wollte er einen Katechismus der Tugend gegenüberstellen: „Machiavell pflanzte den Keim des Verderbens in das staatliche Leben und unternahm es, die Vorschriften gesunder Sittlichkeit zu zerstören . . . Ich wage es, die Verteidigung der Menschlichkeit aufzunehmen wider ein Ungeheuer, das sie verderben will." „Wahrung des Rechtes," so hält er Machiavell entgegen, „ist des Herrschers erste Obliegenheit." „Über alles soll ihm seines Volkes Wohlfahrt gehen," erklärt er im Sinne der Volksbeglückungsforderung der Aufklärung. Aber immer wieder vernimmt man zwischen den schönen Sätzen der Sittlichkeit, mit denen sein jugendlicher Herrscheridealismus Machiavells Bekenntnis zum nackten Realismus zurückweist, wie eine Art Stoßseufzer, daß es doch Fälle geben kann, wo der Herrscher gezwungen ist, Realpolitik zu treiben. Auch er, muß der Verfasser zugeben, steht unter dem Joche der Notwendigkeit. Auch er ist genötigt, Kriege zu führen. Es gibt Angriffskriege, „die ihre Rechtfertigung in sich selber tragen . . . Es sind die vorbeugenden Kriege, wie sie Fürsten wohlweislich dann unternehmen, wenn die Riesenmacht der größten europäischen Staaten alle Schranken zu durchbrechen und die Welt zu verschlingen droht." Man sieht, bereits ist in der Seele Friedrichs die Lage vorbereitet, aus der heraus er ein Jahr später die Eroberung Schlesiens unternehmen wird. Er sieht selber ein, daß ein derartiger Krieg ein Übel ist. Aber er beschönigt: „Klugheit empfiehlt immer die Wahl des kleineren Übels und ein Handeln, solange man seines Handelns Herr ist." Auch von den Vorteilen der Bündnispolitik ist die Rede. Das sind lauter Grundsätze einer kühlen Realpolitik, die dadurch nicht zur bürgerlichen Sittlichkeit gewandelt wird, daß Kriege, die, zur Abwehr eines Usurpators unternommen, der Sicherung der Freiheit und des Rechtes wider Bedrückung

98. Beginn des „Anti-Machiavell“ in der eigenhändigen Niederschrift Friedrichs des Großen. Original im Preußischen Geheimen Staatsarchiv, Berlin.

und Gewalttat durch die Ehrgeizigen dienen, „in Übereinstimmung mit den Forderungen des Rechtes und der Billigkeit“ zu sein erklärt werden. Denn das eben ist ja die Frage jeder Kriegsführung, wo das Recht sei: hat jemals eine Macht einen Krieg unternommen mit dem Bewußtsein, nicht ihr Recht zu verteidigen?

Sein ganzes Leben lang hat sich Friedrich der Große zu dem Grundsatz bekannt, daß die Triebfeder alles Handelns der Vorteil sei. Diese Ansicht schimmert auch durch die edeln Sätze des „Antimachiavell“ hindurch und trübt den reinen Spiegel ihres sittlichen Wollens. Später, als die ersten harten Erfahrungen der Regierung hinter ihm lagen, tritt der Grundsatz der Staatsräson auch bei ihm unverhüllter zutage. Schon in dem Vorwort zu der ersten Fassung der „Geschichte meiner Zeit“ (1742) stellt er fest: „Die Fürsten zügeln ihre Leidenschaften nicht eher, als bis sie ihre Kräfte erschöpft sehen: das sind die feststehenden Gesetze der europäischen Politik, denen jeder Staatsmann sich beugen muß. Wäre ein Fürst weniger auf seinen Vorteil bedacht als seine Nachbaren, so würden sie immer stärker, er zwar tugendhafter, aber schwächer werden. Was entscheidet also über den Erfolg in dem allgemeinen Wettstreit des Ehrgeizes, in dem so viele sich mit gleichen Waffen zu vernichten und sich mit den gleichen Listen zu hintergehen suchen? Einzig und allein der weitschauende Scharfblick und die Kunst, seine Pläne mit kluger Voraussicht auf mehr als einem Wege zur Reife zu bringen. Diese Kunst erscheint, wie ich gestehe,

vielfach als das Gegenteil der Privatmoral. Sie ist aber die Moral der Fürsten, die sich ... leider gegenseitig das Vorrecht verliehen haben, ihren Ehrgeiz um jeden Preis zu befriedigen, immer nur das zu tun, was ihr Vorteil erheischt. Zu diesem Zweck brauchen sie entweder Feuer oder Schwert oder Ränke, Listen und Verhandlungen. Sie spotten selbst der gewissenhaften Beobachtung der Verträge, die, um die Wahrheit zu sagen, nichts als falsche und treulose Schwüre sind." Wenn schon Friedrich sich hier von den allgemeinen politischen Gepflogenheiten seiner Zeit (und vielleicht doch wohl aller Zeiten) nicht ausschließt, so gesteht er in dem Politischen Testament von 1768 ausdrücklich: „Auch gibt es Fälle, wo der Bruch der eigenen Verpflichtungen entschuldbar ist, wenn nämlich das Wohl und Wehe des Vaterlands es erfordert." Es hätten ihn, erklärt er im Vorwort zu der „Geschichte meiner Zeit", viele reiflich erwogene Gedanken veranlaßt, „den Brauch der Fürsten mitzumachen". Das gewundene Nein des jugendlichen Moralphilosophen gegenüber Machiavells Staatsräson ist jetzt zum offenen Ja des Staatsmanns geworden.

Und doch hat der König recht, wenn er auch jetzt noch seine Politik für eine sittliche hält. Was seine Politik von der Staatsräson der anderen Fürsten seiner Zeit unterscheidet, ist, daß sie eine wirkliche Staatsräson und nicht eine versteckte Hausmachtpolitik oder gar die Befriedigung persönlicher Leidenschaften ist. Hier wirkt sich jene feine Unterscheidung aus, die Friedrich zwischen dem Laster der Ehrsucht und der Tugend der Ehrliebe gemacht hatte. Ehrliebe bedeutete ihm für den Fürsten die Pflicht, seinem Lande nach außen und im Innern die Lebensbedingungen zu schaffen, unter denen es am besten gedeihen, unter denen das Ganze des Volkes wie der einzelne Bürger am glücklichsten ist. An dieser Stelle ragt die Moralphilosophie der Aufklärung mit ihrer Forderung des Glückes in das politische Denken und Handeln des großen Königs hinein. Sein Testament von 1752 eröffnet er mit den Worten: „Die erste Bürgerpflicht ist, seinem Vaterland zu dienen. Ich habe sie in verschiedenen Lagen meines Lebens zu erfüllen gesucht. Als Träger der höchsten Staatsgewalt hatte ich die Gelegenheit und die Mittel, mich meinen Mitbürgern nützlich zu erweisen."

Er hat diese Auffassung seiner Herrscherpflicht immer wieder, zuerst im „Machiavell", in das berühmte Wort zusammengefaßt, ein Fürst müsse der erste Diener seiner Untertanen (später des Staates oder des Volkes) sein. Gewiß muß man auch hier jene Abstriche machen, die unvermeidlich sind, wo ein Mensch es unternimmt, in sich eine Idee zu verkörpern. Im Ganzen aber hat er den Inhalt seines Wortes gelebt und damit den Taten seiner Regierung die sittliche Rechtfertigung gegeben. Er hat seine Kriege geführt, weil er einsah, daß der preußische Staat, wie ihn sein Vater ihm hinterlassen, zu sehr zerstückelt war: Ostpreußen war von Pommern und Brandenburg durch Polen, die westlichen Provinzen durch Hannover getrennt. Durch die Schlesischen Kriege gewann er Schlesien hinzu und vereinigte 1772 durch die Erwerbung eines Teiles von Polen Brandenburg und Ostpreußen. Sein Heer erfüllte er mit dem ihm selber eigenen Sinn des Pflichtbewußtseins und der Hingabe an ein großes Ziel. Wohl fraßen auch seine Kriege Menschen, und er war genötigt, seine Werber nach allen Ländern auf Soldatenpressung auszusenden. Krieger wider Willen, wie der gute Ulrich Bräker, sind zahlreiche in seinem Heere gewesen. Aber sein preußischer Kern bestand aus Truppen, die bereit waren, ihr Blut für den König hinzugeben. Die „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers" von Gleim schmettern den heldischen Mut laut heraus, der die Armee zu Beginn des Siebenjährigen Krieges beseelte. Aus dem Grab des Altertums steigt das Wort von dem Tode fürs Vaterland wieder in die Gegenwart empor, nachdem es durch die Grausamkeit und den Egoismus machiavellistischer Kriegführung lange verschüttet gewesen war. Bei Eröff-

nung des Feldzuges singt der Grenadier:

„Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!

Gern will ich seine Taten tun,
Die Leier in der Hand,
Wenn meine blut'gen Waffen ruhn
Und hangen an der Wand."

Nun entsteht ein ganz neues Soldatenideal. Seit dem Altertum war die Gestalt des Soldaten als des liederlichen, feigen Maulhelden durch die literarische Überlieferung der Jahrhunderte gewandelt. Er war der Bramarbas, der Prahlhans bei Plautus, Andreas Gryphius und anderen Dichtern. Jetzt erschuf Lessing die Idealgestalt des preußischen Offiziers in seinem Major Tellheim, dem bis zur schroffen Selbstpeinigung rechtschaffenen, wahrhaft ehrliebenden und edelherzigen Krieger. Es war kein aus den Wolken herabgeholtes Ideal: sein Vorbild war Ewald von Kleist, der edle Dichter, der als Major nach der Schlacht bei Kunersdorf fiel.

99. Erinnerungsblatt an die Siege Friedrichs des Großen im ersten schlesischen Kriege. Kupferstich.

Aber Friedrich verdiente seinen Beinamen der Große nicht nur als Kriegsherr, sondern auch als friedlicher Verwalter seiner Lande. Mit Hilfe des Rechtsgelehrten Samuel von Cocceji (1679—1755) verbesserte er das Rechtswesen, gab dem Lande eine Kammergerichtsordnung und machte die Rechtsprechung von der königlichen Machtvollkommenheit unabhängig. Ohne Rücksicht auf Rang und Reichtum sollte sich die Gerechtigkeit durchsetzen. Jeder Stand hatte sein Gericht und Recht, der Soldat wie der Weise, und der Ärmste fand seinen Richter. „Ich habe mich," erklärt Friedrich in seinem politischen Testament von 1752, „entschlossen, niemals in den Lauf des gerichtlichen Verfahrens einzugreifen; denn in den Gerichtshöfen sollen die Gesetze sprechen und der Herrscher soll schweigen." Er ordnete die Finanzen, vermehrte die Einkünfte des Staates, verwendete sie zum Wohle des Ganzen und beanspruchte für sich selber nur einen kleinen Teil der öffentlichen Gelder. Er hob die Wirtschaft, steigerte den Ertrag des Bodens, setzte die Besiedlungspolitik seines Vaters fort und förderte bestehende Industrien oder führte neue ein.

Mit all dem hat er wie kein anderer Fürst seiner Zeit die Ideen der Aufklärung für das Wohl seines Landes fruchtbar zu machen gewußt. Es war ein Schritt von symbolischer Bedeutung, wenn er kurz nach Antritt seiner Regierung den Philosophen Wolff wieder auf seinen Lehrstuhl in Halle zurückführte und hervorragende Vertreter der französischen Aufklärung, wie Voltaire, Maupertuis, d'Argenson an seinen Hof berief. Die Denkfreiheit hat durch ihn in Deutschland die mächtigste Förderung erfahren; Berlin ist durch ihn zum Mittelpunkt der deutschen Aufklärung geworden.

Friedrichs Erfolg zwang die Zeitgenossen zu Anerkennung und Nachahmung. Er selber stellt in der „Geschichte meiner Zeit" fest, wie um 1740, im Jahr seines Regierungsantrittes, ein Wandel im deutschen Kulturleben eingetreten sei. „In den früheren Zeiten schienen die deutschen Höfe Tempel zu sein, in denen Bacchanalien gefeiert wurden. Jetzt sind solche Orgien, als der guten Gesellschaft unwürdig, nach Polen verbannt oder Pöbelbelustigungen geworden. Nur noch an einigen geistlichen Höfen muß der Wein die Priester über eine liebenswürdigere Leidenschaft hinwegtrösten, die ihr Stand ihnen verbietet." Die Hofnarren sind abgeschafft. „Das Hofzeremoniell, für den Unverstand unserer Vorfahren noch die Wissenschaft der Fürsten, scheint dem gleichen Schicksal verfallen wie die Hofnarren. Die Etikette erleidet täglich Abbruch, und einige Höfe haben sie ganz abgeschafft."

Man kann dieser Darstellung vorwerfen, daß der Wandel der Dinge in ihr allzu rasch und gründlich, auch um zehn oder zwanzig Jahre verfrüht erscheint: das Urteil des aufgeklärten Königs sieht Einförmigkeit, wo in Wirklichkeit noch eine buntscheckige Mannigfaltigkeit herrscht, und sein Wille schafft, indem er sie verachtet, Verhältnisse ab, die in Wahrheit damals doch noch vorhanden waren. Erst 1744 übernahm Karl Eugen, einer der schlimmsten Vertreter des Cäsarenwahnsinns der Rokokozeit, die Regierung in Württemberg. Mag man daher auch in Friedrichs Worten den Wunsch lesen, den Durchbruch der Aufklärung mit ihrer befreienden und völkerbeglückenden Wirkung an das Jahr und die Tatsache seiner Thronbesteigung zu knüpfen: sein Vorbild hat tatsächlich Nachfolger unter den Fürsten Deutschlands geschaffen, weil es eben verwirklicht enthielt, was alle Vorwärtsstrebenden ersehnten. So hat der Freiherr Franz Ludwig von Erthal, als er 1779 Fürstbischof von Würzburg und Bamberg wurde, bei seinem Amtsantritt die Formeln „gnädigst" und „untertänigst" in den Eingaben an ihn abgeschafft und bei seiner Begrüßung durch die Bürgerschaft von Würzburg die Erklärung abgegeben: „Von der ersten Stunde an, wo ich zur Regierung gekommen, hegte ich den Grundsatz, der Fürst sei für das Volk, nicht das Volk für den Fürsten da. Beim Antritt meiner Regierung habe ich mir daher ein System gemacht, solche Einrichtungen und Anstalten zu treffen, die das Wohl meiner Untertanen befördern möchten."

Sogar Karl Eugen von Württemberg ist, nachdem er in jenem schweren Zerwürfnis mit den Landständen unterlegen war, in die Bahn des humanen Aufklärungsfürsten eingelenkt. 1778 legte er, an seinem 50. Geburtstage, in einem Manifest an seine Untertanen folgendes Bekenntnis ab: „Da Wir ein Mensch sind und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch inskünftige bleiben werden; so hat es nicht anderst sein können, als daß teils aus angeborner menschlicher Schwachheit, teils aus unzulänglicher Kenntnis und andern Umständen sich viele Ereignisse ergaben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für itzt und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimütig, denn dies ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen uns damit einer Pflicht, die jeden Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten der Erde, immer heilig sein und bleiben muß. Wir sehn den heutigen Tag als eine zweite Periode

unseres Lebens an. Wir geben unseren lieben Untertanen die Versicherung, daß alle die Jahre, die Gott uns noch zu leben fristen wird, zu ihrem wahren Wohl angewendet werden sollen. Württembergs Glücklichkeit soll von nun an und auf immer auf der Beobachtung der echtesten Pflichten des getreuen Landesvaters gegen seine Untertanen und auf dem zärtlichsten Gehorsam der Diener und Untertanen gegen ihren Gesalbten beruhen. Wir hoffen, jeder Untertan wird nun getrost leben, daß er in seinem Landesherrn einen sorgenden getreuen Vater verehren kann. Ja, Württemberg muß es wohl gehen! Dies sei in Zukunft und für immer die Losung zwischen Herrn, Diener und Untertan."

100. Kaiser Josef II. Kupferstich nach einer Zeichnung von Lion.

Man spürt es dieser Kundgebung an, daß in der Lieblingsschöpfung Karl Eugens, der Karlsschule, dem Rhetorikunterricht ein Ehrenplatz eingeräumt war. Etwa ein Jahr vor der Proklamation hatte der Herzog durch einen Rechtsbruch den Dichter Schubart in seine Gewalt gebracht und auf den Hohenasperg in Gefangenschaft gesetzt; erst 1787 ließ er ihn, auf Veranlassung des preußischen Königs, wieder frei. Auch die Mißhandlung Schillers, zwei Jahre nach jenem feierlichen Versprechen, ein humaner Fürst zu werden, zeigt, welch starker Ton in dem Manifest auf die Stelle von der „angebornen menschlichen Schwachheit" zu legen ist.

Auf keinen deutschen Fürsten hat das Beispiel Friedrichs des Großen so gründlich gewirkt wie auf Josef II. Friedrich selber hat den Kaiser, den er auf einer Zusammenkunft in Neisse 1768 zum Zwecke der Aussöhnung von Preußen und Österreich persönlich kennen gelernt hatte, in der „Geschichte meiner Zeit" als einen Menschen „von der liebenswürdigsten Lauterkeit und Offenheit, voll Lebhaftigkeit und Frohsinn" geschildert. „Eine schöne Seele, reine Absichten verbanden sich mit einem unermeßlichen Verlangen sich zu unterrichten und dem edeln Ehrgeiz, seinem Vaterland nützlich zu sein." Das sind freilich keine Eigenschaften, wie sie Friedrich in seinen politischen Schriften für den großen Staaten- und Völkerlenker fordert. Der Eifer und die Erkenntnis des Guten war vorhanden, die kluge Einsicht in die gesetzliche Bedingtheit des Wirklichen und das in der Natur Mögliche mangelte. Daher blieb auch die kaiserliche Rücksichtslosigkeit, ja Härte, an der es dem Herrscher nicht fehlte, ohne Erfolg und weckte, statt die Widerspenstigen zu beugen, durch Unklugheit der Maßnahmen nur den Trotz.

In seinen Verbesserungen tritt der ungeschichtliche Radikalismus der Aufklärungsvernunft in all seiner gefährlichen und unfruchtbaren Schroffheit zutage. Schon der Titel, den er sich beilegte, verrät den übertreibenden Epigonen eines Größeren: er wollte nicht nur der „erste Diener seiner Völker" sein, sondern der „erste Verwalter des Staates" und der „Schätzer der

101. Kaiser Josef II. führt einen Pflug. Stich von Joh. Bapt. Bergmüller.

Menschheit", und er gab zu verstehen, daß er den Sinn dieser Titel ernst meinte, indem er auch im Untertanen den Menschen ehrte. Auch in Äußerlichkeiten: während Friedrich der Große sich durch seine menschenbeglückenden Regierungsabsichten nicht abhalten ließ, den Abstand zwischen sich und den Untertanen zu betonen und gegenüber seinen Beamten an dem absolutistischen Er festhielt, vertauschte es Josef mit dem menschenfreundlicheren Sie.

Lange Jahre hatte er, der 1765 zum deutschen Kaiser gewählt worden war, als Mitherrscher über die österreichischen Länder im Schatten seiner Mutter Maria Theresia gestanden. Als sie 1780 starb, vergönnte das Schicksal seinen menschenfreundlichen Plänen nur noch zehn Jahre. Wie wenn er es geahnt hätte, daß ihm nur eine kleine Frist blieb, befliß er sich um so größerer Eile. Wie ein Pferd, das, zum Start bereit, zitternd vor Erregung vor der Schranke harrt und, kaum daß sie gefallen, losstürmt, so setzt er ein bereits im ersten Jahr seiner Selbständigkeit. Von 1780 an erließ er Verordnungen in den einzelnen Ländern, durch die die Untertanen von der Gebundenheit an den Boden und von verjährten Ehe- und Erwerbsvorschriften befreit wurden. Er schuf 1781 eine neue allgemeine Gerichtsordnung. Eine Reihe von Patenten ordnete das Verhältnis zwischen dem Grundherrn und seinen Untertanen. Seine Disziplinargewalt wurde eingeschränkt und den Erbuntertanen die Freizügigkeit, freie Berufswahl und Eheschließung zugesichert. Die politischen Vorrechte des Adels wurden 1782 durch die Aufhebung der ständischen Kollegien und ihrer besonderen Einkünfte beseitigt. Es kamen dazu kirchliche Reformen: das Toleranzedikt von 1781 und die Versuche, die enge Bindung der Geistlichkeit an Rom zu lösen und eine österreichische Staatskirche zu schaffen.

Das waren sicherlich gutgemeinte und von dem Geiste edler Menschlichkeit getragene Maßnahmen; sie genügten, die Zeit des „Josefinismus" in den Augen der freisinnigen Österreicher des 19. Jahrhunderts, die unter reaktionärem Druck seufzten, zu einem goldenen Zeitalter zu verklären. Vielleicht wenn die Verwaltung, die er erneuern wollte, weniger durch die Last einer

jahrhundertealten Überlieferung beschwert, das Volk, das er beglücken wollte, von Natur weniger zur Bequemlichkeit geneigt hätte — vielleicht, daß es ihm gelungen wäre. So aber glückte es ihm nicht, gegen die ungeheure Günstlingswirtschaft und die Verrottetheit der Verwaltung aufzukommen. Nur den erbitterten Haß der beiden mächtigsten Stände in Österreich, des Adels und der Geistlichkeit, zog er sich zu. „Der Adel," erklärte der Polizeimeister Graf Pergen nach dem Tode Josefs II. seinem Nachfolger, „ist mit Recht unzufrieden, weil derselbe durch das bürgerliche sowohl als das Kriminalgesetzbuch, durch die neue Steuerrektifikation in seinem Eigentum ohne Verschulden äußerst gekränkt und so erniedrigt worden, daß zwischen dem Bürger- und Bauernstand und dem seinigen ein sehr geringer Unterschied mehr sich zeigt. Die noch bestehende Geistlichkeit ist unzufrieden, weil ihre Einkünfte auf das höchste geschmälert und die Stifter, welche als Güterbesitzer anzusehen, auch in dieser Eigenschaft den ersten Platz unter den Ständen hatten, nebst gleichmäßiger Kränkung ihres Eigentums, beinahe dieses genossenen Vorzugs entsetzt worden."

Im Buche der Geschichte ist Josef II. von jener weichen Tragik überschattet, wie sie die Gestalten begleitet, denen zu dem Willen für das Edle eine nicht ebenso große Einsicht in die harte Notwendigkeit der Natur verliehen ist.

Der geschichtliche Mißerfolg Josefs II. deckt aber auch die verhängnisvolle Kluft auf, die der Absolutismus zwischen den herrschenden und den regierten Schichten des Volkes aufgerissen hatte. Wohl stand die Idee der Volkssouveränität in den Büchern der Rechtsphilosophen. Aber sie war ein bloßes Ideal, eine gelehrte Theorie, deren Wirklichkeit in einer so fernen Zukunft lag, daß niemand daran zu glauben vermochte. In Wahrheit war das Volk um 1700 ein blinder Haufe von Menschen, die es längst gewöhnt waren, ihr Schicksal von oben her bestimmen zu lassen. Es fehlte völlig das, was man heute die öffentliche Meinung nennt. Wer sich unter den Bürgern für politische Dinge interessierte, machte sich lächerlich, galt als ein „politischer Kannegießer". So heißt der Titel einer berühmten Komödie des Dänen Ludwig von Holberg aus dem Jahre 1722. Der Schuster soll — das ist ihre Idee — bei seinem Leisten bleiben, und der Regent soll herrschen. Meister Hermann der Kannegießer hat sich durch die Lektüre politischer Schriften den Kopf verdrehen lassen und sich eingebildet, besser regieren zu können als der Bürgermeister. Jetzt erkennt er:

„Wer die Regierung schimpft und schmäht,
Kann drum noch nicht regieren;
's ist eins, die Karte zu verstehn,
Ein andres, Steuer führen.

Zwar aus politischen Büchern lernt
Gar leicht man, Lärm zu schlagen;
Doch Land und Leuten vorzustehn,
Das will noch mehr besagen.

Drum lerne jeder Handwerksmann
Aus dem, was mir passieret:
Wer die Regierung tadelt, ist
Der Mann nicht, der regieret.

Und wagt ein Kannegießer sich
An Burgemeisters Sachen,
Das ist, als wollte Kannen uns
Ein Burgemeister machen."

Das deutsche Echo dieser Verspottung des politisierenden Bürgers kann man in Rabeners Satiren vernehmen, der (um 1750) immer wieder über die politischen Schneider und Schuster höhnt, welche „mit aufgestemmten Armen hinter dem Bierkruge dem Fürsten fluchen", oder über die Barbiere, „welche sich in politische Händel mischen", auch einmal eine Frau lächerlich macht, die gewohnt war, „alle Staats- und andere Neuigkeiten zu beurteilen und kraft ihrer Einsicht die politischen Fehler gekrönter Häupter ebenso scharf zu tadeln, als die wirtschaftlichen Fehler ihrer Frau Gevatterin."

Aber wie oft hat der Spott auf das Neue und Ungewohnte nur das Kommende in der Ge-

schichte angekündigt! Auch jetzt offenbart der Hohn ein tatsächlich aufbrechendes und im Grunde ernstes Interesse breiterer Volksschichten an politischen Dingen. Schon die politische Schriftstellerei des Auslandes, Lockes „Zwei Untersuchungen über Regierung“ (1690) und Montesquieus „Persische Briefe“ (1721), hatten es geweckt. Aber bei der Unmündigkeit und Unterwürfigkeit, in der die Regierenden die Masse der Untertanen erhielten, war zunächst keine Aussicht, daß die politische Aufklärung in Deutschland so rasch Boden faßte. So flüchtete sich der Wille zum Staat aus der aussichtslosen Heimat in fremde Länder, wo man sich auf jungfräulichem Boden das Paradies eines neuen und vollkommenen Staates erträumte. Schnabel hat aus solcher Stimmung heraus in den „Wunderlichen Fata einiger Seefahrer“ sein Idealbild eines glücklichen und gerechten Staatswesens auf der Insel Felsenburg entworfen.

Als das Werk zu erscheinen begann — 1731 —, waren in der Schweiz bereits die ersten Zeichen eines leidenschaftlichen politischen Interesses unter den Gebildeten hervorgetreten. Im Jahre 1725 veröffentlichte ein Berner Patrizier, Beat Ludwig von Muralt (1665—1749), eine Sammlung von französisch geschriebenen Briefen über die Franzosen und die Engländer, die er beide auf Reisen gründlich kennen gelernt hatte. Zehn Jahre etwa, nachdem der Deutsche Thomasius seinen Landsleuten die Nachahmung der Franzosen zum Zwecke einer galanten Bildung empfohlen hatte, unterzog der Schweizer in seinen Briefen den Wert der Bildungsreisen in Frankreich einer scharfen und vernichtenden Kritik. Was man durch sie lernt, ist die Nachahmung einer hohlen Gesellschaftsbildung, erzwungene Manieren und ein erkünstelter Charakter: „Niemals sollte eine Nation ihre natürlichen Sitten gegen fremde umtauschen, nur sie veredeln. Seine Sitten aus der Fremde holen, um sie dann heimzubringen, heißt im eigenen Vaterlande fremd werden.“ Vor allem bringt der Reisende aus Frankreich das Bedürfnis nach Luxus und die Gewohnheit eines ausschweifenden Lebens nach Hause. „Dieser Luxus ist es auch und dies ganze üppige Leben, wodurch das Gehenlassen und die Vernachlässigung der häuslichen Pflichten herbeigeführt wird, was Ruhe und Frieden aus den Familien bannt und sie zur Unordnung verlockt. Der Luxus nährt den Hochmut, diesen Vorboten des Falles, der die Menschen blendet.“ Der eiteln und üppigen Scheinbildung der Franzosen im Zeitalter Ludwigs XIV., mit der man in der Schweiz wie in Deutschland liebäugelte, stellt Muralt zum erstenmal auf dem Kontinent die innere Kraft der englischen Bildung entgegen. Er rühmt den praktischen, auf das Wesen der Dinge gerichteten Sinn der Engländer, ihre Freiheit, ihr bürgerliches Selbstbewußtsein, ihre Begabung zum politischen Handeln.

Die Berner Machthaber bestraften ihren abtrünnigen Standesgenossen, der als Pietist auch kirchlich seine eigenen Wege ging, durch die Verbannung. Seine Ideen aber wirkten bei seinem Landsmann Haller fort, der 1731 ein großes Gedicht, „Die verdorbenen Sitten“ schrieb, aus dem sich die Verse:

> „Sag an, Helvetien, du Heldenvaterland,
> Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?“

den Zeitgenossen tief ins Gemüt einprägten.

Der Geist der Aufklärung als eines Kampfes für Freiheit, Selbständigkeit und Glück der Menschen war in der Schweiz lebendig genug, um aus der Kritik am Bestehenden den Willen zur Verbesserung zu erzeugen. Er konnte sich hier früher und allgemeiner als in Deutschland durchsetzen, weil die republikanische Staatsform in breitesten Schichten des Volkes uraltes demokratisches Denken lebendig erhalten hatte und die patrizischen Machthaber doch kein durch Erbschaft und Gottesgnadentum geheiligtes Regiment darstellten wie die Fürstenhäuser in Deutschland. In dem optimistischen Schöpferdrange der Zeit erkannte man

bald, daß das wichtigste Mittel der Erneuerung des öffentlichen Lebens die Erziehung der Jugend in den Idealen der Freiheit und Menschenfreundlichkeit war. Im Jahre 1744 schrieb der Luzerner Ratsherr Franz Urs Balthasar, damals ein Sechsundfünfzigjähriger, eine Schrift „Patriotische Träume von einem Mittel, die veraltete Eidgenoßschaft wieder zu verjüngen". Die bange Ahnung drohenden Unterganges (der ein halbes Jahrhundert später erfolgte), beschattet bereits den Geist des Verfassers: „Man kann ja fast mit Händen fühlen, daß wir dem Ende und dem völligen Verfall ganz nahe sind." Die alte Tapferkeit ist versunken. Reichtum und Verschwendung verdirbt den einen Teil des Volkes, Armut und Not den anderen. Söldnerdienst und Liebedienerei vor fremden Herrschern haben Parteiung geschaffen und das Land von dem Ausland abhängig gemacht. Um das Verderben aufzuhalten schlägt Balthasar eine neue Art der Ausbildung der patrizischen Jugend vor. Aus verschiedenen Kantonen vereinigt, sollen die jungen Leute in einer Erziehungsanstalt gemeinsam in dem neuen Geiste unterrichtet werden. So lernen die, die dereinst dazu bestimmt sind, in ihren Ländern die Geschicke zu leiten, sich frühzeitig verstehen, Freundschaften bilden sich und die Quelle des Haders ist verstopft. Statt unnützer Vielwisserei und äußerer Scheinbildung soll den Jünglingen das Wissen vom Staat vermittelt werden, überhaupt alles, was der Wohlfahrt des Vaterlandes ersprießlich ist: vaterländische Geschichte, Recht und Verfassung, Sittlichkeit, Religion, menschenfreundlicher Sinn, Verständnis für das Volk: „Ihnen sollte deutlich beigebracht werden, wie es nicht nur darum zu tun sei, daß man sich mittelst Glück, Verwandtschaft und Kredit zu ansehnlichen, wichtigen und einträglichen Ämtern eindringe, sondern daß man auch mit genugsamem Eifer, Kräften, Tüchtigkeit und Fähigkeiten begabt sei, selbige gehörig zum Wohl des Vaterlandes und zum Trost der anvertrauten Angehörigen zu versehen; maßen der große Gott dereinst strenge Rechenschaft fordern wird, wenn durch Trägheit, Untüchtigkeit oder Vernachlässigung es sei dem gemeinen Wesen insgesamt oder denen, welche es angeht, insbesonderer Nachteil oder Bedrängnis zuwachset; wenn solche Personen die Anliegen und Beschwerden der Witwen, Waisen, Armen, Bedrängten nicht beherzigen, alles auf die lange Bank schieben, sie vernachlässigen und ihr Recht nicht verteidigen noch retten."

Der Basler Ratsschreiber Isaak Iselin (1728—82) hat 1758 Balthasars „Patriotische Träume" im Druck herausgegeben. Er selber hatte schon 1755 ein ähnliches Werk veröffentlicht: „Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes", das 1756 in zweiter Auflage erschien, ein Zeichen, wie rege damals bereits das Interesse an politischen Dingen in der Schweiz und in Deutschland geworden war.

Als Iselins Buch erschien, war Rousseaus Abhandlung über die Künste und Wissenschaften (1750) in aller Händen, war eben (1754) seine Schrift über die Ungleichheit unter den Menschen herausgekommen. Die Ideen, die sie verkündigten, waren den Philosophen nicht neu, aber die dichterische Leidenschaft, mit der sie vorgetragen wurden, schaffte ihnen in den weitesten Kreisen Bahn. Das eine Werk enthielt die Lobpreisung der Menschheit im ursprünglichen und reinen Zustande der Natur, die Verdammung der Zivilisation, der Künste und Wissenschaften als Führerinnen zu Luxus und Unsittlichkeit; das andere wandte den Satz von der inneren Verderbtheit der Kultur auf die politisch-soziale Frage an: alle Menschen sind von Natur gleich geschaffen; erst die Gründung des Staates auf dem Wege der Übereinkunft hat die Ungleichheit des Eigentums, die Unterschiede der Stände und der Macht geschaffen. Auch der Vernunftstaat ist so ein Werk des Bösen, weil er den Gesetzen der Natur widerstrebt, die alle gleich sind.

Rousseaus Lehren sind aus der Leidenschaft des Hasses gegen das Bestehende und der

Liebe zum Ideal genährt, hinreißend für empfängliche Gemüter, die am gleichen Widerspruch sich verzehren. Wie aber ließ sich dieser radikale und weltfremde Idealismus für die Aufgaben der Zeit fruchtbar machen?

Das ist Iselins Frage. Die kritische Bildung einer reichen wissenschaftlichen Vergangenheit, erwärmt von Menschenliebe, setzt sich in ihm dem calvinischen Radikalismus des Bürgers von Genf entgegen. Sein Ziel ist, die Brücke über den Abgrund der Gegensätze zu schlagen und die neuen Ideen der so nötigen Umbildung der Menschen und der Staatsverfassung dienstbar zu machen. So entwirft er ein großes, philosophisch durchdachtes Bild der Menschheit, eine Utopie, aber eine schweizerische Utopie: sie bleibt in den Grenzen des Möglichen eingeschlossen und schweift niemals ins lediglich Phantastische aus. Der Traumvorstellung, die sich Rousseaus Leidenschaft von dem Menschen gemacht, stellt er eine psychologische Analyse des Menschen mit seinen wirklichen Kräften und Neigungen gegenüber, dem Phantasiegemälde des Naturzustandes die Berichte der Alten über wirkliche primitive Kultur. Dann wird die politische Frage aufgerollt. Hobbes' Theorie der Entstehung von Gesellschaft und Staat aus dem egoistischen Glückstriebe des Menschen wird als verführerische Lüge verworfen, die leider die bestehende Staatsform, die absolutistische, geschaffen. „Nicht der Natur, sondern der Afterweisheit und den schlimmen Einrichtungen des Staates hat Hobbes sein abscheuliches Lehrgebäude zu verdanken." Und dann flötet auch der kritische Basler die süße Weise Rousseaus nach. „Die Natur hat den Menschen gut geschaffen. Seine Grundtriebe sind nichts als Liebe und Billigkeit, ohne welche er in dem Stande der Natur nicht bestehen kann." Es ist eine falsche Anwendung dieser Urtriebe, was die Menschen verdorben, was sie zu Wüterichen und Unterdrückern des Volkes gemacht hat.

102. Der Basler Ratsschreiber Isaak Iselin, Verfasser der „Philosophischen und patriotischen Träume eines Menschenfreundes", 1755.

So leuchtet auch in Iselin der Optimismus der Aufklärung, aus einer kalten philosophischen Lehrmeinung zu der Überzeugung praktischer Menschenliebe erwärmt, zur Forderung der Verbesserung der menschlichen Zustände gehärtet. Was er bei Machthabern und Regierten der Zeit sieht, ist der Egoismus, wie ihn Hobbes als Triebfeder alles menschlichen Handelns hingestellt. „Je mehr die Liebe, welche das Wesentliche der Menschheit ausmacht, in dem menschlichen Herzen verschwindet, und je mehr der Mensch sich von der Ordnung und den Schranken entfernet, welche ihm die Natur vorschreibet, desto mehr wird er sittlich schlimm und verderbet." Daher kann die Menschheit nur aus der Liebe erneuert, die neue Staatsordnung nur aus gegenseitigem Verständnis geschaffen werden. Dieser ursprünglichen Liebe aber widerspricht die Ungleichheit der Stände: „Die Natur hat einen jeden mit den gleichen Rechten ver-

sehen . . . Worauf gründet ihr also, Große, Reiche und Mächtige der Erde! die Vorrechte über eure Brüder, worauf ihr euch so viel zu gute tut?" Gewiß hat auch die Natur die Gaben, die sie dem einzelnen verlieh, verschieden bemessen. Diese Unterschiede mögen bestehen bleiben, auch die Unterschiede der Stände, die darauf zurückgehen. Ist es doch wichtiger, daß alle in gleicher Weise glücklich sind und daß der Staat jedem Bürger die Güter vermittle, die er zu seinem Glücke braucht.

Falsch wäre es nur, sie in äußerlichen Dingen zu suchen. Auch die Freiheit ist nicht nur eine politische Freiheit, sie soll ebenso Freiheit von falschen Vorurteilen, eiteln Begierden und der Herrschaft unserer Einbildungskraft sein. Es kommt so für die wahre Freiheit nicht auf die Verfassung an: man kann unter einem König frei und in einer Republik ein Sklave sein.

Damit bewahrt Iselin seine Besonnenheit vor jedem radikalen Umstürzlertum. Die alten Formen sind schon recht, wenn sie nicht äußerlich, sondern innerlich erfaßt werden. Er ist mit der aristokratischen Verfassung zufrieden, wie sie die schweizerischen Republiken seiner Zeit haben: es ist billig, daß das Patriziat die Herrschaft habe; aber die Patrizier müssen wirklich die Besten und Tüchtigsten sein. Sein Buch gipfelt in dem Idealgemälde des Patrioten als des guten Bürgers. Unter der Leitung liebender und verständiger Eltern herangewachsen, hat er früh Bescheidenheit, Frömmigkeit und alle anderen Tugenden eines rechtschaffenen Menschen gelernt. In den Jünglingsjahren bildet er den edeln Trieb in sich aus, dem Vaterlande seine Kräfte zu leihen. Die Schulen der Weisen vermitteln ihm die Gabe, die Weisheit und Güte des Schöpfers zu verehren. In den Gesetzbüchern der Völker, in den Werken der Geschichte unterrichtet er sich über Recht und Menschen. So ist er gewappnet gegen alle Feinde. In allen seinen Handlungen sucht er nichts als den Beifall des Himmels, die Glückseligkeit der Menschen und das Vergnügen, das die Ausübung der Tugend dem Tugendhaften in so reichem Maße gewähret. Er beschützt die wahre Gelehrsamkeit, das Handwerk, die Handelschaft, besonders den Feldbau verehrt er. Die Religion ist ihm das vornehmste Mittel, die Tugenden der Bürger zu entwickeln. Staat und Kirche bringt er in Harmonie. Er haßt den Geist der Verfolgung und liebt die bürgerliche Freiheit. In dem Dienst anderer verzehrt er seine Kräfte.

In der Gedankenmasse der Aufklärung ist von Anfang an ein innerer Widerspruch, der je und je in das äußere Leben durchbrechen mußte: einerseits ist ihre Bewegung auf eine allgemeine Neuordnung der geistigen Bildung und eine gleichmäßige Völkerbeglückung gerichtet auf Grund der Überzeugung, daß alle Menschen von Natur frei und gleich geschaffen seien, andererseits bedingt die Idee der Autonomie eine starke Betonung des Individualismus. Leibniz schon hat den Widerspruch erkannt und ihn in den notwendigen Gegensatz zwischen der prästabilierten Harmonie und den individuell strebenden und wahrnehmenden Monaden aufgelöst.

Es ist oben dargetan worden, wie in der Volksbeglückungsidee des aufgeklärten Despotismus der Gegensatz zu einer fruchtbaren Spannung geworden ist: der einzelne kann sein Glück nur als Glied der Gemeinschaft finden, der er dient. Nun meldet sich der Gegensatz als neue Spannung zwischen dem politischen Lebensziel des einzelnen Volkes und dem Ideal der Völkerverbrüderung, oder zwischen nationaler und weltbürgerlicher Politik.

Schon in dem Titel von Iselins Schrift: „Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes" tritt der Widerspruch zutage. Wie kann ein Menschenfreund zugleich ein Patriot sein? Aber der Widerspruch ist hier in die edle philosophische Bildung, die Iselins politisches Denken durchleuchtet, eingehüllt. Die patriotische Gesinnung ist die Form, in der

sich die Humanität auf dem einzelnen Boden auswirkt, die Humanität das innere Licht, das den Patriotismus veredelt und vergeistigt.

Deutlicher hat auf den Gegensatz hingewiesen Johann Georg Zimmermann (1728—95), der spätere Leibarzt in Hannover, damals noch Stadtarzt in Brugg, in seinem Buche „Von dem Nationalstolze" (1758). Seine Heimat war eine Landvogtei der mächtigen Republik Bern, deren regimentsfähige Patrizier sich wohl einbilden mochten, daß der König von Frankreich mit ihnen als mit seinesgleichen verkehren müsse. An diesen Hintergrund muß man denken, wenn Zimmermanns Buch sich die Unterscheidung von falschem und echtem Nationalstolz zum Ziel setzt. Von falschem Nationalgeist zeugen alle Vorurteile, wie die des adeligen Standes, der besseren Religion, des Reichtums, des Ruhmes, der Macht oder endlich die Einbildung auf das eigene Bürgertum und die Verachtung alles Fremden, wenn es noch so groß ist. Echter Nationalstolz aber ist des rechtschaffenen Mannes Gefühl der Würdigkeit seiner Seele. Wie der einzelne der Selbstachtung bedarf, so auch ein ganzes Volk. Sie äußert sich in dem Stolz auf die Taten der Vorfahren, der uns zu eigener Tüchtigkeit und Freiheitsliebe ansporn; in der Pflege von Kunst und Wissenschaft. Wenn Zimmermann hier auf die unter dem Regiment despotischer Fürsten lebenden Nachbarvölker schaut, fühlt er seine Brust geschwellt von dem Bewußtsein, ein Schweizer zu sein. „Wann man mit den Vorteilen der Republikaner den unseligen Zustand derjenigen Völker zusammenhält, die unter der Regierung eines Despoten schmachten, so wird der Stolz um so viel deutlicher, den ein freies Volk empfinden muß, so oft es auf diese Widersächer der Menschheit herabsieht." Muß nicht der Republikaner, wenn er die Beispiele des Despotismus betrachtet, eine gewisse Erhabenheit in seinem Herzen empfinden? „Kann er sich enthalten, sich selbst als einen Liebling des Schicksals, als eine Kreatur von einer höhern Ordnung anzusehen? Der erhabenste Sklav liegt in der Kette der Wesen dem geringsten Republikaner zu Füßen." So bestimmt er schließlich: „Der gerechte, der erlaubte, und vernünftige Nationalstolz ist in den Republiken die Liebe des Vaterlandes, und die Liebe des Vaterlandes ist der eigentliche Nationalstolz."

103. Der Arzt Johann Georg Zimmermann, Verfasser des Buches „Von dem Nationalstolze", 1758.

Man spürt: Zimmermann läßt sich von jener Welle patriotisch-nationaler Begeisterung tragen, die eben damals, durch die menschliche Bildung der Aufklärung veredelt, die Herzen der besten seiner Landsleute erfüllte. Zwei Jahre nach dem Erscheinen seines Buches, am 3. Mai 1760, fand in Schinznach bei Brugg, von Iselin veranlaßt, eine Zusammenkunft von Vaterlandsfreunden statt, der außer Iselin der Zürcher Stadtarzt Hirzel, Salomon Geßner, Zimmermann u. a. beiwohnten. Es war der Anfang der Helvetischen Gesellschaft, einer Vereinigung zur Pflege fortschrittlich politischer und gemeinnütziger Ideen und allgemeiner Bildungsfragen auf vaterländischer Grundlage. Mit ihren Bestrebungen beginnt das allgemeine politische Leben und die Erneuerung der Wirtschaft in der Schweiz.

In Deutschland sahen die Fortschrittlichen mit Achtung und Bewunderung auf diese nationale Bewegung. Hatte schon Montesquieu in seinen „Persischen Briefen" (1721) die Schweiz das „Ebenbild der Freiheit" genannt; hatte Voltaire dreißig Jahre später in seinem „Jahrhundert Ludwigs XIV." von den Schweizern gerühmt, sie hätten die Freiheit bis heute bewahrt, ohne den Versuch zu machen, jemand zu unterdrücken, so bemächtigte sich nun, im Zeitalter der beginnenden Reisen in die Schweiz, diese Begeisterung für das freie Alpenland auch der Deutschen. Mit was für Empfindungen mußten Opfer fürstlicher Willkür wie J. J. Moser und Schubart nach der Schweiz sehen, diesem Arkadien der Freiheit, wie Moser sie nannte!

Auch die politische Literatur und die nationalen Bestrebungen der Schweizer verfolgte man im Reich mit besonderem Interesse. Friedrich der Große war nicht ohne Grund ein Freund der Schweiz und der Schweizer. Aber auch alle die, die aus dem Hasse gegen den absoluten Despotismus und aus der Neigung für die Staatsauffassung Friedrichs II. den Wunsch ableiteten, das staatliche Leben in Deutschland umzugestalten und ein nationales Denken zu schaffen, richteten ihre Blicke nach dem Alpenlande. Immer reger und zahlreicher wurden die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Schweizern, immer lebendiger der Austausch von Gedanken über die politische Aufklärung. An den Versammlungen in Schinznach nahmen deutsche Vaterlandsfreunde, sogar Glieder deutscher Fürstenhäuser teil. 1765 wurde der Herzog Eugen Ludwig von Württemberg förmlich als Mitglied aufgenommen. Welch ein Triumph für die Freunde einer völker- und ständeverbindenden Menschenverbrüderung, als man den deutschen Prinzen Arm in Arm mit dem Zürcher Bauer Jakob Guyer, dem bekannten Kleinjogg, herumgehen und beide sich vertraulich miteinander unterhalten sah!

Goethe hat später nach den Erfahrungen seiner ersten Schweizerreise 1775 in den Briefen Werthers aus der Schweiz über die Freiheit der Schweizer gespottet: „Frei wären die Schweizer? Frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? Frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man den Menschen nicht alles weismachen kann!" Allein was er als Zeichen der Unfreiheit der Schweizer anführt, der Schwarm von kleinen Tyrannen, die Fraubasereien und Philistereien in den Städten, die Armut und Einsamkeit der Bergbewohner, vermochte, wenn es auch das Ideal der Freiheit trübte, den Gegensatz zwischen deutscher Fürstenherrschaft und republikanischer Selbstregierung nicht zu verwischen. Zimmermann schien den Nationalstolz geradezu als ein Vorrecht der freien Schweizer hingestellt zu haben. Die Frage war, ob es auch für die Deutschen in der Monarchie, die nicht „Bürger", sondern „Untertanen" waren, ein Vaterland und eine Nation gab, für die sie sich begeistern konnten.

Friedrich Karl von Moser hat ihrer Beantwortung Geist, Wissen und Erfahrung gewidmet in seinen Büchern „Der Herr und der Diener" (1759), „Von dem deutschen Nationalgeist" (1765) und „Patriotische Briefe" (1767). In dem ersten, „Der Herr und der Diener", stellt er der bestehenden Auffassung des Fürsten und seiner Vorrechte das Ideal eines neuen Fürstentums gegenüber, worin Friedrichs des Großen Wort von dem ersten Diener des Staates verwirklicht werden soll. Schon allein die Tatsache, daß eine derartig kühne und freimütige Kritik an dem damaligen Regierungssystem sich vorwagen durfte, kann als Zeichen der Wandlung und als Beginn einer öffentlichen Meinung betrachtet werden: ein derartiges Werk wäre ein Menschenalter früher nicht möglich gewesen. Es war auch für jene Zeit, wo kriecherische Gesinnung gegen alles Höfische noch weit verbreitet war, eine Kühnheit, wenn Moser zeigte, wie gern die Deutschen bereit seien, in ihren Fürsten höhere Wesen zu verehren. „Wir sind nur allzu geneigt, das Beste von ihnen zu glauben, wir bedecken und entschuldigen gerne ihre

Fehler, wir achten und schätzen ihre guten Eigenschaften gerne aufs höchste, wie leicht ist es ihnen, für tugendhaft, gerecht, großmütig und menschenliebend gepriesen zu werden; ein Herr darf nur nicht offenbar ruchlos, lasterhaft, grausam, geizig und murrisch sein, so hat er sein Lob weg; er muß es sehr arg treiben, bis sein Name stinkend wird vor seinem Volke." Unerschrocken wird das Wort in das richtige Licht gestellt, ein Regent sei niemand als Gott von seinen Handlungen Rechenschaft schuldig: „Ein Herr achte doch die Liebe seiner Untertanen nie gering; sie reicht weiter als alle Gewalt. Er wird sie erwerben und erhalten, wann er zeigt, daß er sie nicht nur als Sklaven mit Furcht, sondern als freie Menschen mit Verstand regiere und in seinen Handlungen nicht nach einem blinden Instinkt, sondern nach Gründen zu Werke gehe, deren Rechtmäßigkeit sich vor dem vernünftigen Teil seiner Untertanen legitimieret." Im Gegensatz zu dem Regiment und der Hofhaltung der Rokokofürsten wird gefordert: „Ein Herr gewöhne sich doch, die Pflichten seines Amts den Rechten desselben allezeit vorzuziehen."

Dem Höfling und der Beamtenkreatur der Zeit wird eine neue Art des Dieners gegenübergestellt. Die herrlichsten Gesetze, die besten Gesinnungen des Herrn taugen nichts, wenn er nicht versteht, fromme, ehrliche, brauchbare und fleißige Leute sich, wenn immer möglich aus den Kindern des Landes, zu Dienern zu wählen. Sorgfältig werden die einzelnen Beamtenstufen und ihre Pflichten besprochen. Gegenüber den höfischen Kriechern, wie sie die Minister der Zeit so oft waren, wird gefordert: der Minister muß unbeugsam, geduldig, mutig und gerecht und dabei leutselig sein. Er soll „der Pflegevater und Vormund aller Schutz-, Trost-, Rat- und Hülfbedürftigen und würdigen Personen im ganzen Lande, der Vorsprecher des wahren Verdiensts, der Gelehrten, der Künste und jeden dem Staat nützlichen Mannes sein."

Als der „Herr und der Diener" erschien, stand Friedrich der Große mitten in dem gewaltigen Ringen des Siebenjährigen Krieges, dessen Ausgang zugleich auch über das Fürstenideal der Zeit entschied. Im gleichen Jahre 1759, da Mosers Buch hervortrat, begannen Lessings Literaturbriefe zu erscheinen, die Zeitschrift, die auf dem Gebiete der Kritik das erste Denkmal des Selbstbewußtseins des deutschen Bürgertums darstellt. Dort wird Mosers Buch mit der Bemerkung besprochen: es wolle die kleinen Tyrannen unter den Fürsten und Ministern bestrafen und zugleich den Grundriß von der Einrichtung einer vernünftigen Landesregierung geben.

Hatte auch der Untertan eines Fürsten das Recht, „patriotisch" zu empfinden? Zimmermann hatte aus dem Hochgefühl des Republikaners heraus den Nationalstolz als das Vorrecht des freien Schweizers verherrlicht — gab es für den „Fürstenknecht" ein Vaterland, wo doch der Monarch beanspruchte, Herr von Land und Leuten zu sein? Das war die Frage, die, auf Zimmermann hinweisend, Thomas Abbt (1738—66) in seinem Buch „Vom Tode für das Vaterland" (1761) zu beantworten unternahm. Die Frage war wohl der Prüfung wert in einer Zeit, wo so viele freiwillig oder gewaltsam angeworbene Söldner, darunter Scharen Landesfremder, auf den Schlachtfeldern des Siebenjährigen Krieges für den Preußenkönig ihr Blut verspritzten.

Abbt setzt sich für die Vaterlandsliebe des Preußen ein. Er wolle, sagt er, seine Mitbürger — dies stolze Wort ertönt jetzt — zum Dienste für das Vaterland ermuntern und mit edeln patriotischen Gesinnungen erfüllen. Und dann hört man: nicht nur der Republikaner soll stolz sein auf sein Vaterland, auch der Monarchist darf es, sofern sein Fürst nicht ein Despot ist. „Die Einrichtung der Monarchie schließt die Liebe zum Vaterland ebenso wenig aus, als sie in einer Republik beständig in gleichem Grade vorhanden ist." Die Vaterlandsliebe ist das einigende Band, das alle Angehörigen eines Staates umschließt, das die Unterschiede des Be-

104. Friedrich Karl von Moser. Kupferstich von J. A. Friedrich nach einem Gemälde von Ziesenis.

rufes und Standes aufhebt und alle einfach zu Bürgern macht. Diese allgemeine Verpflichtung aller auf die Liebe und den Schutz des gemeinsamen Vaterlandes bedingt das Volksheer: ,,Jeder Bürger ist ein Soldat, jeder Soldat ein Bürger, und jeder Edelmann Soldat und Bürger.“ Für dieses Vaterland soll der Bürger auch willig sein Leben hingeben. In edler und beschwingter Sprache malt Abbt aus, wie die Gesinnung der allgemeinen Vaterlandsliebe und Todesbereitschaft das ganze Leben der politischen Gemeinschaft durchdringt, den einzelnen hinausreißt aus der Selbstsucht der persönlichen Interessen, ihn für die Mitbürger, für Eltern, Kinder, Freunde sich opfern läßt, wie sie die Furcht vor dem Tode überwindet und so etwas Höheres in das Dasein des Bürgers bringt. Der edle Heroismus der Zeit des Siebenjährigen Krieges, wie er in Ewald von Kleist und Lessings Tellheim lebt, hat in dem Büchlein von Abbt seine Begründung und Verherrlichung gefunden.

Aber steht es nicht schlimm um den Patriotismus eines Volkes, wenn man seine Berechtigung und seinen Wert erst in langen philosophischen Abhandlungen beweisen muß? Gewiß, der Deutsche der Zeit wollte alles philosophisch bewiesen haben. Er war durch jahrzehntelange Entwöhnung gegenüber dem ursprünglichen Leben des Gemütes mißtrauisch geworden und mußte sein geistiges Dasein aus der Reflexion fristen. In Wahrheit hat Abbt eine Stimmung wiedergegeben, die damals, um 1760 herum, weite Volkskreise erfüllte.

Man spürt es aus Friedrich Karl von Mosers neuer Schrift ,,Von dem deutschen Nationalgeist“ (1765). Wo Abbt mit dem edeln Schwung philosophischer Bildung das politische Leben anzufeuern sucht, deckt Moser aus der bitteren Erfahrung des Staatsmannes die wirklichen Zustände in Deutschland schonungslos auf, um daraus mit männlichem Mut die Forderung des Wandels abzuleiten. Die Schilderung, die Iselin von dem wahren Patrioten entworfen, leitet ihn. An ihr mißt er die Wirklichkeit. ,,Wir sind,“ so beginnt er, ,,Ein Volk, von Einem Namen und Sprache, unter Einem gemeinsamen Oberhaupt, unter Einerlei unsere Verfassung, Rechte und Pflichten bestimmenden Gesetzen, zu Einem gemeinschaftlichen großen Interesse der Freiheit verbunden, auf einer mehr als hundertjährigen Nationalversammlung zu diesem wichtigen Zwecke vereinigt, an innerer Macht und Stärke das erste Reich in Europa, dessen Königskronen auf deutschen Häuptern glänzen und so, wie wir sind, sind wir schon Jahrhunderte hindurch ein Rätsel politischer Verfassung, ein Raub der Nachbarn, ein Gegenstand ihrer Spöttereien, ausgezeichnet in der Geschichte der Welt, uneinig unter uns selbst, kraftlos durch unsere Trennungen, stark genug, uns selbst zu schaden, ohnmächtig uns zu retten, unempfindlich gegen die Ehre unsers Namens, gleichgültig gegen die Würde der Gesetze, eifersüchtig gegen unser Oberhaupt, mißtrauisch untereinander, unzusammenhangend in Grundsätzen, gewalttätig in deren

Ausführung, ein großes und gleichwohl verachtetes, in der Möglichkeit glückliches, in der Tat selbst aber sehr bedauernswürdiges Volk.“

Der Geist des Eigennutzes beherrscht die Deutschen. Trotzdem es kein Land in Europa gibt, das es in der Menge gelehrter Literatur mit dem deutschen aufnehmen kann, so kennen die wenigsten Deutschen die Verfassung des Vaterlandes. In England, der Schweiz, Holland, Schweden redet jeder Kohlenbrenner und Bauer von den Nationalrechten, in Deutschland fragt höchstens der Bürger der Reichsstadt: Wie sieht's jetzt in Deutschland aus? Selbst die Fürsten und Edeln kümmern sich nicht um deutsche Politik, kennen die Reichsgesetze nicht. Überall ist Zersplitterung und Sonderstreben. „Vaterland wird ein toter Name, dessen man nur noch ehrenhalber Erwähnung tut, wie in den Leichenpredigten der Ahnen, deren Güter und Titul man ererbet hat.“

Unter den Vorschlägen zur Pflanzung der Vaterlandsliebe und Staatsgesinnung nimmt auch bei Moser die richtige Heranbildung der Jugend die Hauptstelle ein. Mit der Verbesserung des politischen Unterrichtes an den Universitäten, der jetzt nur ein trockenes Repertorium von Gesetzen ist, muß begonnen werden. Die Wissenschaft soll mit dem Leben, der akademische Lehrer mit dem Staatsmann in Verbindung treten. Schon hier wird auf das Beispiel der Helvetischen Gesellschaft verwiesen: auch den Deutschen täten solche Vereinigungen der leitenden Männer gut.

Mosers Schrift hat starken Widerhall gefunden. Eine Reihe von Flugschriften, teils zustimmende, teils bekämpfende, hat sie angeregt. Der Verfasser selber griff nochmals zur Feder und gab in „Patriotischen Briefen“ einen ausführlichen staatsrechtlichen und geschichtlichen Kommentar zu der Schrift von dem Nationalgeist. 1762 war Rousseaus Contrat social erschienen mit seiner leidenschaftlichen Begründung der Souveränitätsrechte des Volkes gegenüber den Fürsten. Man spürt den Einfluß dieser demokratischen Gedanken in Mosers Schrift. Klar tritt jetzt die Souveränitätsidee hervor. Der Nationalgeist, so bestimmt er nun deutlicher für die Schwerfälligen, ist die Denkart des Volkes. Aus ihm sind erst Gesetz und Reichsverfassung entstanden. Der Nationalgeist, der in ihnen lebt, erfüllt sie mit höherm Gehalte. Er hebt als Wille des Volkes das Gesetz über den Fürsten. Die Politik soll nicht Hofpolitik, sondern Nationalpolitik werden; der Beamte nicht Höfling und Diener des Fürsten, sondern Diener des im Staate verkörperten Volkes sein. „Noch lebt in uns der Geist der Freiheit, Liebe des Vaterlands, noch haben wir von diesen Gesinnungen belebte Reichsstände, Ministeria und redlich denkende Patrioten in allen Ständen, Religionen und Partikularverfassungen. Können wir uns nur halb loben, so dürfen wir uns doch nicht ganz schelten, sondern auch hoffen. Verloren ist jeder Staat nur alsdann, der an seiner eigenen Kraft verzagt.“ Von hier aus entwirft Moser in dem mutigen Glauben des Aufklärers ein großgeschautes Bild der politischen Stärkung Deutschlands und gibt Vorschläge zur Verbesserung der Zustände in Reich und Einzelstaaten. Der Mittelpunkt und Träger der nationalen Gesinnung und des von ihr genährten politischen Lebens soll, nach dem Beispiel der Schweiz, auch in Deutschland eine Gesellschaft patriotischer Männer sein.

So strömte um 1760 eine hochgehende Flut staatlichen Wollens über die Deutschen hin und riß sie aus der Vereinzelung persönlichen Eigennutzes hinaus in ein weites Meer gemeinsamen Schicksals. Das Interesse blieb auch noch im folgenden Jahrzehnt wach. Um 1770 griff der alte Albrecht von Haller zur Feder und erörterte in drei politischen Romanen, die 1771—74 erschienen, die verschiedenen Möglichkeiten der Verfassung, den aufgeklärten Absolutismus, die konstitutionelle Monarchie und die wahre Aristokratie. 1772 gab Wieland seinen „Goldenen

Spiegel", einen staatsphilosophischen Roman, heraus, worin er das Idealgemälde eines menschenfreundlichen und aufgeklärten Monarchen entwarf, der, von einem edeln Weisen geleitet, seinem Volke die Segnungen des religiösen Friedens, der Denkfreiheit und der wirtschaftlichen Wohlfahrt schenkt. Er dachte dabei an Josef II., der freilich schnöderweise den Wink Wielands nicht merkte.

Aber gerade diese Romane bekunden eine Abschwächung der politischen Bewegung der fünfziger Jahre. Denn sie leiteten die Ideen aus der leidenschaftlichen Erörterung der Nöte und Aufgaben des Tages in die literarische Form staatsphilosophischer Theorien hinüber und entzogen ihnen den brennenden Gehalt der Gegenwart. Der platonische Charakter der ganzen Nationalbewegung trat damit unverhüllt zutage.

Wie hätte in dem damaligen Deutschland, in dem Hunderte von Fürsten und Herren unverrückt die Zügel ihrer Herrschaft festhielten, von der Gesamtheit der selbstbewußten Bürger getragen, ein allgemeines politisches Leben entstehen können? Wohl war, als unverlierbarer Schatz, ein deutsches Volksbewußtsein entstanden. Aber es blieb Gesinnung, Geist; es verzichtete und mußte verzichten auf jegliche Auswirkung im politischen Handeln. Gerade die siebziger Jahre, in denen die politische Bewegung in den staatsphilosophischen Romanen ausklang, war auch die Zeit einer bedeutenden Verinnerlichung und künstlerischen Steigerung des deutschen Geistes.

Charakteristisch ist Goethes Entwicklung. In dem „Götz von Berlichingen" hatte er, aus einem starken staatsrechtlichen Interesse und vaterländischer Gesinnung heraus, den tragischen Untergang eines ritterlichen Kämpfers für deutsches Volkstum und deutsche Freiheit geschildert. Es war zugleich auf lange Jahre hinaus der Abschied von der politischen Dichtung. In den folgenden Dichtungen, dem „Werther", „Clavigo", „Stella", kehrte er in die Innenräume des menschlichen Herzens ein und versuchte, aus dessen labyrinthischen Gängen den Ausweg zu finden. Nicht mehr der Bürger und der Deutsche, der einzelne Mensch als Glied der überstaatlichen Natur hatte sein Denken in Anspruch genommen. Wenn er in „Egmont" noch einmal einen scheinbar politischen Stoff aufgriff, so hat er ihn in Wahrheit nicht politisch gestaltet. Was ihn interessierte, war der dämonische Charakter Egmonts, der gerade um seiner Dämonie willen, seiner Abhängigkeit von einer überirdischen Lebensleitung, zum politischen Handeln untauglich ist. So aber ging es den Deutschen gegen 1780 allen. Der Sturm und Drang peitschte sie auf, oder die Empfindsamkeit erweichte sie, und die Verherrlichung der Eigenrechte des Individuums beherrschte maßlos die Literatur.

Wenn Goethe 1775 nach Weimar ging, dort ernster Selbsterziehung pflegte und den Überschwang des Individualismus überwand, so hat auch diese Wendung zeitsymbolische Bedeutung. Für den Deutschen konnte die politische Frage vorderhand nur einzelstaatlich und monarchisch beantwortet werden, nicht national und bürgerlich. Als Freund des Herzogs hat Goethe es unternommen, die Aufklärungsideale der Gerechtigkeit und Volksbeglückung durch Erziehung des Fürsten und eigene Arbeit zu verwirklichen. Er ist das Muster eines Beamten geworden, wie ihn Fr. K. von Moser forderte. Andere Fürsten und Minister gingen den gleichen Weg. Die überwiegende Mehrheit der Untertanen fühlte sich wohl. Was brauchte es noch einer politischen Bewegung?

Bleibend war von der Weckung des bürgerlichen Gemeinschaftsbewußtseins in der Mitte des Jahrhunderts nur ein soziales Ergebnis: die Steigerung des gemeinnützigen Sinnes. Er tat sich kund in der Begründung philanthropischer Anstalten und Einrichtungen. Der Zusammenhang der menschenfreundlichen Bewegung mit der politischen ist am deutlichsten in Basel,

wo Isaak Iselin 1777 eine Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen gründete. Nach ihrem Muster bildeten sich entsprechende Gesellschaften in der Schweiz und in Deutschland, in Zürich, in Lübeck und anderswo. Stiftungen entstanden, die Not und Armut zu lindern. Hatte es schon im 17. Jahrhundert Waisenhäuser gegeben, so wurden sie jetzt vermehrt und verbessert. Versicherungskassen wurden errichtet, vor allem für die Angehörigen der Lehrer und Geistlichen, allein in Berlin gab es um 1779 deren neun. Man versicherte sich gegen Feuerschaden, in Sachsen bereits seit 1729, in Preußen seit 1742, in Braunschweig und Hannover seit 1750. In Weimar führte Anna Amalie von 1763 bis 1772 die Feuerversicherung ein. In Schlesien entstand 1765 eine Versicherungsanstalt gegen Schaden durch Viehseuchen. In Nürnberg wurde 1777 eine Leibrentengesellschaft gegründet. Sparkassen und Leihämter entstanden, in Zürich 1754, in Braunschweig 1765, in dem badischen Bezirk Bonndorf 1767. Armenunterstützungswesen und Krankenfürsorge wurden geregelt. In Nürnberg zählt Nicolai um 1780 nicht weniger als ein halbes Dutzend Krankenhäuser auf, darunter ein Lazarett für Geschlechtskranke.

Alle diese Gründungen sind den Volksbeglückungsabsichten der Aufklärung entsprungen. Aber sie zeigen auch, wie die Aufklärung in Deutschland politisch unfruchtbar blieb, wie hier die demokratische Aufgabe der Gestaltung des Volksschicksals sich zur Sorge um das Gedeihen des einzelnen materialisierte. Je mehr man sich dem Schlusse des Jahrhunderts nähert, um so dünner wird das politische Bewußtsein, bis es schließlich von der Idee des Weltbürgertums und der allgemeinen Menschenbildung aufgesogen wird. A. W. Schlegel hat um 1790 bekannt, dem gegenwärtigen aufgeklärten Volke sei die Zaubergewalt des Wortes Vaterland verloren gegangen. An die Stelle des Patriotismus sei ein allgemeineres, aber eben daher auch kälteres Interesse für die Menschheit getreten. In Goethes und Schillers Xenien steht das aus völliger politischer Hoffnungslosigkeit geborene Epigramm auf den deutschen Nationalcharakter:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens.
Bildet, ihr könnt es, dafür, freier zu Menschen euch aus.“

105. Krankenzimmer im Hospital. Kupferstich von D. Chodowiecki aus dem „Wandsbecker Boten“.

DIE WIRTSCHAFT

In der Aufklärung steckt, bei aller Geistigkeit ihrer anfänglichen Absichten, ein stark materialistischer Zug. Das frühe Einströmen calvinistischer Geschichtsbetrachtung in ihre Ideenbewegung schafft eine kräftige Betonung des Wertes irdisch-wirtschaftlicher Kulturbetätigung. Aus der Zersetzung der dogmatischen Grundbegriffe der Orthodoxie, vor allem des Unsterblichkeitsglaubens, ergibt sich die Forderung einer weitgehenden Sicherung und Bereicherung des irdischen Lebens. So ist die Aufklärung auch für die Entfaltung der Volkswirtschaft überall da bedeutungsvoll geworden, wo nicht schicksalhafte Verhältnisse, geographische Lage und die Verteilung der politischen Macht, hemmend im Wege standen.

Nichts beweist eindringlicher die innere Schwäche Deutschlands in der ersten Hälfte noch des achtzehnten Jahrhunderts als die Notlage der Landwirtschaft und die Armut der Bauernbevölkerung. Unter den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges hatte der Bauernstand am schwersten gelitten, dessen Häuser und Felder der Beutegier und Grausamkeit des Kriegers fast schutzlos preisgegeben waren. Grimmelshausens „Simplicissimus" gibt ein erschütterndes Bild solcher Überfälle. Fast wehrlos muß der Bauer zusehen, wie seine Felder verheert und geplündert, das Korn zerstampft oder verbrannt, seine Ställe ausgeraubt, sein Haus angezündet, seine Angehörigen mißhandelt oder getötet werden. Die jahrelange Verwüstung, der verwahrloste Zustand, in dem der Krieg sein Hab und Gut zurückließ, hatten Mut und Tatkraft gelähmt, und wo sie noch vorhanden waren, fehlten vielfach die Mittel zum Wiederaufbau. So begnügte man sich mit der Sorge für die tägliche Notdurft und war zufrieden, wenn nicht die Ungunst des Himmels den kärglichen Ertrag des Gutes noch vollends vernichtete.

106. Der Soldat beim Bauern im Quartier. Kupferstich.

Die bäuerliche Neigung zum Beharren beim Althergebrachten war unter diesen Verhältnissen zu einer fast stumpfsinnigen Befolgung von Arbeitsregeln und Betriebsweisen erstarrt, die vielfach in das germanische Altertum zurückreichten. Immer noch herrschte der Flurzwang. Der einzelne Landmann durfte seinen Boden nicht nach eigenem Gutdünken bebauen, sondern mußte sich dem Brauch und Willen der bäuerlichen Gemeinschaft fügen, deren Glied er war. Das gesamte Ackerland einer Gemeinde war in drei Teile, Gewanne oder Zelgen genannt, geteilt. Deren Bestellung geschah nach dem Grundsatz der Dreifelderwirtschaft. Abwechselnd wurde innerhalb der Gewanne der eine Teil des Landes das eine Jahr mit Wintergetreide (Weizen, Korn usw.) bestellt, das zweite Jahr mit Sommergetreide (Hafer oder Gerste), im dritten Jahr ließ man den Boden brach liegen, benutzte ihn als

Der Römerberg in Frankfurt a. M. am Markttage.
Gemälde von Christian Georg Schütz d. Ae. aus dem Jahre 1754. Frankfurt, Staedelsches Kunstinstitut.

Tafel VIII.

107. Marodierende Soldaten. Gemälde von J. K. Seekatz.

gemeinsames Weideland und pflügte ihn dann im Juni ein erstesmal um, der davon den Namen Brachmonat (von brachen, umbrechen) bekam. Jeder Bauer hatte in allen Gewannen Grundbesitz, um, bei dem Wechsel der Bebauungsweise, jedes Jahr Sommer- und Wintergetreide ernten zu können. In manchen Küstengegenden herrschte die Feld-Graswirtschaft, ein beliebiger Wechsel von Acker- und Weideflächen, in den Gebirgsgegenden die reine Weidewirtschaft. Ging man von dem Ackerbau zur Gras- und Weidenutzung über, so fand keine Aussaat von Gräsern oder anderen Futterpflanzen statt, sondern man überließ die Felder dem natürlichen Graswuchs.

Solange die Kenntnis der Wachstumsbedingungen und der Nährstoffe des Bodens fehlte, war eine Steigerung des Ertrages ausgeschlossen. Der Mangel an Futtermitteln gestattete nur einen bescheidenen Viehstand. Rindvieh wurde wenig gehalten und stand tief im Preise. Eine ungemästete Kuh galt in der ersten Hälfte des Jahrhunderts 4—8 Taler, ein Ochse 10—12 Taler. Nur in den fetten Marschgegenden und in den Alpengebieten sah man Rinderherden. Größere Sorgfalt verwendete man auf die Pferde- und Schweinezucht. Vor allem aber hielt man Schafe, deren Zucht, weil sie mit dem geringsten Futter vorlieb nahmen, wie es auf den Brach- und Stoppelfeldern wuchs, und die Wolle hohe Preise erzielte, verhältnismäßig am besten rentierte.

Die Steigerung der Fruchtbarkeit durch Dünger war bekannt. Aber bei dem geringen Ertrag an Futter und der bescheidenen Viehhaltung herrschte Mangel an Dünger. Als solcher galt Stallmist, Kalk und Mergel. Man verwendete Dünger vor allem für den Getreidebau, der im Mittelpunkt der Landwirtschaft stand. Künstliche Bewässerung der Wiesen kannte man nicht. Man mähte auf geringerem Land einmal, auf besserem zweimal. Im Frühling und Herbst trieb man das Vieh auf die Wiesen zur Weide. Sorgfältig angebaut waren vor allem die Gärten, in denen man Obst, Gemüse, auch Hopfen pflanzte. Völlig vernachlässigt war der Wald.

So stand der Landbau am Anfang des Jahrhunderts auf tiefer Stufe. Ein verhängnisvoller Kreislauf bestimmte sein Schicksal. Die geringe Sorgfalt in der Bebauung des Bodens gab wenig Ertrag. Die Spärlichkeit des Futters gestattete nur einen kleinen Viehstand, und dieser lieferte

wenig Dünger. Der Mangel an Düngemitteln wiederum war schuld an der Magerkeit des Bodens und der Kleinheit des Ertrages.

Zu der Armut nach dem Dreißigjährigen Kriege und der Unkenntnis, Gleichgültigkeit und geringen Sorgfalt in der Bewirtschaftung des Bodens traten als dritte Ursache der bäuerlichen Not die soziale Lage und die Rechtsverhältnisse des ganzen Standes. Der Bauer, das heißt der kleine Grundbesitzer, war der am wenigsten geachtete Stand: Fürsten, Adel und Bürger sahen auf ihn herab und nutzten ihn aus. Manchem galt der Bauer weniger als ein Stück Vieh. Johann Georg Kayßler, der um 1730 Deutschland bereist hat, berichtet von einem deutschen Fürsten, der ein großer Jagdliebhaber war, er pflege von den umgekommenen Wildschweinen zu sagen, sie seien gestorben, von den armen Bauern aber, sie seien krepiert. Die Verelendung der Bauern nach dem Dreißigjährigen Kriege hatte viele von ihnen genötigt, die Hilfe der wohlhabenderen Gutsherren anzurufen, und diese sprangen ihnen schon deswegen bei, weil sie sonst der bäuerlichen Abgaben verlustig gegangen wären. Die Bauern erhielten Holz und Steine, um ihre Häuser wieder aufzubauen und sich Geräte anzufertigen. Oder sie wurden von den Herren mit neuem Vieh ausgestattet. Sofort aber leiteten die Gutsherren aus dieser Hilfeleistung eine verschärfte Abhängigkeit der Bauern von der Herrschaft ab. Die Untertanen verfielen völliger Leibeigenschaft, verloren das Eigentumsrecht an ihren Gütern und mußten den Herren für alle Dienste und Arbeiten, die von ihnen verlangt wurden, zur Verfügung stehen. Oder aber die Herrschaft betrieb das sogenannte Bauernlegen: wüste Hufen, die ihre Besitzer nicht selber zu bewirtschaften vermochten, wurden eingezogen, zum herrschaftlichen Besitz geschlagen und ihre früheren Eigentümer mit ihren Angehörigen als Kätner, Büdner oder Häusler innerhalb des Gutsbezirkes angesiedelt und für alle möglichen Dienstleistungen verwendet. Noch Friedrich der Große mußte seinem Adel mehrmals das Legen von Bauern verbieten.

Dadurch waren immer mehr Bauern in die Abhängigkeit des Adels geraten. Das Wenige, was sie auf ihren mageren Feldern ernteten, gehörte ihnen nur zum Teil. Vor allem in den ehemals slavischen Ländern im Osten, in Mecklenburg, Pommern, Böhmen, war ihr Los sehr hart. Besser waren die Verhältnisse in Hannover und Westfalen. Am Rhein und in Süddeutschland kam die Leibeigenschaft nur vereinzelt vor. Aber auch wo sie nicht bestand, waren die Bauern durch Gesetze und schwere Abgaben gedrückt. Die größeren Gutsbesitzer konnten ihr Vieh nach Gutdünken auf ihrem Lande weiden lassen. Die Abgaben, Steuern, Zehnten, die sie zu entrichten hatten, bestanden teils in Geld teils in Naturleistungen. Lieferten sie Zinsgetreide ab, so hatten sie Maßgeld zu zahlen. Von Obst und Tabak mußte der Zehnte entrichtet werden. Gänse, Hühner, Enten, Kapaunen wanderten als Abgaben ins Schloß. Für die Heirat wurde ein Konsensgeld erhoben. Wurde bei einem Bauern eine Exekution durchgeführt, so mußte er die Beköstigung der Beamten bestreiten.

Die Frondienstpflicht nötigte ihn, seine eigene Arbeitskraft und die seiner Angehörigen und seiner Zugtiere dem eigenen Betriebe zu entziehen und dem Herrn zur Verfügung zu stellen, sobald dieser ihn aufrief. Und die Herrschaft machte rücksichtslos von ihrem Rechte Gebrauch. Es kam vor, daß man einen Bauern mehrere Stunden weit mit Wagen und Pferden aufbot, um ihn einen Tag fronen zu lassen. Johann Jakob Moser erzählt, daß in manchen Gegenden der Bauer fünf Tage in der Woche fronen und am sechsten neben der eigenen Leibesnahrung noch die Landessteuern verdienen mußte. Der hannoversche Justizrat von Münchhausen weist in seiner Schrift „Vom Lehensherrn und Dienstmann“ (1793) voll Empörung auf diese Mißstände hin: „Was soll man sagen, wenn der Bauer eine fremde vorjährige Ernte über Land fahren muß, während die jetzige eigene dringend seine Gegenwart erfordert; wenn er ein Prunkgebäude auf-

108. Prunkvolle Wasserjagd, abgehalten bei Gelegenheit einer fürstlichen Vermählungsfeier im Jahre 1748.

führen helfen muß, indes seine nutzbare Hütte verfällt; wenn er, oft eines leeren Höflichkeitsbriefes wegen, als Bote ausgeschickt wird, indes vielleicht seine sterbende Mutter nach ihm verlangt; wenn er meilenweit kommen muß, um einige Heller Zins zu entrichten?“ Kam es doch noch 1790 tatsächlich vor, daß fronende Bauern, die mit Weidenköpfen beschäftigt waren, nicht entlassen wurden, als sie in ihrem Dorfe eine Feuersbrunst ausbrechen sahen. Schließlich liefen sie einfach davon.

Besonders schwer lastete das Jagdrecht und die noble Jagdpassion der Fürsten und Adeligen auf der bäuerlichen Wirtschaft. Bei den großen Jagden mußte der Bauer als Treiber fronen. Da das Wild zur Lust der Herren in möglichst großer Zahl gehegt wurde, so hatte der Bauer den Schaden, wenn es aus den Wäldern ausbrach und Saatäcker und Gärten verwüstete. Abschuß oder Tötung durch Knüttel war unter schwerer Strafe verboten. Zur Einzäunung der Felder fehlte es meist an Mitteln und Zeit. Noch am Ende des Jahrhunderts kam es vor, daß in der Gegend von Ansbach die Bauern auf ihren Feldern Wache standen und durch lauten Lärm das massenhaft aus den Wäldern ausbrechende Hochwild zu vertreiben suchten. Der Schaden, den die Tiere anrichteten, ging an manchen Orten in viele Tausende. Im Ansbachischen betrug er in einem Umkreis von zweihundert Dörfern jährlich etwa 150000 Gulden oder nahezu die Hälfte des gesamten Ertrages. In Kurhessen verwüsteten die Wildschweine oft in einem Umkreise von 3 bis 4 Meilen alle Fluren und verursachten einmal in gegen 20 Gemeinden völligen Mißwachs.

Was für ein seltsamer Widerspruch: zu der gleichen Zeit, wo Höflinge und Städter, durch

109. Das „Große Hauptjagen“. Kupferstich aus Döbels „Jägerpraktica“, Leipzig 1746.
Die mit der folgenden zusammenhängende Abbildung zeigt einen mit Tüchern eingefriedeten Platz, auf welchem das Wild aus weiten Waldbezirken zusammengetrieben worden ist, um dann vor die Flinten der Jäger gehetzt zu werden.

Rousseau angefeuert, das Leben in der Natur als das Ideal menschlichen Daseins priesen und den Bauer als ein höheres und glücklicheres Wesen verherrlichten, war tatsächlich das Los des Landmanns das denkbar härteste. Er mußte bei der Unwirtschaftlichkeit seines Betriebes und der Last von Abgaben und Diensten sich sein Leben lang abmühen, um dann vielleicht am Ende eines jahrelangen Leidens zu erleben, daß ihm sein Gut weggenommen wurde, weil er die Lasten nicht mehr zu tragen vermochte. Justus Möser hat 1771 ein erschütterndes Bild einer solchen „Abmeierung“ entworfen: Von einem Hofe starben der Bauer und die Bäuerin weg, deren Vorfahren das Gut völlig zu eigen besessen hatten. Der gutsherrliche Verwalter erscheint, schreibt alles auf, was im Hause ist, und der Sohn muß ihm alles, Früchte, Vieh, Hausgeräte, aufs teuerste bezahlen, wenn er nicht sein ganzes Gut auf einmal verlieren will. Alles bare Geld, das er findet, nimmt er an sich, so daß der Sohn nicht einmal mehr die Mittel hat, um das Begräbnis der Mutter zu bezahlen. Wie der Sohn sich durch eine Heirat erholen will, muß er dem Verwalter den Brautschatz seiner Frau zum Weinkauf drangeben. Da er beim Sterbefall vergessen hat, ein Fohlen, das auf der Weide war, anzugeben, zieht ihn der Verwalter vor Gericht, und er verliert den Prozeß. Er hat Unglück mit Ernten und Tieren, so daß er die gutsherrschaftlichen Zinsen und die Anteile seiner Brüder am Erbe nicht bezahlen kann. Schließlich wird er aus dem Hofe gesetzt.

Und doch waren damals, als Möser dieses traurige Bild ländlichen Lebens zeichnete, be-

110. Das „Große Hauptjagen“, Fortsetzung von Abbildung 109. Zwischen dem Raum, in dem das Wild eingeschlossen war, und der eigentlichen Walstatt, dem sogenannten „Lauf“, ließ sich durch verschiebbare Tücher eine Verbindung herstellen. Auf einen Wink des Jagdherrn wurden die Tücher weggezogen und das Wild raste an dem Schirm, unter dem die Schützen standen, vorbei. Ein Schnellfeuer, an dem sich auch Damen beteiligten, begann. Die Strecke des erlegten Wildes muß sehr hoch gewesen sein; sie belief sich bei einer in Württemberg im Jahre 1748 abgehaltenen Jagd auf 5000 Stück.

reits umfassende Versuche und Maßnahmen unternommen worden, um den Ertrag der Landwirtschaft zu steigern und die Lage der Bauern zu verbessern. Möser hat den Satz geprägt: der Staat sei der dauerhafteste, dessen Wohl auf den Ackerbau gegründet sei, und Deutschland würde das mächtigste Volk werden, wenn es nur auf Mittel dächte, seine Ausfuhr zu vermehren, und dadurch seine ungenutzten Heiden anzubauen gereizt würde. Das Wort wurde in der Mitte des Jahrhunderts zum Leitgedanken deutscher Volkswirtschafter. Erfahrene und gebildete Ökonomen wie Johann Gottlieb Eckhart und Johann Georg Leopoldt suchten durch Lehrbücher die Landwirtschaft zu fördern. Doch fehlte beiden noch die Kenntnis der Naturgesetze des tierischen und pflanzlichen Lebens. Wichtig war für die Umgestaltung des landwirtschaftlichen Betriebes die Ausbildung der Kameralwissenschaft. Man verstand darunter nicht nur die gesamte Volks- und Staatswirtschaftslehre, sondern auch die Lehre von der Privatwirtschaft in all ihren Zweigen, also auch Landwirtschaft und Technologie. Friedrich Wilhelm I. von Preußen ging auch hier bahnbrechend vor. Er errichtete an den Universitäten Halle und Frankfurt a. d. O. 1727 die ersten Lehrstühle für Kameralwissenschaft. Rasch erkannte man die volkswirtschaftliche Wichtigkeit des neuen Faches, und bald wurden weitere Lehrstühle,

111. Stube aus Tannheim bei Füssen. Ende 18. Jahrhundert. Nach A. Schöpp. Alte deutsche Bauernstuben.

so in Rinteln, Leipzig, Helmstädt, Göttingen, Wien, errichtet. Um 1770 gab es keine deutsche Hochschule, an der nicht Cameralia gelehrt wurden. In Kaiserslautern erstand 1774 sogar eine eigene Kameralhochschule.

Die Bedeutung der Kameralwissenschaft liegt darin, daß durch sie rationale Grundsätze und Wirtschaftsmethoden in die bisher rein praktisch und erfahrungsmäßig betriebene Landwirtschaft hineingetragen und damit der Geist der Aufklärung auch auf diesem Lebensgebiete wirksam wurde. Das in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts am meisten verbreitete Lehrbuch der Landwirtschaft, das den Kameralisten von Göttingen, Beckmann, zum Verfasser hatte und 1769 erstmals erschien, führt so bezeichnenderweise den Titel: „Grundsätze der teutschen Landwirtschaft." Ausdrücklich stellt Beckmann dem praktischen Betrieb der Landwirtschaft, in dem immer wieder die Vorschriften und Gewohnheiten der Vorfahren befolgt werden, den wissenschaftlichen gegenüber, in dem in „systematischer Ordnung gründliche Anleitung gegeben wird, wie man zu eben diesem Endzwecke, aus wahren Grundsätzen und zuverlässigen Erfahrungen, die Mittel finden soll. Die empirische oder praktische Kenntnis ist oft unsicher, zu sehr eingeschränkt und bei vielen Vorfällen unzulänglich; die wissenschaftliche Kenntnis aber gründet, sichert und erleichtert die wirkliche Ausübung der Ökonomie, und mit ihr muß also der Anfang der gründlichen Erlernung derselben gemacht werden." So hat Beckmann auch anerkannt, daß ohne naturwissenschaftliche Kenntnisse ein rationaler Landbau geradezu unmöglich ist. Die Naturwissenschaft wird ihm zu einer landwirtschaftlichen Hilfswissenschaft; er beruft sich auf Buffon, Linné, Du Hamel und andere hervorragende Naturforscher der Zeit.

Andere Vertreter der Kameralwissenschaft decken in dem unrationalen Betrieb und dem Flurzwang eine verhängnisvolle Ursache des Darniederliegens der Landwirtschaft auf. So der Mainzer Professor Johann Friedrich von Pfeiffer in seinem „Lehrbegriff sämtlicher ökonomischer und Kameralwissenschaften" (1773—78). Er kämpft gegen die Dreifelderwirtschaft, die beständig einen großen Teil des nutzbaren Landes brach liegen lasse, fordert Bebauung der Brache mit Futterkräutern und Kartoffeln, Abschaffung der gemeinsamen Weiderechte auf dem Ackerlande und des Weidgangs in den Wäldern und stellt den Grundsatz eines proportionalen Verhältnisses zwischen Ackerbesitz und Viehfutter, Viehstand und Mistvorrat auf. Im gleichen Sinn dringt von Seite der praktischen Landwirtschaftslehre u. a. Johann Christian Schubart auf die Beseitigung des Flurzwanges, der gemeinsamen Weiderechte auf dem Ackerland und des Frondienstes. In diesen Zusammenhang gehören jene Aufsätze, die Justus Möser

als Geheimreferendar bei der osnabrückischen Regierung in den Osnabrückischen Intelligenzblättern veröffentlichte, und die seine Tochter unter dem Titel „Patriotische Phantasien" herausgab (1775 bis 1786). Aus gründlicher Kenntnis des Landvolkes und der Landwirtschaft, sowie der einheimischen Rechtsgeschichte stellt er, bald in Erzählungen, bald in Aufsätzen, bald satirisch, bald humoristisch, bald sachlich-ernst die wirkliche Lage der Bauernbevölkerung dar, ihre Not, ihre Unbehilflichkeit, die Ertraglosigkeit ihrer Wirtschaft, ihre Einengung durch veraltete Rechtsgebräuche, ihre Bedrückung durch allzu schwere Lasten. Er deckt die Bedeutung des Strohs für die Düngung auf und eifert gegen das Kornbrennen in Zeiten des Kornmangels. Er macht Vorschläge zur Erleichterung des Loses hofgesessener Schuldner und rät, durch Abfassung volkstümlicher Lehrwerke die Landbevölkerung über sie betreffende Rechtsfragen aufzuklären. Er gibt Anweisungen für Bienenzucht, spricht über das Hüten der Schweine und erörtert die Folgen der Freilassung der Leibeigenen auf einem Gute. Kurz, es gibt kein Gebiet der Landwirtschaft, über das er nicht klug, gründlich und wirkungsvoll Aufklärung zu verbreiten gesucht hätte.

112. Pesel aus der Wilstermarsch. II. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Flensburg, Museum.

In der Schweiz hatte schon in der Mitte des Jahrhunderts aus eigenem Antrieb ein einfacher Bauer derartige Verbesserungen auf seinem Gute durchgeführt: Jakob Guyer von Wermetswil bei Uster im Kanton Zürich, der berühmte Kleinjogg. Der Zürcher Stadtarzt J. C. Hirzel, selber für die Hebung der Landwirtschaft aufs stärkste interessiert, hat Guyers Tätigkeit in seinem Buche: „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers" (1761) beschrieben. Als Physiokrat sieht Hirzel in der Pflege und Förderung der Landwirtschaft den sichersten Weg zur inneren Stärke und Glückseligkeit eines Volkes: „Der Staat, in welchem die Früchte des Landes die Einwohner ernähren, bleibt von andern Ländern unabhängig." Man hat aus diesem Grunde in der Schweiz angefangen, die Landwirtschaft zu heben durch Einführung neuer Feldgeräte und Anpflanzung neuer Arten von Bäumen und Feldgewächsen wie Erdäpfel, türkisch Korn oder Mais. An diesen Bestrebungen nimmt Guyer aus eigener Not und Einsicht teil. Das Gut, das er von seinem Vater ererbt hat, umfaßt 94 Jucharten. Seinen Ertrag hat er mit seinem Bruder zu teilen, und beide haben ihre Familien, die zusammen elf meist minderjährige Kinder zählen, davon zu unterhalten. Auf dem Hofe, dessen Wert auf 8000 Gulden geschätzt wird, liegt eine Schuldenlast von 5000 Gulden, für die jährlich wenigstens

113. Sommerstube aus der Krempermarsch. Um 1750. Altona, Museum.

200 Gulden Zins zu zahlen sind. Die Notwendigkeit, den Ertrag soweit als möglich zu steigern, zwingt Guyer so zu einer klugen Bewirtschaftung. Er hat eingesehen, daß eine richtige und reichliche Düngung und eine zweckmäßige Bewässerung die Fruchtbarkeit der Wiesen und Felder zu heben vermag. Auf die Bereitung der Düngemittel verwendet er eine besondere Sorgfalt. Er hält nur so viel Vieh, als er füttern kann. Den schweren Lehmboden der Wiesen verbessert er durch Sand, den Boden der Kornäcker durch Eingraben von Mergelkies. So gelingt es ihm, den Ertrag gewaltig zu steigern.

Dem Flurzwang und der Dreifelderwirtschaft kann er sich nicht entziehen, aber er sucht ihre Nachteile möglichst abzuschwächen. Er pflanzt die damals noch in der Schweiz mit Mißtrauen abgelehnte Kartoffel an. Er wandelt Weideland in Kornfelder um. Auf diese Weise gelingt es ihm tatsächlich, nicht nur die große Zahl Menschen von seinem Hofe zu unterhalten, sondern auch den Wert desselben bedeutend zu heben. Dazu ist er ein umsichtiger und wohlmeinender Hausvater, der überall zum Rechten sieht, in seiner Familie wie in der ganzen Gegend sittlich belehrend und fördernd wirkt und so den Geist menschenfreundlicher und volksbeglückender Aufklärung, trotzdem er nur ein einfacher Bauer ist, im Lande verbreiten hilft, ein echter Sohn der bildenden und bildsamen Zeit.

In großem Maßstab förderten die aufgeklärten Fürsten die Bestrebungen zur Hebung der Landwirtschaft und des Bauernstandes, vor allem Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. von Preußen, Herzog Karl August von Weimar, Markgraf Karl Friedrich von Baden, Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz und Bayern. In diesen Maßnahmen erwies sich die Machtvollkommenheit, die der Absolutismus dem Fürsten gewährte, als ein Segen für das Land. Sie brachte rasch und gründlich, ohne lange Verhandlungen mit widerspenstigen Volksvertretern oder halsstarrigen Untertanen, die Neuerungen zustande. Vor allem die ausgedehnten Domänen der preußischen Krone gestatteten eine tatkräftige und erfolgreiche Durchführung der Verbesserungen, die sich von hier aus auf die anderen Güter verbreiteten.

In Ostpreußen hatte von 1708—11 die Beulenpest gewütet; vor allem Litauen hatte dadurch drei Viertel der Einwohner verloren. In ganz Ostpreußen sollen um 1721 60000 Hufen wüst gelegen haben. Friedrich Wilhelm „peuplierte" das Land von 1721—27 und dann wieder von 1732—36. Er ließ Ansiedler aus den verschiedensten Gegenden des Reiches und aus der Schweiz kommen. Von den durch den Erzbischof Firmian aus dem Salzburgischen vertriebenen

114. Blick in eine Isolierbaracke für Pestkranke in Hamburg. Kupferstich.

Protestanten nahm er 17000 auf und siedelte sie in Litauen an. Zehn Städte und über dreihundert Dörfer wurden von ihm gegründet. Den Ansiedlern ließ er weitestgehende Hilfe angedeihen. Viele erhielten das Reisegeld. Das Inventar wurde ihnen teils frei geliefert, teils zu geringem Preise verkauft. Für Bauten erhielten sie das Holz aus den königlichen Forsten. In den ersten Jahren waren sie von den öffentlichen Abgaben befreit. Der König selber beaufsichtigte sein Siedlungswerk durch mehrere Reisen nach Ostpreußen und bestrafte fehlbare Beamte aufs strengste.

Dazu kam die Trockenlegung versumpfter Gebiete. Von 1718—25 wurden die Havelbrüche, das sogenannte Rhin- und Havelländische Luch, entwässert und inmitten des so gewonnenen Gebietes das Domänenamt Königshorst als Versuchs- und Musterwirtschaft gegründet. Für den Meiereibetrieb, der dort entstand, die sogenannte Holländerei, ließ er Menschen und Tiere aus Holland und Ostfriesland kommen. Einheimische Bauerntöchter wurden hier in der Butter- und Käsebereitung unterrichtet.

Auch die rechtliche und soziale Hebung der Bauern bewirkte der König. Er hob durch Erlasse 1718, 1719 und 1723 die Leibeigenschaft seiner Domänenbauern auf: sie sollten ihre Höfe erblich besitzen, durften sie mit Einwilligung der Domänenkammer verkaufen und unter ihren Söhnen den tüchtigsten zum Nachfolger und Erben wählen. Dafür sollten sie ihre Grund-

115. Friedrich der Große im Oderbruch. Gemälde von Frisch.
Berlin, Hohenzollernmuseum.

stücke auch aus eigenen Mitteln bewirtschaften. Dagegen blieb die Verpflichtung zur Dienstleistung an die Gutsherrschaft innerhalb gewisser Grenzen bestehen.

Friedrich der Große setzte diese Bestrebungen fort. Nach den von seinem Vater angefertigten Plänen begann er 1746, in der Friedenszeit nach dem zweiten Schlesischen Kriege, die Entwässerung des Oderbruches. Er habe, erklärte er 1753, als gegen eine Viertelmillion Morgen durch Gräben und Kanäle entwässert waren, eine Provinz im Frieden erobert. In 43 Kolonien wurden 1200 Familien angesiedelt, deren jede 10 bis 90 Morgen Ackerland erhielt. Nach dem Siebenjährigen Kriege wurde in gleicher Weise die Trockenlegung des Warthebruches durchgeführt und hier etwa 120000 Morgen fruchtbares Ackerland gewonnen. Die Kolonisten zur Bevölkerung dieser Gebiete kamen aus allen Ländern nach Preußen.

Die Mißstände der veralteten Bewirtschaftung beseitigte er durch Abschaffung des Flurzwanges und Güterzusammenlegung. So hob, nachdem schon in den fünfziger und sechziger Jahren entsprechende Maßnahmen getroffen worden waren, 1771 ein Reglement für die Provinz Schlesien den Flurzwang ausdrücklich auf und bestimmte, „daß alle Gemeinheiten (Gemeinschaftsrechte) und Vermischungen der Grundstücke, welche den Ackerbau und freien Genuß der Felder und Wiesen zeither geniert und eingeschränkt haben, von nun an gänzlich aufgehoben und auseinandergesetzt werden.“ Dann aber ließ er auch allzu große Höfe teilen und die Stücke an jüngere Söhne oder zugewanderte Kolonisten abgeben.

Justus Möser spricht in seinen „Patriotischen Phantasien“ immer wieder von der Überschuldung der Landwirte und von der Notwendigkeit, ihnen durch Gewährung von billigen Darlehen zu helfen. Auch hier hat Friedrich der Große eingegriffen. Als durch den Sieben-

jährigen Krieg in Schlesien eine tiefe Verschuldung der Gutsbesitzer eintrat, veranlaßte er die Gründung eines Verbandes zunächst der adeligen Gutsbesitzer, der „Landschaft", und gab ihm unkündbare Darlehen. Solche Landschaften wurden dann auch in den anderen Teilen seines Reiches errichtet.

All diesen Bestrebungen hat erst das 19. Jahrhundert volle Erfolge gebracht. Aber die Aufklärung hat das Verdienst, die Schäden erkannt und erste Hilfen zur Besserung ausgearbeitet zu haben.

Im Gegensatz zu der staatlichen Wertschätzung und Hegung des Landbaues, wie sie die physiokratische Wirtschaftsauffassung lehrte, stand der Merkantilismus, die Förderung der Geldwirtschaft und die Mehrung des Volkswohlstandes durch Handel und Industrie. Auch das merkantile Gedeihen vermochte die wirtschaftspolitische Gesinnung der Zeit sich in der Regel nur unter der allmächtigen Leitung des Staates zu denken. Er hatte dem freien Fluß der Erzeugung und des Austausches der Waren durch besondere Maßregeln sein festes Bett zu schaffen, indem er das eigene Land gegenüber dem Ausland möglichst stark machte. Die einheimischen Rohstoffe sollten daher im Lande selber verarbeitet und erst als fertige Industrieerzeugnisse ausgeführt werden, damit der ganze Gewinn der Fabrikation in den Grenzen verblieb. Deshalb verbot man auf dem Wege der Gesetzgebung die Ausfuhr von Rohstoffen, erleichterte die der Fertigwaren und hinderte oder erschwerte die Einfuhr der fremden Industrieerzeugnisse durch hohe Zölle. Die Folge dieser Zölle und Abgaben war eine überschwere Belastung der Wirtschaft. Sieht doch Friedrich Karl von Moser geradezu in der Ausübung der landesherrlichen Besteuerungsrechte eine der Ursachen des Verfalls der Freiheit und des Nationalgeistes. Tausend menschliche Handlungen, sagt er mit grausamem Spott in seinen „Patriotischen Briefen", seien „bis jetzt noch, ohne Akzise und Steuer, unserer eigenen Willkür überlassen. Wer will uns aber von heut bis übers Jahr gut davor sein, daß vor die Erlaubnis, zweimal des Tages zu essen, vor die Vergünstigung, solange als man selbst will, zu schlafen, vor die Freiheit in die Kirche zu gehen oder zu Haus zu bleiben, vor die Wahl, ein Kleid ein oder zwei Jahre lang zu tragen usw. keine neue Eß-, Schlaf-, Kirchen- und Kleidersteuer in gewissen steuerreichen Landen werde eingeführt werden?"

Die Lage von Gewerbe und Handel in Deutschland um 1700 zeigt, wie die der Landwirtschaft, mit wenigen Ausnahmen, ein Bild der Stockung, des Niederganges und der Enge. Die Schuld tragen einerseits äußere, der Berechnung und Tatkraft des Einzelnen entzogene Mächte, andererseits aber auch menschliche Schwäche. Jene sind die Umgruppierung des Welthandels und damit der Industrie im 16. und 17. Jahrhundert und die nationale Schwächung Deutschlands in der gleichen Zeit, vor allem durch den Dreißigjährigen Krieg. Noch im 16. Jahrhundert hatte der oberdeutsche Handel, der bis dahin den Verkehr mit Italien und dem Orient geleitet hatte, sich den neuen Verhältnissen anzupassen gewußt, die durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und die Ablenkung der europäischen Handelsstraße von Norden nach Süden in die Richtung Ostwest eingetreten waren. Die Fugger in Augsburg z. B. pflegten regen Verkehr mit Spanien, Portugal und den neuen Gebieten Amerikas. Dann aber setzte zu Beginn des 17. Jahrhunderts der Niedergang ein infolge der lahmen Starrheit der eigenen Wirtschaftsformen, die der Beweglichkeit und Tatkraft des fremden Handels, vor allem der Portugiesen und Holländer, nicht mehr stand hielten. Schon vorher war die Bedeutung des nördlichen und des östlichen Handels zurückgegangen. Die Hansa hatte ihre Tatkraft eingebüßt, und die Entstehung neuer staatlicher und wirtschaftlicher Gebilde, im besonderen der Territorialstaaten, hatte der Handelsmacht der freien Städtebünde ein Ende gemacht. An das

116. Gesellenbrief, ausgefertigt von der Zunft der Dreher in Straßburg im Jahre 1778.

Schicksal des Handels war das des Gewerbes gebunden, dessen Gedeihen und Ausfuhrkraft in gleicher Weise zurückgingen. Diesen Abstieg beschleunigte der Dreißigjährige Krieg. Er brachte eine Stockung des Warenaustausches zwischen Stadt und Land, zerstörte Kapital und Kredit, lähmte die Tatkraft, schwächte die deutsche Ausfuhr und brachte die deutsche Wirtschaft in steigendem Maße unter die Botmäßigkeit des Auslandes, vor allem Hollands, Englands, Frankreichs und zum Teil auch Italiens. Am Ende des 17. Jahrhunderts betrug die Ausfuhr aus Deutschland nach Frankreich acht Millionen Franken, worin über ein Drittel Rohwaren inbegriffen waren. Zur gleichen Zeit aber führte Frankreich nach Deutschland für vierzehn Millionen Waren ein, darunter für fünf Millionen hochwertige Industrieerzeugnisse, zu einem großen Teil Luxus-, Mode- und Galanteriewaren. Ein österreichischer Wirtschaftspolitiker, Hörnigk, klagt am Ende des 17. Jahrhunderts, es sei bereits soweit gekommen, ,,daß uns Deutschen beinahe kein Kleid mehr recht ist, wenn es nicht in Frankreich gemacht worden; ja die französischen Schermesser putzen unseren deutschen Bart besser als andere, die französischen Scheren und Zangen beschneiden die Nägel besser, reißen die Haare besser aus als unsere. Die Uhren gehen besser, wenn sie Franzosen in Paris gemacht haben, die Luft ist dort besser als in Augsburg. Ihre Spiegel sind besser als die venezianischen. Die Coiffüren, Garnituren, Bänder, Kettchen, Schuhe, Strümpfe, ja sogar die Hemden sind viel besser, wenn sie die französische Luft parfümiert hat . . . Man fährt in keinem Wagen besser als in einem französischen

EDICT,

Daß
Nach Verlauf sechs Monathe
Die
Dienst-Mägde
Und
gantz gemeinen Weibes-Leute,
Sowohl
Christen als Juden,
Keine
Seidene Röcke, Camisöler und Lätze
ferner tragen sollen.
De Dato Berlin, den 6ten Novembris 1731.

CUSTRIN,
Gedruckt bey Gottfr. Heinichen und Joh. Hübnern, Königliche Preußische Neumärckische Regierungs-Buchdrucker.

Edikt Friedrich Wilhelms I. von Preußen aus dem Jahre 1731.

Wir Friderich Wilhelm, von GOttes Gnaden, König in Preussen, Marggraf zu Brandenburg, des Heil. Römischen Reichs Ertz-Cämmerer und Chur-Fürst, Souverainer Printz von Oranien, Neufchatel und Vallangin, in Geldern, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berge, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, zu Mecklenburg, auch in Schlesien zu Crossen Hertzog, Burggraf zu Nürnberg, Fürst zu Halberstadt, Minden, Camin, Wenden, Schwerin, Ratzeburg und Moeurs, Graf zu Hohenzollern, Ruppin, der Marck, Ravensberg, Hohenstein, Tecklenburg, Lingen, Schwerin, Bühren und Lehrdam, Marquis zu der Vehre und Vlißingen, Herr zu Ravenstein, der Lande Rostock, Stargard, Lauenburg, Bütow, Arlay

lay und Breda 2c. 2c. 2c. Thun kund und fügen hiemit zu wissen; Nachdem Wir mißfällig angemercket/ daß die Dienst-Mägde und gantz gemeinen Weibes-Leute es seyen Christen oder Juden/ sowohl in den Städten als auch auf dem platten Lande/ seidene Camisöler/ Röcke und Lätze gar häufig tragen/ solches aber nicht allein dem Debit der dem gantzen Lande so sehr ersprießlichen Woll-Manufacturen hinderlich/ sondern auch den vorher bereits ergangenen Verordnungen/ nach welchen sich ein jeder seinem Stande gemäß kleiden/ und solches nicht überschreiten soll/ entgegen ist/ überdem auch öfters daher zu allerhand Unordnungen und wohl gar zu sündlichem Leben Gelegenheit entstehet/ indem vielleicht manche Dienst-Magd und gantz gemeine Weibes-Person/ wann sie von ihrem Lohn zu Anschaffung der seidenen Camisöler/ Röcke und Lätze das erforderte nicht erübrigen kan/ durch unrechtmäßige und unerlaubete Mittel solches zu erlangen suchet: Also Wir der Nothdurft zu seyn erachtet/ solchem Unwesen durch dieses Edict zu steuren.

Wir setzen/ ordnen und wollen demnach hiemit/ daß nach Verlauf sechs Monathe nach Publication dieses Edicts/ keine Dienst-Mägde und gantz gemeine Weibes-Leute/ es seyen Christen oder Juden/ ferner seidene Camisöler/ Röcke oder Lätze tragen/ sondern/ wofern sich nach Ablauf solcher gesetzten Zeit dennoch welche damit betreffen lassen würden/ denenselben solche seidene Kleidung öffentlich auf den Strassen abgenommen werden soll; als worüber jeden Orts Magistrat und Gerichts-Obrigkeit mit gehörigem Ernst und Nachdruck ohne die geringste Connivenz und Nachsicht zu halten hat.

Damit auch der Inhalt dieses Edicts zu jedermanns Wissenschaft kommen möge/ so soll selbiges nicht allein gewöhn-

gewöhnlicher massen in den Städten an öffentlichen Oertern/ nemlich an den Rath-Häusern und Stadt-Thoren/ auf den Dörfern aber an den Krügen oder Schencken angeschlagen und öffentlich ausgehangen/ sondern auch in den Städten der versammleten Bürgerschaft auf dem Rath-Hause/ auf den Dörfern aber nach geendigtem Gottesdienst den Gemeinden von den Küstern vor den Kirch-Thüren vorgelesen werden/ damit sich ein jeder genau darnach achten könne.

Uhrkundlich unter Unserer höchsteigenhändigen Unterschrift und beygedrucktem Königlichen Insiegel. Gegeben zu Berlin/ den 6ten Novembris 1731.

Fr. Wilhelm.

L.S.

F. W. v. Grumbkow. F. v. Görne. A. O. v. Viereck. F. M. v. Viebahn. F. W. v. Happe.

WIr Burgermeister und Rath der Hoch-Fürstl: Bischöfl: Haubt- und Residentz-Statt Aychstätt an der Altmühl etc. urkundten und geben hiermit zuvernemmen jedermänniglich/daß [Gott seye Lob/ und höchstschuldigster Danck gesagt] in allhiesiger Statt/und diesen umligenden Orthen/durch die Gnaden GOttes/dermalen noch ein recht guter/gesunder/und von aller Contagion der leydigen Pest befreyter reiner Lufft vorhanden seye: Dieweilen Uns dann um dessen beglaubte Attestation gebührenden Fleißes ersucht/und gebetten Vorweißer [illegible]

Alß haben Wir [illegible] solche/ vermittels derer [illegible] aller Orthen sicher und ohngehindert pass- und repassiret werden möchte/ hiermit unter Unserem gemeiner Statt gewöhnlichen [illegible] Secret-Insigel wissentlich ertheillen lassen. Actum. Ayc [illegible] Anno 1753 ——.

[illegible]

117. Ein Reisepaß aus dem Jahre 1753. Nürnberg, Germanisches Museum.

Ihre Hüte passen auf alle deutschen Köpfe und sie verstehen ein Kleid viel besser anzumessen. Die französische Perücke schickt sich besser auf deutsche Köpfe als die deutschen Haare selbst . . . Unser Brot und unsere übrigen Speisen lassen sich mit französischen Messern viel besser schneiden, und Frauenzimmer haben mich versichert, daß sich's mit französischen Nadeln und Zwirn viel besser als mit deutschen nähen lasse. Die französischen Pflästerchen halten auf deutschen Gesichtern besser als die unsrigen und so geht es mit tausend andern Dingen.“

Hemmend wirkte zunächst im Gegensatz zu der Beweglichkeit und Entfaltungskraft der ausländischen Industrie auf die Gewerbetätigkeit in den deutschen Städten die immer noch bestehende Zunftordnung des Mittelalters. Unter ihrem Zwang beschränkte man die Zahl der Meister an jedem Ort, umzirkte durch genaue Spezialisierung den Umfang und die Art der Tätigkeit eines jeden, bestimmte jedem die Zahl der Gesellen und Lehrlinge, den Lohn und die Zahl der täglichen Arbeitsstunden, versperrte nach Kräften den Aufstieg zum Meister, indem man die Anforderungen für das Meisterstück emporschraubte, und übte über Meister und Gesellen eine kleinliche Rechtspflege und Sittenpolizei: schlossen doch um 1725 in Krossen die Schuhmacher einen Meister aus der Zunft aus, weil er das Pferd eines Scharfrichters geritten hatte!

Sodann erschwerten die Bewegung des Handels die Zölle und Stapelrechte der einzelnen Länder und Städte. Namentlich die Rheinschiffahrt litt unter derartigen Auswüchsen örtlicher Gewinnsucht. Einzig von Straßburg bis Holland gab es mehr als dreißig Zollstätten, von denen allein neun auf die Strecke zwischen Bingen und Koblenz fielen. Die Schiffe mußten, da die Zollstätten bald auf dem einen bald auf dem anderen Ufer lagen, beständig hin und her fahren. Befanden sie sich auf der Bergfahrt, so mußten auch die Leinpfadpferde immer wieder ans

118. Ausbesserung des Straßenpflasters in Wien. Ausschnitt aus einem Kupferstich nach einer Zeichnung von Salomon Kleiner. Mitte des 18. Jahrhunderts.

andere Ufer übergesetzt werden. Nicht viel besser stand es mit der Schiffahrt auf Elbe und Weser. Auf der Elbe gab es zwischen Dresden und Magdeburg 16 Zollstätten, zwischen Magdeburg und Hamburg 19; an der Weser auf einer Strecke von 27 Meilen oberhalb Bremens 26. Nicht weniger hemmend für den Handelsverkehr auf dem Rheine waren die Stapelrechte, die namentlich Mainz und Köln beanspruchten. Alle berg- und talwärtsfahrenden Schiffe mußten in den beiden Städten ihre Waren, nachdem sie sie verzollt, drei Tage lang für die Bürger feilhalten und durften sie erst dann in die bevorrechteten ober- oder niederrheinischen Schiffe umsetzen; selbst die Kaufleute dieser Plätze durften erst am dritten Tage von den ausgebotenen Waren kaufen. Ähnliche Erschwerungen des Handelsverkehrs waren in den Donaustaaten. Statt daß das ungarische Getreide geradenwegs von Ungarn nach Fiume geführt wurde, mußte es wegen der vielfältigen Schwierigkeiten seinen Weg durch die deutschen Erbländer nehmen; dafür hatten Österreich und Steiermark es dann mit einem Zoll von 20% belastet.

119. Verkehr in einer Straße Wiens. Kupferstich nach einer Zeichnung von Salomon Kleiner. Mitte des 18. Jahrhunderts.

120. Die Straße von Halle nach Leipzig mit Frachtwagen und Reisekutsche.
Kupferstich von P. Schenk, 1705.

Maynz den 24 apl 1756

HochgeEhrter Herr

IN Göttlicher Begleitung sende E.L. durch Hr Frantz Spohn

die hierunter specificirte Güther, wovon nach wohl conditionirter Lieffe-
rung die darbey notirte Fracht zu bezahlen, und darmit laut aviso zu verfahren ge-
lieben. Der Höchste verhelffs in salvo, deme empfohlen, verbleibe

E.Ew. Dr
Frantz Michael Cremer

1 Küst Candis No 1. fr ord fracht

121. Ein Frachtbrief aus dem Jahre 1756. Germanisches Museum, Nürnberg.

122 u. 123. Schwierigkeiten und Unsitten des Straßenverkehrs in einer „Hauptstadt". Kupferstich aus der „Bildergalerie weltlicher Mißbräuche", Frankfurt und Leipzig 1785. Beschreibung des Kupferstichs links: „Eine Kutsche kommt in vollem Lauf angefahren. Die Fußgänger wissen kaum, wie sie sich retten sollen; daher laufen einige mit den Köpfen zusammen, oder werfen sich auch über den Haufen, viele retten sich mit Not an die Seitenhäuser. Ein junger Kavalier jagt in eine enge Gasse hinein und nimmt die Reihe so kurz, daß er sich den Hals brechen müßte, wenn seine Pferde nicht mehr Verstand hätten als er." Beschreibung des Kupferstichs rechts: „Eine öffentliche Promenade mit verschiedenen Alleen. Durch diese Alleen wird in gestrecktem Lauf geritten und gefahren und dadurch Wolken von Staub aufgetrieben, die eine halbe Sonnenfinsternis machen. Ein Herr fährt gegen die Hauptallee und sieht nicht vor lauter Staub, daß seine teure Gemahlin mit einem Glücksritter die Allee heraufjagt. Im Gebüsche sieht man verschiedene Spaziergänger, die ihre Sacktücher vors Maul halten.

Eine weitere Erschwerung des Verkehrs auf dem Landwege war der schlechte Zustand und die Unsicherheit der Straßen. Wie oft wird in Reiseschilderungen des 18. Jahrhunderts von Unfällen, Umkippen des Wagens, Versinken in Schmutz und Morast erzählt! So berichtet ein schweizerischer Reisender, der spätere Zürcher Staatsmann Ludwig Meyer von Knonau, wie im Isenburgischen Gebiete, zwischen Hanau und Fulda, infolge der schlechten Beschotterung der Wege die Lastwagen so tiefe Geleise ausgefahren hatten, daß man Gefahr lief umzustürzen, wenn die Räder auf der einen Seite plötzlich einsanken. Und wirklich geriet der Wagen, aus dem die Reisenden zur Vorsicht ausgestiegen waren, auf der linken Seite einmal einen Fuß tief in das Geleise hinein. Bei Gelnhausen gar versank das vordere linke Rad beinahe ganz in einem Kotpfuhl, und das Pferd stürzte auf die Seite. Besonders im Norden Deutschlands stand es

124. Gefangennahme des berüchtigten Raubmörders und Bandenführers Matthias Klostermeyer, genannt „Bayrischer Hiesel". Kupferstich aus dem Jahre 1771.

schlimm um den Zustand der Straßen. Noch Friedrich der Große, sonst so eifrig auf die Hebung der Wirtschaft bedacht, tat wenig für den Straßenbau. Er soll sich einmal geäußert haben: je schlechter die Straßen, desto länger müßten die Fuhrleute in seinem Lande verweilen, desto mehr Geld ließen sie zurück. Erst nach seinem Tode, 1787, baute man in Preußen die erste Chaussee. Besser stand es in Dessau. Auch Kursachsen, Hannover und Hessen verbesserten die Straßen vor Preußen. In Sachsen-Weimar war die Sorge für den Wegebau eine der Obliegenheiten Goethes. Am besten war der Zustand der Straßen in den südlichen Gebieten. Von Frankfurt nach Wien und aus der Schweiz nach den beiden Städten fuhr man auf sogenannten Dammwegen. In Württemberg und Bayern, im würzburgischen und bayreuthischen Gebiete waren die schönsten Straßen. Auch in Österreich, Baden und Meiningen waren sie ordentlich. Nach Nicolais Zeugnis aus dem Jahre 1781 waren sie trefflich im Elsaß und in den deutschen Kantonen der Schweiz.

Bedenklich aber stand es auch damals noch mancherorts um die Sicherheit des Verkehrs. Namentlich in Bayern und Württemberg kam es vor, daß Räuberbanden die Reisenden überfielen und ausplünderten. Berühmt geworden ist der sogenannte bayrische Hiesel, der 1735 geborene Matthias Klostermeyer, der an der Spitze einer Bande von 30—40 Mann im Lande herumzog und den gegen ihn aufgebotenen Truppen förmliche Treffen lieferte, bis 1771 sein Haupt durch Henkershand fiel. In Schwaben erfreuten sich der „Sonnenwirtle", Friedrich Schwahn von Ebersbach, der 1760 hingerichtet wurde, und der Zigeunerhauptmann Hannikel, den der Herzog 1786 aus Chur zur Bestrafung holte, eines mit Gruseln gemischten Ansehens unter dem Volke. Die Räuberromantik in Schillers erstem Drama ist auf durchaus wirklichem

Boden gewachsen: gerade im Jahre 1781, da die „Räuber“ erschienen, wurde in Bayern eine Bande von angeblich fast 1000 Mann aufgebracht und hinter Schloß und Riegel gesetzt. Fuhr- und Kaufleute, die durch derart gefährdete Gegenden reisten, taten gut, sich mit einem Geleite zu versehen. Nicolai berichtet, es sei 1781 im Reich, d. h. in Oberdeutschland, immer noch Sitte, daß die zu den Messen fahrenden Kaufleute sich durch besondere Reiter geleiten ließen. „Die Geleitskutsche geht an jedem Ort an einem bestimmten Tage ab, und wird im Namen des Landesherrn, durch dessen Gebiet sie geht, nebst den Personen, die sonst mit dem Geleite reiten, allenthalben feierlich angenommen und bis an die Grenze begleitet. Die Geleite nach Frankfurt a. Main gehen bis an diese Stadt, wo die Geleitsreiter der Stadt Frankfurt denselben entgegenreiten und sie mit besondern Feierlichkeiten übernehmen. Das Geleit nach Leipzig geht nur bis an die kursächsische Grenze.“

Verhältnismäßig gut organisiert war bereits das Postwesen. 1500 war der Familie Taxis der kaiserliche Postverkehr übertragen worden. Daneben unterhielten die einzelnen Fürsten und Städte ihre besonderen Posten. Der Große Kurfürst lehnte es 1659 in einer besonderen Note an den Kaiser ab, die Reichsposten durch sein Gebiet gehen zu lassen, und Kursachsen erklärte 1681 das Postwesen als ein landesherrliches Regal. 1720 nahm Österreich die Posten in staatliche Verwaltung. Ebenso leiteten die größeren Handelsstädte der Schweiz eigene Posten nach Süddeutschland und Frankreich. In Wien gab es bereits 1781 eine Stadtpost, die Briefe zu einem Kreuzer beförderte und täglich fünfmal austrug.

Die Maßnahmen zur Hebung von Gewerbe und Handel setzen ungefähr zur gleichen Zeit ein wie diejenigen zur Förderung der Landwirtschaft, und sie bewegen sich in den gleichen Bahnen: sie wachsen zum Teil, als private Tätigkeit, unmittelbar aus dem Wesen und der Bewegung des Betriebes heraus, meist aber sind sie durch Verfügungen fürstlicher Machtvollkommenheit ins Leben gerufen.

125. Arbeitsstube eines Webers. Kupferstich aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Unter den organisch aus dem Betriebe selber hervorwachsenden neuen Gebilden der Wirtschaft ist zufolge der gewaltigen Tragweite ihrer späteren Entwicklung von besonderer Wichtigkeit die Umwandlung der zünftisch-handwerklichen Warenerzeugung in die fabrikmäßige oder die „Manufaktur“. Der Unterschied besteht in einer Wandlung der Art der Arbeitsteilung. Das zünftische Handwerk hatte die Herstellung der Waren in der Weise geteilt, daß jeder Handwerker als Spezialist eine bestimmte Art von Rohstoffen bis zum fertigen Produkt verarbeitete. Die Schuster z. B. sonderten sich

in Bearbeiter von gewöhnlichem Leder, von Korduanleder, Maroquinleder usw., und jeder setzte seine Waren dann als Verkäufer direkt an die Kunden ab. Jetzt dagegen kam eine Arbeitsteilung nach Fabrikationsstufen auf: in der Schusterei stellte der eine Arbeiter nun Leisten, Sohlen und Absätze her, der andere schnitt die Stücke zu, und der dritte besorgte die Näharbeit. Diese Arbeitsteilung machte eine schärfere Trennung zwischen dem handwerklichen Arbeiter und dem Verkäufer oder Verleger der Produkte nötig, und da in dessen Händen die von den einzelnen Arbeitern angefertigten Stücke zusammenliefen, von seinem Kapital, seiner Geschicklichkeit und seinem Absatz die Bezahlung ihrer Waren abhing, so bildete sich mehr und mehr das Verhältnis zwischen Verleger und Handwerker um in das zwischen Fabrikherrn und Arbeitern. Je nach dem die Produzenten in gemeinsamen Räumen arbeiteten, die ihnen der Fabrikherr zur Verfügung stellte, oder jeder bei sich zu Hause seine Waren schuf, entwickelte sich das Manufakturwesen zur Fabrik- oder zur Hausindustrie.

126. Seidenfärberei. Kupferstich aus „Schauplatz der Künste und Handwerker", 3. Bd. Berlin u. Leipzig 1764.

Die Anfänge der Manufaktur gehen in die spätmittelalterliche Wirtschaft zurück. So bildete sich in Thüringen im 15. Jahrhundert die Herstellung von Messern und Gabeln als Manufaktur aus, im 16. und 17. in Schlesien die Leinwandindustrie. Mächtig breitete sich das Fabrikwesen im 18. Jahrhundert aus, wie im Zeitalter des Merkantilismus sich in den Städten Kapital zu bilden begann und zugleich durch die fürstlichen Maßnahmen zur Hebung des Wohlstandes der sozialpolitische Boden für seine Entwicklung geschaffen wurde. Die Erlasse bezogen sich teils auf die Beseitigung als nicht mehr zeitgemäß empfundener handwerklicher Formen und Einrichtungen, teils auf die Eröffnung neuer Produktionswege. Sie galten der Erleichterung des Verkehrs durch Verbesserung der Straßen. Es kamen dazu Monopolisierungen und zollpolitische Maßnahmen zum Schutze der eigenen und zur Abwehr der fremden Industrie; Hebung alter, Einführung neuer Industrien, Maßnahmen zur Aufhebung des Zunftzwanges, See- und Exporthandelspolitik, und endlich die Regelung des Geld- und Bankwesens. Die Regierungen, die bahnbrechend vorangingen, waren vor allem Österreich, Preußen und Kursachsen.

In Österreich, das im 17. Jahrhundert mit französischen Mode- und Galanteriewaren überschwemmt war, erließ schon 1671 Kaiser Leopold I. ein Polizeigesetz gegen den Verbrauch ausländischer kostbarer Waren, wodurch jährlich eine große Summe Geldes außer Landes gebracht und ihrer viel ruiniert würden. 1674 folgte ein zweiter Erlaß für das Herzogtum ob und unter der Enns, der sich im besonderen gegen die Einfuhr französischer Waren richtete. Den gleichen Sinn hatten Verordnungen zum Schutz und zur Hebung inländischer Industrien; so

wurde das Manufakturwerk in Linz 1662 und 1682 mit eigenen Vorrechten ausgestattet und 1689 die Einführung der Seidenfabrikation im Herzogtum befohlen. Auch 1700 erklärte der Kaiser, daß er jederzeit die Einführung neuer Manufakturen im Lande fördern werde, damit „viel tausend Menschen ihr ehrlich Nahrung erhalten", die rohe Ware im Lande bleibe und von den Untertanen selbst verarbeitet werde, auch das Geld im Lande zurückbehalten und „populos und nahrhaft" gemacht werden könne. Karl VI. setzte diese Politik fort. Er gründete 1717 eine große ostindische Kompagnie nach dem Muster der holländischen und englischen und stattete sie mit einem Freibrief für den Handel nach Ostindien und Amerika aus. Fünfzehn große Schiffe ließ die Gesellschaft auslaufen. Aber zehn Jahre später erzwang die Eifersucht der anderen seefahrenden Mächte ihre Auflösung. Bedeutend war die Förderung von Industrie und Handel durch Maria Theresia. Sie berief Gewerbetreibende aus der Schweiz, Holland, Frankreich und Italien und unterstützte die einheimische Gewerbetätigkeit durch Geldzuschüsse. 1752 errichtete sie in Wien einen Kommerzienrat, dem sie die Fürsorge für alle Industrie- und Handelsangelegenheiten in den einzelnen Landesteilen übertrug. An den bedeutendsten Handelsplätzen und Seehäfen des Auslandes wurden Konsulate errichtet. 1770 erweiterte sie die Technische Schule in Wien zu einer Handelsakademie und sorgte dafür, daß, wie in der Landwirtschaft, so auch in Industrie und Handel die Ergebnisse der Wissenschaften der praktischen Tätigkeit zugeleitet wurden. Die aufblühende Industrie und den erstarkenden Handel sicherte sie durch Schutzzollgesetze, die sie von 1748 an für die einzelnen Länder erließ.

Josefs II. Maßnahmen trugen auch auf dem Gebiete von Handel und Industrie den Stempel eines doktrinären Absolutismus. Nachdem er zuerst den Freihandel begünstigt, wandte er sich dem Prohibitivsystem zu und erließ 1784 für die Erblande ein scharfes Verbot für die Einfuhr von Waren, die im eigenen Lande erzeugt, und die Ausfuhr von Rohstoffen, die dort verarbeitet werden könnten. Als die Deputierten der Wiener Handelskammer ihn zur Zurücknahme der Maßregel zu bestimmen suchten, schickte er sie mit den Worten nach Hause: „Ihr seid bisher keine Kaufleute gewesen, sondern Agenten der Franzosen, Engländer, Holländer und habt deren Ware verkauft; ich will euch künftighin zu Kaufleuten machen." Die Maßnahmen Maria Theresias und Josefs II. bewirkten einen gewaltigen Aufschwung von Handel und Industrie in Österreich. Es entstanden zahlreiche neue Fabriken, und die alten vergrößerten sich zum Teil um das Fünffache. In den Seidenfabriken arbeiteten allein gegen 20000 Menschen. Ebenso bedeutend war die Kattunmanufaktur. 1784 soll die Zahl der Fabriken in Wien 117, der Fabrikanten und Kaufleute über 12000, der Arbeiter über 50000 betragen haben. Ähnlich blühte die Tuchfabrikation in Böhmen, die Wollindustrie in Linz auf. In den südlichen und südöstlichen Provinzen wurde Seide erzeugt.

Ebenso entfaltete sich der Handel. Fiume gewann eine Bedeutung als Exporthafen für die überseeischen Gebiete und durch seine Zuckersiederei. Triest war Frei- und Importhafen für den Handelsverkehr mit den überseeischen Gebieten. Der Wert der durch Triest ein- und ausgeführten Güter soll 1782 21½ Millionen Gulden betragen haben.

Aber die Schutzzölle, die zum Teil diesen Aufschwung von Industrie und Handel ermöglichten und die österreichische Handelsbilanz sozusagen mit einem Schlag aktiv machten, wirkten auch als schwere Schädigung bereits bestehender Handelsbeziehungen und als Verteuerung der Waren. In Tirol, das vorher als Durchgangsland für den Handel von Norden nach Süden gedient hatte, legte die völlige Sperrung der Durchfuhr den ganzen regelmäßigen Handel brach und erzeugte dafür einen üppigen Schmuggel. Seine Wirtschaft wurde aufs schwerste geschädigt, seitdem sein Holz- und Viehhandel nach Italien unterbunden worden

war. Böhmen konnte seinen Getreideüberschuß nicht mehr nach Sachsen verkaufen. Ungarn, das gewöhnt gewesen war, seinen Wein ins Ausland und in die anderen Länder der Monarchie abzusetzen, „ersoff in seinem eigenen Weine“: waren seine Weine doch jetzt in Österreich mit einer so großen Auflage belastet, daß sie dem österreichischen Weine nicht mehr zu schaden vermochten. Überhaupt waren die Abgaben ganz ungeheuer. Nicolai berichtet, daß ein Edelmann in Nieder- und Oberösterreich 27% seiner Einkünfte als „Auflage“ zu zahlen hatte, der Bürger- und Bauernstand sogar doppelt so viel, es mußte also an direkten und indirekten Steuern mehr als die Hälfte der Einkünfte dem Staat abgegeben werden.

Im ganzen aber blühte Österreich zu jener Zeit mächtig empor. Seine Bevölkerung vermehrte sich, sein Reichtum wuchs. Zugleich freilich auch der Aufwand der Lebenshaltung in allen Ständen und damit die Sittenlosigkeit. Nicolai, der 1781 Österreich bereiste, berichtet, es sei vorgekommen, daß ein Schneidermeister in einem Schlafrock von teuerm Peruvienne dagesessen und mit kaltem Blute eine Tasse Schokolade (die damals nur das Getränk der oberen Klassen war) zu sich genommen habe. Wie er sie getrunken, habe er zu seinem Jungen gesagt: „Bestie, ich werde dich lehren, künftig von der feineren Sorte zu bringen!“

Auch in Brandenburg-Preußen war man bestrebt, den Wohlstand des Landes durch Hebung von Handel und Industrie zu steigern. Das Mittel war auch hier das Schutzsystem im Sinne des geschlossenen Handelsstaates. Den Anfang machte der Große Kurfürst. Die Wasserstraßen, die er anlegte, dienten, wie der Landwirtschaft, so auch dem Handel und der Industrie. Durch den Friedrich-Wilhelms-Kanal, der Oder und Spree miteinander verband, entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr aus Rußland, Polen und Schlesien nach Berlin und weiter nach Hamburg. Garn und Leinwand aus Schlesien gingen stromabwärts, Zucker, Fische, Tabak, Südfrüchte stromaufwärts. Da diese Waren in Berlin umgeladen werden mußten, gewann die Stadt als Handels- und Stapelplatz immer mehr an Bedeutung. 1666 mußte sich das Erzbistum Magdeburg dem brandenburgisch-preußischen Staate unterwerfen, dem es im Westfälischen Frieden zugesprochen worden war. Damit gewann die Elbe für den preußischen Handel erhöhte Bedeutung. Noch hemmten aber seine Entwicklung die zahlreichen Zoll- und Stapelrechte, vor allem in Mecklenburg. Die Zollforderungen waren so groß, daß die Fracht für eine Last Getreide von Magdeburg nach Hamburg auf mehr als das Doppelte zu stehen kam als die auf der mehr als zweimal so großen Strecke von Danzig nach Hamburg. Auch in Hamburg selber bestand ein Stapelrecht. Dazu war an der Elbemündung die Gefahr, daß Dänemark und Schweden neue Zölle erhoben.

Franckf. den 3 8bris 1748		Rthl.	Batz
Accia	1 ℔	2 3/5	
Austren	¼ Th.	—	—
Allaun	1 C	6 3/4	
Anis Saamen	1 C	10	
Anis Oel	1 ℔	—	
Anisoltelato	1 ℔	—	
Apel de Sine	100 Stück	14	
Pomarantzen	100 Stück	4	
Baumwoll in Ballen	1 C	32	
„ gestrickene	1 ℔	—	7½
„ gesponnene	1 ℔	—	9
Berliner blau	1 ℔	2. 5	
Blauholtz gantz	1 C	11	
„ gemahlene	1 C	12	
Bley in Blocken	1 C	5½	
„ Stangen dito	1 C	6 3/5	
„ Taffel dito	1 C	6 3/5	
„ Schrod	1 C	6	
Bleyweiß	1 C	7	
Brandwein Rheinisch	1 Ohm	36	
„ Frantzen dito	1 Ohm	38	
„ Frucht dito	1½ Ohm	25	
„ Anis dito	1 Ohm	20	
Brunellen Spanische	1 C	18	
Bückling gesaltzene	100 Stück	—	—
„ süsse dito	100 Stück	—	—
Butter Schmaltz	1 C	17	
Brust Beeren	1 ℔	—	26
Berggrün	1 ℔	—	8½
Borax	1 ℔	—	—
Caccau Caracca	1 ℔	—	80
„ Marignione	1 ℔	—	7
Caffe Levante	1 ℔	—	16. 18
„ Jaua	1 ℔	—	10
„ Martinique	1 ℔	—	10
„ Borbons	1 ℔	—	11
„ Surinam	1 ℔	—	9
Cardemom ohne Schehlen	1 ℔	—	40
Caperen Tolonische	1 C	17 29	
„ Provanser	1 C	30 60	
„ gesaltzene	1 C	—	—
Cabilliau	℔ pr.	—	—
Citronen 100 Stück p. 18	Kist	24	
Chiocolade ordinair	1 ℔	—	10
„ fein dito	1 ℔	—	15 22½
Coccinillie	1 ℔	6	
Coccumeren	1 Fäßl.	1	
Collophonium	1 C	7	
Coleander	1 C	8	
Corcumæ gantz	1 ℔	—	8
„ gestossene	1 ℔	—	8
Crap ordinari	1 C	10	
„ mittel	1 C	17	
„ fein	1 C	21	
Cubeben	1 ℔	—	
Citronad	1 ℔	—	12 15
Citronen-Schalen	1 C	12	
Camphor	1 ℔	—	30
Dattlen	1 ℔	—	7½
Docht-Garn ordinari	1 C	18 22	
„ fein	1 C	15 20	
Englisch Roth	1 C	10	
Ertz-Bley	1 C	2½	
Eßig samt Faß	1 Th.	10	
Fenchel	1 C	9	
Feigen Spanische	1 C	7½	
„ grosse dito	1 C	10	
Feder-Kiehl	100 Stück	—	10 15
Fischbein 4 à 5/4 lang	1 C	58	
„ dito Sechs Viertel	1 C	60	
„ dito Sieben Viertel	1 C	64	
„ 8 à Zehen Viertel	1 C	72 80	
Firnebouck gantz	1 C	19	
„ gemahlene	1 C	21½	
Galus Schmirnische	1 C	26	
„ Alepische	1 C	27	
„ blaue	1 C	31	
Galgandwurtzlen	1 ℔	—	6

127. Warennotierungen von der Frankfurter Börse vom 3. Oktober 1748.

128. Magazin der Kur-Brandenburgischen Flotte in Emden. 1685—1717.

Endlich drohte der verwahrloste Zustand des Strombettes den Handel lahmzulegen. Um diesen Beeinträchtigungen zu steuern, wurden von 1669—1711 auf Betreiben von Preußen Konferenzen zwischen den beteiligten Staaten und Städten abgehalten. Man bemühte sich auf preußischer Seite, wenn auch mit wenig Erfolg, eine Anzahl besonders lästiger Zollstätten aufzuheben, die Höhe der Zölle zu ermäßigen und den Verkehr möglichst zu erleichtern.

Das Beispiel Hollands, das er aus eigener Anschauung kannte, lenkte den Blick des Großen Kurfürsten endlich auch auf den Welthandel. Der Kampf um Vorpommern und die Odermündung diente dazu, Preußen den Weg zur Ostsee zu erleichtern. Seitdem der Kurfürst den früheren holländischen Admiral Gysel van Lier in seinen Dienst gezogen hatte, tauchte der Plan zur Gründung einer großen deutschen Handelskompagnie auf, die vorzüglich dem Handel mit Ostindien dienen sollte. Man setzte sich mit anderen deutschen Fürsten und dem Kaiser in Verbindung. Als der Plan an der Bedenklichkeit und Schwerfälligkeit der Wiener Kreise scheiterte, ging der Kurfürst auf eigene Faust vor, gründete selber eine kleine Kriegsflotte und ließ sie sogar im Atlantischen Ozean gegen Spanien kämpfen. Ja, er wagte bereits den Erwerb überseeischer Kolonien. An der Küste von Oberguinea wurden Küstenstriche besetzt, Verträge mit Häuptlingen wurden abgeschlossen und Befestigungen errichtet. Vor allem seitdem Emden der Sitz der brandenburgischen Handlungskompagnie wurde, brachte dieser überseeische Handel — seine Hauptgegenstände waren Gold, Straußenfedern, Gummi und Elfenbein — Gewinn. Er dauerte auch über die Zeit König Friedrichs I. Erst Friedrich Wilhelm I., dessen Nüchternheit die weitausschauende Kolonialpolitik für allzu phantastisch hielt, machte diesem Handel ein Ende, indem er die überseeischen Besitzungen kurzerhand an die Holländer verkaufte.

Sein Bestreben ging, wie auf die Verbesserung der Lage der Bauern und die Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, so auch auf die Hebung des Gewerbes und des Handels im Inlande. Vor allem das Tuchgewerbe förderte er durch die üblichen Mittel des Merkantilismus: Ausfuhrverbote für die einheimischen Rohstoffe und Einfuhrverbote für die fremden Fertigwaren. Er sorgte für die Verbilligung der Rohstoffe und befreite die Wollarbeiter von dem Heeresdienst. Er kleidete sich und die Seinigen mit einheimischem Tuch, ließ seine Soldaten es tragen und zwang auch die Untertanen weithin dazu. In Berlin wurde eine große Tuchniederlage errichtet. Trotzdem hatte das preußische Tuchgewerbe anfangs mit Schwierigkeiten

129. Ein „Hauptbuch" aus dem Jahre 1737.

Die doppelte Buchführung wurde schon früh von den Italienern übernommen, die sie im 14. und 15. Jahrhundert zuerst ausbildeten.

130. Aufnahmebescheinigung der „Deutsch- und Französisch-Combinierten Kaufmannschaft" in Berlin.

zu kämpfen. Erst nachdem das Herstellungsverfahren durch technische Erfindungen verbessert worden war, kam es in Aufschwung, und nun gelang es sogar, durch eine russische Handelskompagnie, die 1725 in Berlin gegründet worden war, die preußischen Erzeugnisse nach Rußland auszuführen. Auch im Reiche, in Spanien und Brabant trat der preußische Tuchhandel in erfolgreichen Wettbewerb mit England und Holland, die bis dahin dort den Markt beherrscht hatten. Ein sächsischer Nationalökonom, von Rohr, erklärte damals, in keiner deutschen Provinz seien die Manufakturen besser etabliert als in Preußen.

Weniger Erfolg hatte der König in der Förderung des Handels. Zwar gelang es ihm, 1720 im Stockholmer Frieden durch die Erwerbung von Vorpommern in den Besitz Stettins und der Odermündung zu kommen. Aber die Entfaltung des preußischen Handels in der Ostsee, die er davon erhoffte, wußten England, Holland und Dänemark, die die Ostsee beherrschten, immer aufs neue zu hindern. Dafür aber gelang es, den Handel auf der Oder selber beweglicher zu machen, indem die Kaufmannsgilden von Frankfurt, Berlin und Stettin dazu gebracht wurden, für eine Anzahl von Waren auf das Stapelrecht zu verzichten. 1733 wurden, um den Wettkampf mit dem Handel auf der Elbe siegreich durchführen zu können, die Zölle auf der Oder

131. Der Breslauer Wollmarkt. Stammbuchblatt von J. Wagner. Breslau, Schles. Mus. f. Kunstgewerbe und Altertümer.

denen der Elbe gleichgesetzt. In der Tat hob sich nun der Oderhandel wesentlich, und allmählich nahm auch die Bedeutung Stettins als Seehandelsplatz namentlich für die Ausfuhr von Holz, die Einfuhr von Wein und Heringen wieder zu.

Großzügig setzte Friedrich II. die Gewerbe- und Handelspolitik seines Vaters fort. Auch er hat sich zu dem Prohibitivsystem des Merkantilismus bekannt: „Ein von Natur so wenig gesegnetes Land wie Preußen, das Korn, Wein, Zucker usw. von außen beziehen muß, ohne eigene Gold- und Silbergruben, würde bei der jetzigen Größe des Luxus, wenn es auch noch fremde Industrieerzeugnisse in Menge verbrauchen wollte, rasch von allem Gelde entblößt werden. Der einheimische Gewerbefleiß ist noch in der Wiege, der eigene Handel ist nicht viel mehr als ein Handlanger des fremden Handels. Ich prohibiere, soviel ich kann, weil dies das einzige Mittel ist, meine Untertanen zu veranlassen, daß sie sich selbst machen, was sie von anderswoher nicht erhalten können." Ein ganzes System von Einfuhr- und Ausfuhrverboten war die Wirkung dieses Grundsatzes. Kurz nach 1763 wurden nicht weniger als 490 Artikel des bisherigen Einfuhrhandels gänzlich verboten. Wo diese Maßregel nicht anging, wurden die Waren mit hohen Zöllen belegt. Kaffee erhielt eine Auflage von 150% des Einkaufspreises, Tee 50%, französischer Wein 30%, Rheinwein 25%: seine Untertanen, erklärte er, sollten Bier trinken. Dazu kam die Monopolisierung. Zu dem längst bestehenden Salzmonopol kam 1751 das Einfuhrverbot für fremden Zucker, nachdem 1749 eine Berliner Firma das Vorrecht zur Anlage einer Zuckersiederei bekommen hatte. Das Jahr 1765 brachte das Tabakmonopol. Dieses trug bald, indem meist einheimischer Tabak verarbeitet wurde, 1¾ Millionen Taler ein, ein Elftel des gesamten Staatseinkommens. 1769 erhielt eine Kompagnie in Emden das alleinige Verkaufsrecht für Heringe in einigen Provinzen. 1781 bekamen die östlichen Provinzen das Kaffeemonopol. Sogar der Handel mit Brennholz für Berlin und Potsdam wurde 1766 auf sechs Jahre monopolisiert.

Wir Franz von Gottes Gnaden Erwählter Römischer Kayser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien und zu Jerusalem König, Herzog zu Lothringen und Bar, Groß-Herzog zu Toscana, Herzog zu Calabrien, Geldern, Montferat, in Schlesien zu Teschen, Fürst zu Charleville, Marggraf zu Pont à Mousson, und Nomeny, Graf zu Provence, Vaudemont, Blanckenberg, Zütphen, Saarwerden, Salm, Falckenstein ꝛc. ꝛc.

Entbieten N. allen und jeden Churfürsten; Fürsten geistlich- und weltlichen, Prælaten, Grafen, Freyen, Herren, Rittern, Knechten, Landvögten, Hauptleuten, Vitzdomen, Vögten, Pflegeren, Verweseren, Amtleuten, Land-Richtern, Schultheissen, Burgermeisteren, Richteren, Räthen, Burgeren, Gemeinden, und sonst allen Unseren und des Reichs Unterthanen und Getreuen, in was Würden, Stand oder Weesen die seynd, denen dieses Unser Kayserliches Patent fürkommet, Unsern Freund Vetter- und oheimlichen Willen, Kayserl. Huld, Gnade und alles gutes, und fügen Ew. Libd. Libd. And. And. Lbden Lbden und Euch hiemit zu wissen: Was massen Wir angesehen haben die löbliche gute Vorsehung, welche mehrere Churfürsten, Fürsten und Stände erlassen haben, auf daß die geringhaltige Münzen, welche von einigen Jahren her auf des Königs in Preussen Majestät, Churfürstens zu Brandenburg Libd. Bildnus und Stampf in grosser Menge zum Vorschein kommen, von Dero Landen und Gebieten mögen abgehalten werden. Indeme nun in mitler Zeit die Menge dieser geringhaltigen Preußischen und Chur-Brandenburgischen, dann deren auf fremden Chur-Sächsischen Stampf geschlagenen Münzen sich nicht allein so viel und groß gehäuffet hat, daß es zu besorgen stehet, daß darmit das ganze Reich dörffte überschwemmet, und dadurch in merklichen grossen Schaden gesetzet werden, sondern auch es ferner wahrzunehmen ware, daß denen Preußischen sowohl als denen auf fremden Chur-Sächsischen Stampf ausgeprägten goldenen Münzen, denen sogenannten Königl. Pohlnischen, Chur-Sächsischen Douplonen, dann denen Königl. Preußischen, Chur-Brandenburgischen Frideric d'or an ihren innern Gehalt ein grosser Abbruch geschehen ist, somit eine weitere und allgemeine Vorsehung nöthig seyn will, auf daß sothane schädliche und gefährliche Münzen nicht mögen verbreitet werden, sondern vielmehr wider solche denen Reichs-Gesätzen gemäß allenthalben verfahren, und darmit das werthe teutsche Vatterland vor weiterm Schaden und Nachtheil bewahret werde; So verordnen und gebieten Wir hiermit, als Römischer Kayser, daß weder die Königl. Preußische- Chur-Brandenburgische so genannte Frideric d'or, 12. 8. 4. 2. und 1. gute Groschen, auch 18. und 15. dann 3. kr. Stücke, noch auch die auf Chur-Sächsischen Stampf nachgeschlagene Douplonen, wie die Abzeichnung aller dieser Münz-Sorten, so viele deren bis dahin zu Handen zu bringen waren, diesem Unserm Kayserl. Patent beygedrucket, sofort von dem Tag der Publication dieses Unsers Kayserl. Edicts jemanden aufgedrungen, im Handel und Wandel aber nach 14. Tagen à dato dieses anzurechnen, weiter überall nicht ausgegeben und angenommen werden, sondern in allen des Heil. Röm. Reichs Landen und Gebieten ausser allem Cours gesetzet, und gänzlichen verruffen seyn sollen, also und dergestalten, daß diejenige sowohl, welche diese Münzen in Ausgab anbieten, als diejenige, welche solche annehmen, derselben nicht allein hiermit ausdrücklich verlustiget erkläret werden, sondern überdem auch von jeglichem Stuck den doppelten Werth dessen, wozu es ausgepräget ist, an Straf zu erlegen schuldig, jene aber welche von nun an weiter etwas von diesen verruffenen geringhaltigen Münzen vorsetzlich kommen lassen, nebst der Confiscation, auch noch nach Gestalt der Sachen an Guth, Leib und Leben gestraffet, und darunter von keiner Obrigkeit nachgesehen, sondern von allen deren mit Ernst und Nachdruck darob gehalten, auch daß es geschehe, von denen ausschreibenden Fürsten jeden Creyses das Einsehen genommen werden solle. Und da solcher Gestalten der Mißbrauch deren Chur-Brandenburgischen sowohl als deren Chur-Sächsischen Münzstätten, bey deren jetztmahliger Innhabung so offenbar, auch gemeinschädlich ist; So wollen und verordnen Wir weiter, daß zu sothanen Münzstätten einiges Gold, Silber oder Kupfer, es seye geschmelzet oder ungeschmelzet, nicht geliefferet, noch gebracht, und in dem zuwider Handlungs-Fall dasselbe aller Orten angehalten und confisciret, und annebst die daran einen Theil habende, um den gleichen Werth dessen bestraffet werden, dann alle Waradein, Münzmeistere, Gesellen und übrige Arbeitere sothane Münzstätte verlassen, und in diesen nicht mehr arbeiten sollen, alles unter denen in Unseren und des Reichs-Gesätzen auf Leib, Leben und Guth verordneten Straffen und Pönen; Gleichwie dann insonderheit diejenige Waradein, Münzmeistere, Gesellen und übrige Arbeitere, die deme also zuwider handlen, und in denen besagten Münzstätten ferner verbleiben und arbeiten, auf dem Fall ihrer Betrettung allenthalben gefänglich niedergeworfen, deren nicht zu betretten seyenden Nahmen aber in allen Zunft-Bücheren vorgemerket, sofort dieselbe nicht allein zu einiger Arbeit in anderen Münzstätten, oder bey Handwerken nicht mehr ein- und angenommen, sondern vielmehr sogleich, als dieselbe erkannt werden, jeden Orts-Obrigkeit angezeiget, und von dieser solche, wie vorbesagt, gefänglich niedergeworffen, dann gegen sie, es seye über kurz oder lang, nach Vorschrift deren Gesätzen auf Leib und Leben verfahren werden

Wir gebieten darauf allen Churfürsten, Fürsten und Ständen, und wollen, daß sie dieses Unser Kayserl. Edict in dero Churfürstenthumen und Landen, auch Herrschaften, Oberkeiten und Gebieten gebührend verkünden, und darob halten, auch durch die Ihrige halten lassen, somit, ob dieses also geschehe, in dero Landen, sonderlich aber bey Jahr-Märkten, und Zusammenkünften, wie auch bey Land-Päßen, Zollstädten, Stappel und Häven, mit allem Fleiß aufmerken und inquiriren, und daferne sich jemand, wer der auch seyn möchte, diesem Unsern Kayserl Gebott zuwider zu handlen, unterstehen sollte, dieselbe solchen ohne Respect der Person, und ohnbeachtet einigen Geleits oder anderer Vorwendung, zu gebührender Straf annehmen, und gegen ihn, seinen Leib, Haab und Güter, nach Innhalt dieses Unsern Kayserl. Edicts, handlen und verfahren, auch weiter denen Creyß-ausschreibenden Fürsten, und Unseren Kayserl. Commissarien an Vollziehung dessen nicht verhinderlich, sondern vielmehr befördlerlich erscheinen sollen; Alles bey Straf 10. Mark löthigen Goldes, auch weitern und schärfern Einsehens. An welchem allem erstatten Euer Liebden Liebden, Andacht Andacht Lbden Lbden und Ihr Unsern endlichen Willen und Meinung. Darnach sich manniglich zu richten. Geben zu Wienn den sechzehenden Augusti Annô Siebenzehen Hundert Neun und funfzig, Unsers Reichs im Vierzehenden.

Franz

L. S.

Vt Rudolph Graf von Colloredo.

Kaiserliches Verbot der geringhaltigen preußischen Münzen. 1759.

Tafel X

132. Gebäude einer Tuchfabrik in Luckenwalde aus der Zeit Friedrichs des Großen.

In der Industrie unterschied Friedrich 1749 in seiner „Idée de commerce" zwei Arten von Manufakturen: eine, die einheimische, und eine zweite, die ausländische Rohstoffe verarbeite. Der ersten gab er den Vorzug, aber auch die zweite, meinte er, sei nicht zu verachten. Nur gehöre zum Aufschwung der Industrie gute Regelung des Handels, steigende Gelehrigkeit der Bevölkerung und Kapital. Dieses der Industrie zuzuführen, scheute er sich nicht, sie aus Staatsmitteln zu unterstützen. Er erreichte durch all seine Maßregeln eine bedeutende Steigerung der Gewerbetätigkeit. Die Textilindustrie, die Leinenweberei in Schlesien, die Tuchmanufaktur in der Mark, die Seidenindustrie in Berlin blühte auf. In Schlesien regte sich kräftiger die Schwerindustrie: Kohle, Blei und Eisen wurden erzeugt, so daß 1779 die Einfuhr schwedischen Eisens verboten werden konnte. Berlin, das bei der Thronbesteigung des Königs noch zum Teil eine Ackerstadt gewesen, war bei seinem Tode ein ausgesprochener Industrie- und Handelsort.

Dem Abfluß der einheimischen Erzeugnisse diente die Gründung von Handelsgesellschaften. 1750 entstand die Emdener Handelsgesellschaft, die den Verkehr mit China, 1772 die Seehandelsgesellschaft, die den Handel mit dem Orient durchführte. Handelsverträge mit Spanien und Frankreich sollten die Absatzmöglichkeiten erleichtern. Aber es fehlte an Geld zur Erbauung einer stattlichen Handelsflotte. Nur in der Ostsee nahm der preußische Handel einen Aufschwung, so daß die Zahl der Schiffe, die in Stettin ein- und ausliefen, von 28 im Jahr 1720 auf über 2000 im Jahre 1754 anwuchs. Sogar während des Siebenjährigen Krieges verkehrten noch 300 bis 400 Schiffe jährlich im Stettiner Hafen. Friedrich der Große berichtet selber über seine volkswirtschaftlichen Bestrebungen in seinem Politischen Testament von 1768: „Was die Manufakturen betrifft, so habe ich die Tuchfabriken vermehrt, hier wie in Schlesien und in den Provinzen, wo es gute Wolle gibt. Ich habe sämtliche bestehenden

133. Abriß einer Kupferhammerhütte aus dem Jahre 1725.

134. Blick in eine Eisengießerei. Um 1700.

Seidenfabriken geschaffen, nicht um Seide auszuführen, sondern zur Deckung des eigenen Bedarfs. Ich habe eine Anzahl von Eisenhämmern in Gegenden angelegt, wo das Holz mangels eines nahen Wasserwegs im Wald verfaulte. Alle Baumwoll- und Barchentspinnereien habe ich gegründet, ebenso die Spitzenfabriken, Steingut- und Porzellanmanufakturen, die englischen Gerbereien, die das Leder für Kavalleriestiefel bearbeiten, Webereien für Strümpfe und Handschuhe, Etamin und Manchester, wie ihn Desjardins herstellt, Leinenbleichereien im Fürstentum Halberstadt, kurz ich habe große Ausgaben gemacht, um fleißige Hände ins Land zu ziehen.“

Von der Wirtschaftspolitik Österreichs und Preußens unterschied sich die Kursachsens durch ihren freihändlerischen Charakter. Denn einerseits war Sachsen zu klein und wirtschaftlich zu einseitig aufgebaut, als daß es die Schutzpolitik hätte mitmachen können, andererseits war es durch seine Bodenschätze und den Fleiß seiner Bewohner und seine Lage ge-

135. Bergwerksanlagen. Aufriß aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

radezu auf einen regen und ungehinderten Handelsverkehr mit dem westlichen Auslande angewiesen. Das Erzgebirge war die Heimat einer blühenden Bergindustrie, in der Lausitz wurden Tücher hergestellt: sächsische Leinwand galt für die feinste und beste in Deutschland. Als 1709 von Friedrich Böttger die Herstellung des Porzellans gefunden wurde, errichtete man 1713 in Meißen die erste Fabrik. Chemnitz ward der Sitz einer regen Baumwollmanufaktur. Um die Mitte des Jahrhunderts war Sachsen noch mit fremden, hauptsächlich englischen Kattunen überschwemmt. Dreißig Jahre später waren schon 750 Baumwollstühle allein in Chemnitz tätig. Eine einzige Kattunfabrik, Pflugbeil & Co., beschäftigte 1200 Arbeiter. Einen ähnlichen Aufschwung nahm die Strumpfwirkerei. 1728 gab es in ganz Sachsen nur 50 Strumpfweber, 50 Jahre später waren es schon mehr als 1500. Zur Förderung des Bergbaus wurde 1765 die Bergakademie in Freiberg errichtet.

Der Mittelpunkt des Handelsverkehrs war Leipzig. Von hier wanderten die einheimischen Erzeugnisse wie die Waren des slavischen Ostens nach der Nordsee und nach England, umgekehrt flutete hier die Masse der westlichen Luxus- und Modewaren und der Erzeugnisse fremder Kolonien ins Land hinein und weiter nach Polen und Rußland. Die Leipziger Messen waren die glänzenden Brennpunkte dieses Handelsverkehrs zwischen Osten und Westen. Ihr jährlicher Umsatz wird für das zweite Drittel des Jahrhunderts auf 18 Millionen Taler berechnet: allein die russischen Kaufleute sollen jeweils in Zügen von 200—300 Wagen erschienen sein und jeder eine Barschaft von etwa 3000 Talern mit sich getragen haben, so daß ein solcher Zug oft über eine halbe Million Taler bei sich hatte, um für das Geld sächsische und französische Seidenwaren zu kaufen.

136. Auerbachs Hof in Leipzig. Kupferstich aus dem Jahre 1770 von Roßmäßler.

Parallel ging dem Ausbau von Handel und Industrie die Entfaltung der Geldwirtschaft. Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts waren in Hamburg (1619) und Nürnberg (1621) Banken zur Regelung des Wechselverkehrs entstanden. Jetzt gründete man Kreditbanken: 1706 erhielt Wien eine Stadtbank; 1714 errichtete Karl VI. die österreichische Staatsbank: sie trug den rokokohaft verschnörkelten Titel „Universal-Bankal-Finanzen-Ökonomie-Demonstration". Erst 1765 folgte Friedrich der Große mit der Gründung der Preußischen Bank in Berlin.

Sogar das Reich wurde durch den Aufschwung des Wirtschaftslebens aus seiner Lethargie gerissen. Nach langen Verhandlungen erließ der Reichstag am 22. Juni 1731 eine Reichszunftordnung, die die Selbständigkeit der Zünfte brechen sollte, indem sie unter die Polizeiaufsicht des Staates gestellt wurden. Sie sollten keine Zusammenkünfte abhalten, keine Satzungen und Gebräuche beschließen dürfen ohne Zustimmung der ordentlichen Obrigkeit, die befugt war, durch ihre Organe alle Zunftverhandlungen zu überwachen.

Gegenüber der merkantilistischen Förderung von Industrie und Handel durch die Landesfürsten hatten die freien Reichsstädte vielfach Mühe, ihre Stellung in der Wirtschaft zu behaupten. Vor allem die einst blühenden Handelsstädte in Oberdeutschland, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Regensburg, vermochten die Bedeutung, die sie im Laufe des 17. Jahrhunderts ver-

137. Hamburg um 1700. Gemälde im Museum für Hamburgische Geschichte.

loren hatten, auch jetzt noch nicht wieder zu erringen. Man hatte sich in den herrschenden Familien daran gewöhnt, statt Handel Geldwirtschaft zu treiben, die Kapitalien, die der Fleiß der früheren Geschlechter angesammelt hatte, auf Zins zu legen und im übrigen über die Masse der Bürger ein Regiment des Standeshochmutes zu führen und sich in der städtischen Verwaltung ein möglichst einträgliches Amt zu sichern. Soweit der geminderte Absatz es ermöglichte, bewegten sich die Gewerbe in den altgewohnten Bahnen. In Augsburg gab es Kattunwebereien und Silbermanufakturen. Nürnberg war immer noch durch seine Spiel- und Drechslerwaren bekannt. Aber Abgaben und Steuern von einer manchmal geradezu phantastischen Höhe lasteten bei der Unfruchtbarkeit der städtischen Wirtschaft und der Kostspieligkeit der Verwaltung schwer auf Gewerbe und Handel. In Nürnberg gab es, nach dem Bericht von Nicolai, gegen zwanzig Ämter, um die verschiedenen Steuern und Abgaben einzuziehen: die Losungsstube (zur Einziehung der „Losung" oder Bürgersteuer), das Landpflegeamt (für die Steuern vom Lande), das reiche Almosen, das Umgeldamt, die beiden Waldämter, das Zoll- und Wegamt, das Zinsmeisteramt, das Ochsen- und Unschlittamt usw. Fast die Hälfte seines Einkommens hatte der bemittelte Bürger nur als Losung zu bezahlen. Schon zu Beginn des Jahrhunderts führte die Bürgerschaft Klage gegen den Rat wegen übermäßiger Steuerbelastung. Sehr hoch waren die direkten Abgaben und die indirekten Auflagen allerart auch in dem verschuldeten Ulm. Bei Gütern z. B. beliefen sie sich auf 45% des Ertrages. Von Besoldungen betrugen sie 5%. Dazu kamen Ohmgeld für Getränke, Akzise von Getreide und Mehl. Die Leineweber mußten von jedem Stück Leinwand, das sie auf den Stuhl legten, eine Abgabe zahlen. Wollten sie ihre Leinwand auswärts verkaufen, so hatten sie für jedes Stück von 60 Ellen eine Abgabe von 6 Kreuzern zu entrichten. Dagegen betrugen die direkten Steuern in Augsburg nur $\frac{3}{4}$% des Einkommens.

Anders im Norden. Durch Umsicht, Fleiß und Tatkraft und geschickte Benützung der

138. Ansicht von Bremen vom Neustadtdeich aus. Kupferstich von J. H. Grönninger 1771.

durch die Verschiebung des Welthandels geschaffenen Konstellation blühte im gleichen Zeitraume der Handel in Hamburg und Bremen empor. Die beiden Nordseehäfen waren die Hauptvermittlungsorte für den Handel von England und Holland mit dem deutschen Binnenlande und weiter nach dem Osten. Hamburg war bis in das erste Drittel des Jahrhunderts der Hauptstapelplatz für den Holz- und Getreidehandel auf der Elbe, später wurde es der Ausfuhrhafen für die Textilwaren Schlesiens, das Kupfer Ungarns und die Metall- und Glaswaren Böhmens. Dazu kam seine Bedeutung als Einfuhrhafen für die westeuropäischen Erzeugnisse und die Waren aus den Kolonien Spaniens, Portugals, Englands und Hollands. Um 1760 stand dieser Kolonialhandel auf seiner Höhe.

Schwieriger war es für Bremen, seine wirtschaftliche Stellung zu behaupten, da es in seiner Entfaltung stärker durch fremde Zölle, namentlich Schwedens und Oldenburgs, gehemmt war. Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, als Schweden seine Herrschaft über die Wesermündung verlor, konnte sein Handel sich freier regen, zugleich wurde er nun durch eigene Industrie, vor allem Zuckerraffinerien und Tabakfabriken, belebt. Es vermittelte vor allem den Handelsverkehr zwischen Frankreich und England und dem deutschen Binnenlande und führte Tabak, Kaffee, Reis und andere Kolonialwaren nach Braunschweig, Süddeutschland und der Schweiz ein.

Von entscheidender Bedeutung für die Belebung und Befreiung des deutschen Handels war die Loslösung Amerikas von England und die Begründung der Vereinigten Staaten in dem Unabhängigkeitskriege von 1775—83. Sie ermöglichte den deutschen Seestädten, deren überseeischer Verkehr bisher von dem Willen und Vorteil der großen europäischen See- und Kolonialmächte abgehangen, den freien Handel mit einem selbständigen überseeischen Lande,

das nach seinem Kriege mit England allen Anlaß hatte, seinen wachsenden Handelsverkehr mit Europa von jenem Lande wegzulenken. Jetzt konnten Hamburg und Bremen ihre Kolonialwaren direkt, ohne Vermittlung von England und Holland, in Amerika beziehen und weiterverkaufen. War schon 1779 in Bremen eine Handelskompagnie für Ostindien entstanden, so verbanden sich nun 1782, im Jahre der Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten durch England, bremische Handelshäuser mit hamburgischen, um den direkten Handelsverkehr mit Nordamerika zu begründen, der dann nach dem Pariser Frieden und dem Abzuge der englischen Flotte aus den amerikanischen Gewässern mächtig emporblühte. Den unmittelbaren Widerhall dieses Ereignisses spürt man in Goethes Urmeister, der „Theatralischen Sendung“ in den Gesprächen des (um 1782 entstandenen) zweiten Buches zwischen Wilhelm, dem kunstbegeisterten Idealisten, und seinem Schwager Werner, dem praktisch rechnenden Kaufmann. Es ist, wie wenn eine frische Brise Seewind in die dumpfe Luft eines Kleinhandelskontors zöge. Alte und neue Zeit, Krämertum und Großhandel treten sich hart gegenüber. Werner, wie er Wilhelm auffordert, „einen rechten Geschmack an unsern Geschäften zu kriegen,“ sagt: „Ich konnte dir nicht zumuten, in einem Laden mit der Elle zu messen, mit der Wage zu wägen; lass uns das durch unsere Handelsdiener nebenher betreiben und geselle dich hergegen zu mir, um durch alle Art Spedition und Spekulation einen Teil des Geldes und Wohlbefindens an uns zu reißen, das in der Welt seinen notwendigen Kreislauf führet. Wirf einen Blick auf alle natürliche und künstliche Produkte aller Weltteile, siehe, wie sie wechselsweise zur Notdurft geworden sind; welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es, was in dem Augenblick bald am meisten gesucht wird, bald fehlt, bald schwer zu haben ist, jedem, der es verlangt, leicht und schnell zu schaffen, sich vorsichtig in Vorrat zu setzen und den Vorteil jedes Augenblickes dieser großen Zirkulation zu genießen. Dies ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird.“

SCHULE UND BILDUNG

Man kann die Aufklärung in ihrer Gesamtheit als die größte Erziehungsbewegung der neueren Geschichte auffassen. In keiner Zeit hat, so wie in jener, der Wunsch, die Menschen aus einem Zustande der Unfreiheit und Unbildung zu glücklicheren und freieren Lebensformen zu führen, so tief Wurzel geschlagen; niemals hat man aber auch mit solcher Überzeugung an die Möglichkeit der Verwirklichung dieses Wunsches geglaubt. Was den Glauben erzeugte, war das Vertrauen auf die natürliche Bildungsfähigkeit des Menschen, auf die Freiheit seines Willens und die Macht der Vernunft als der Lenkerin alles inneren und äußeren Geschehens.

So liegen in der Aufklärung auch die Anfänge aller modernen Erziehungskunst.

Aber gegen was für Vorurteile und Mißstände hatte diese Bildungsbewegung zu kämpfen! Die Kindererziehung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war durchaus von dem Grundsatz des Zwanges und der Autorität beherrscht. Die Autorität braucht sich nicht überall in so unmenschlicher Form kundzutun, wie in der Erziehung der Prinzessin Wilhelmine von Preußen durch ihren Vater Friedrich Wilhelm I., der in seiner herrischen Heftigkeit seine Tochter etwa an den Haaren durchs Zimmer riß oder mit anderen Mitteln einer unbeherrschten Grausamkeit züchtigte. Autorität aber war überall und machte aus der Erziehung, statt einer verständnis- und liebevollen Entwicklung angeborener Anlagen, starren Drill und harte Dressur. Schon der Säugling durfte seine Glieder nicht strecken, seinen Körper nicht dehnen; an Leib, Armen und Beinen wurde er mit festen Binden umwickelt und sein Kopf in eine enge Haube

139. Kinderspiele. Kupferstich von Daniel Chodowiecki aus Basedows „Elementarwerk".

gesteckt. Nicht frühe genug konnte man den Mädchen die Brust umschnüren, um eine elegante Taille zu erzeugen. Die Tracht der Kinder, der Mädchen wie der Knaben, war nicht dem Kindesalter angemessen, sondern eine genaue Nachahmung der Tracht der Erwachsenen (Abb. 139). Goethe beschreibt einen neuen Anzug, den er als Knabe bekam, in „Dichtung und Wahrheit": „Der Anzug bestand in Schuhen aus sauberm Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche und einem Rocke von grünem Berkan mit goldnen Balletten. Die Weste dazu, von Goldstoff, war aus meines Vaters Bräutigamsweste geschnitten. Ich war frisiert und gepudert, die Locken standen mir wie Flügelchen vom Kopfe." Wirklich erscheinen uns heute die Kinder auf den Bildern der Zeit nicht als Kinder, sondern als kleine Erwachsene.

Leibesübungen zur freien Entwicklung des Körpers, kalte Waschungen und Bäder waren beim Bürgerstande verpönt. „Die Eltern bringen ihre Kinder um gerade Glieder und Gesundheit," heißt es in des Theologen Collin „Christlichen Gedanken von guter Kinderzucht" 1732, „wenn sie ihnen gestatten, des Winters auf dem Eise herumzurutschen oder des Sommers in Flüssen und Bächen zu baden. O wie manches Kind hat ein Bein gebrochen, einen gefährlichen Fall getan oder wohl gar das Leben im Wasser lassen müssen!" Sport war das Vorrecht des Adels. Was der Bürgerstand seinen Kindern an körperlicher Beweglichkeit beibrachte, war nur Erziehung zur Galanterie. Callenbach spottet: „Die Eltern ziehen ihre Kinder, daß es eine Schand' ist; sie lassen ihnen alles zu; was von Extraktion ist, muß lehren Reverenz machen,

eh' sie das Vaterunser können; der Bub' ist noch nicht hinter den Ohren trucken, muß doch schon Visiten geben. Das Töchterchen, so zu Haus die Popp' noch kleidet, muß schon in die Compagnie; ist's ausgelassen, freuen sich die Eltern und sagen, es habe Spiritus, zur Gottesfurcht hält man sie nit an." Ein andermal läßt Callenbach einen Knaben erzählen: „Mamma sagt, ein Quintlein vom galanten Leben sei mehr als ein ganz Pfund Gelehrsamkeit. Mon frère Louis und ma sœur Henriette und ich müssen täglich zwei Stund' lernen tanzen, um eine schöne Postur zu machen, den Leib grad zu halten, Reverenz zu machen, die Füß' setzen, darauf hält sie alles." Noch drastischer ist das Bild der Kindererziehung bei Abraham a Sancta Clara: „Die Kinder kommen kaum aus der Wiege, so werden sie gleich geschmiert, geschniert, geschmuckt, gedruckt, und hat die Seel' in ihrem zarten Leibe gar ein hartes Quartier, indem die Kinder gleich von Jugend auf mit Brusteisen, Halseisen dergestalten zusammengepfränget werden, daß sie fast keinen Atem schöpfen können . . . Nach diesen muß der Tanzmeister kommen: da wird der kleine Franzl instruiert in dem Tanzl, die Jungfrau Gredl tanzt ein Menuetl, die Mariandl ein Sarabandl und einen Bourée die junge Dorothee."

Erst um die Mitte des Jahrhunderts, vor allem als Rousseaus Verherrlichung der Natur auch in Deutschland die Gemüter erfüllte, wandelte sich die Erziehung der Kinder. Jetzt ließ man sie sich tummeln, gestattete ihnen zu baden und auf dem Eise zu spielen und hielt kalte Waschungen und leichtere Kleidung zu ihrer Abhärtung für angemessen. So riet J. G. Sulzer in seinen „Vernünftigen Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder" 1745 den Eltern, die Kinder gleich von der Wiege an etwas hart zu halten, sie nicht in weichen Betten schlafen, wohl aber in freier Luft sich bewegen und Leibesübungen machen zu lassen. Aber es dauerte noch bis ins 19. Jahrhundert, bis solche Forderungen allgemein verwirklicht wurden.

Verhältnismäßig leichter setzten sich die Forderungen der neuen Zeit in der Ausbildung des Verstandes durch die Schule durch.

In einer Stralsunder Kirchenordnung von 1525 findet der von den Reformatoren geförderte Bildungsdrang der Neuzeit in der Einrichtung von Knaben- und Mädchenschulen seinen Ausdruck: „Frye Schole for den Inwahner tho holden, dat de Armen sowol als de Rycken studeren können, iss nödig, soferne wy denken, de Erkenntnuss des Evangelii der hilligen Schrift länger tho beholden." Damit ist die christliche Grundlage und der religiöse Zweck auch für den Volksschulunterricht der folgenden Jahrhunderte als Grundsatz ausgesprochen. In allen Volksschulordnungen der protestantischen Gebiete — die katholischen folgten dem Beispiele — wird im 17. Jahrhundert, entsprechend der strengen geistlichen Zucht, an die Spitze des Unterrichtszieles das Verständnis des Katechismus, die Kenntnis biblischer Geschichten und Sprüche und des kirchlichen Chorgesanges gesetzt. Diesen Aufgaben dient der Leseunterricht. In zweiter Linie werden die Kinder auch im Schreiben unterrichtet. Daß sie auch rechnen lernen, hält man vielfach, vor allem bei den Mädchen, für überflüssig. Alle Schulordnungen, die während des 17. Jahrhunderts erlassen wurden, forderten als Fächer für den Volksschulunterricht Religion, Lesen, Schreiben und Gesang, nicht alle Rechnen. In der Gothaischen Schulordnung von 1642 war der Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht für das ganze Jahr aufgestellt; nur in der Erntezeit sollte der Unterricht für vier Wochen und an den Kirchmessen für einige Tage ausfallen. Die Verpflichtung zum Schulbesuch sollte mit dem fünften Jahre beginnen. Für Worms und Mainz sprach ein erzbischöflicher Erlaß von 1682 den Grundsatz allgemeiner Schulpflicht vom sechsten bis zwölften Jahr während des Winters aus. Ähnliche Bestimmungen finden sich an anderen Orten, und um 1700 hat sich der Grund-

140. Schulunterricht im 18. Jahrhundert.
Kupferstich aus dem Jahre 1751.
Dem faulen Schüler ist zur Strafe ein Bild mit einem Esel umgehängt worden.

satz der allgemeinen Volksschulbildung überall in protestantischen wie in katholischen Landen durchgesetzt. In den größeren Städten gab es neben öffentlichen Volksschulen noch private Rechen- und Schreibschulen, die Klipp- oder Winkelschulen. Als Lehrer amteten bald ausgebildete Schulmeister, bald Handwerker: die Forderung, wie sie in der braunschweigischen Schulordnung von 1651 aufgestellt war, daß die Handwerker vom Erteilen des Unterrichts ausgeschlossen sein sollten, ließ sich aus Mangel an Lehrern nicht durchführen. Das Eindringen von allerlei dunkeln Elementen in den Lehrerstand, sowie das Aufkommen von zahlreichen Winkelschulen bewirkte, daß sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in mehreren Städten, so in Frankfurt a. M., München, Nürnberg, Lübeck, die Schulmeister, mit Einschluß der Schreib- und Rechenlehrer, zu eigentlichen Zünften zusammenschlossen, die auch im 18. Jahrhundert noch bestanden, und bestimmten, daß der künftige Lehrer zuerst als Lehrling und als Geselle gearbeitet haben müsse, bevor er zum Meister ernannt werden konnte. In Nürnberg wurde die Zahl der Schulen auf 48 beschränkt, nach dem Dreißigjährigen Krieg wollte man nur noch zwanzig Rechenmeister und acht Schulhalter dulden. Für den Antritt der Lehrzeit war die Vollendung des 18. Jahres nötig. Sie dauerte 4—6 Jahre. Mit 22 Jahren wurde der Lehrling zur Gesellenprüfung zugelassen. Diese bestand in einem schriftlichen und einem mündlichen Teil. Im schriftlichen hatte der Lehrling zu Hause orthographische und kalligraphische Musterschriften anzufertigen, im mündlichen wurde er über Fragen der Schreib- und Rechenkunst und im Katechisieren geprüft.

Eine starke Förderung erhielt, wie das gesamte Bildungswesen, so auch der Volksschulunterricht durch den Pietismus. Schon Spener war bemüht, den Grundsatz der „gottgefälligen Besserung der wahren evangelischen Kirche“ auch im Volksunterrichte fruchtbar zu machen und die christliche Unterweisung zu verinnerlichen. Er gab Vorschriften für die Kunst des Katechisierens und verlangte, daß die Fragen und Antworten des Katechismus nicht einfach nur auswendig gelernt, sondern auch verstanden wurden. Vor allem in der Tätigkeit Franckes nimmt die Sorge für den Unterricht den breitesten Raum ein. Er gründete 1695 in Halle eine Armenschule, von der sich dann eine Bürgerschule für die zahlenden Kinder abzweigte, 1696 ein Waisenhaus, und er veröffentlichte 1697 ein Lehrbuch für den Volksschulunterricht: „Kurzer und einfältiger Unterricht, wie die Kinder zur wahren Gottseligkeit und christlichen Klugheit

anzuführen sind.“ Darin gab er Anweisungen psychologischer und pädagogischer Art. Er war es, der das Waisenhaus und die Armenschule aus bloßen Versorgungsstätten für verlassene und arme Kinder zu wirklichen Erziehungsanstalten machte. Dabei war er, dem Geiste der Zeit entsprechend, darauf bedacht, die Zöglinge nicht nur zu frommen Jenseitspilgern, sondern auch zu tüchtigen Erdenbürgern zu machen, ihr praktisches Geschick und ihren Beobachtungssinn auszubilden. Endlich sorgte Francke auch für die berufliche Ausbildung der Volksschullehrer: sein seminarium praeceptorum, ursprünglich als Universitätsseminar für die erzieherische Schulung der Zöglinge der höheren Lehranstalten bestimmt, ist in der Folge das Vorbild für die eigentlichen Lehrerseminarien geworden.

Die Grundsätze des hallischen Unterrichtes setzten sich rasch an vielen Orten durch, so in Nürnberg (1698), in dem Fürstentum Eisenach (1705) und in Württemberg (1729). Überall verband sich die Idee einer vertieften Religionspflege mit den nüchternen Forderungen des praktischen Lebensunterrichts. In der Verordnung für die Landschulen des Fürstentums Eisenach betont der Schluß den religiösen Zweck der Erziehung: „Wo wir wollen in Himmel kommen, müssen wir den Kindern gleich werden. Wehe denen, die den Schmuck von den Kindern nehmen, den sie in der heiligen Taufe bekommen; wohl aber denen, die Kinder christlich erziehen und mit ihnen Kinder des lebendigen Gottes sind! Dazu helfe uns das heilige Kind Gottes Jesus, Amen.“ Voran aber gehen praktische Einzelvorschriften: Die Schulpflicht beginnt in der Regel mit dem fünften Jahr. Der Schuleintritt findet an einem gewissen Tag nach Michaelis statt. Von Michaelis bis Johannis soll vor- und nachmittags Schule gehalten werden. Schulversäumnisse werden bestraft; wenn die Eltern die Schuld tragen, mit einem Groschen für den Tag. Die Mittwoch- und Samstagnachmittage sind frei, ebenso die Nachmittage vor den Feiertagen. Am Unterricht im Rechnen und Singen nehmen die jüngeren Knaben und die Mädchen überhaupt nicht teil. Dagegen ist ausdrücklich bestimmt, daß den Schreibunterricht auch die Mädchen besuchen sollen. Auch während der Erntemonate von Johannis bis Michaelis sind die Schulmeister gehalten, wenn die Eltern es wünschen, den Kindern gegen eine Erkenntlichkeit jeden Tag eine oder mehrere Stunden Unterricht zu geben.

In Brandenburg-Preußen mußte sich in der Pflege des Volksschulunterrichtes Friedrich Wilhelm I. um so mehr als ein willensstarker Volksbeglücker zeigen, als er von Natur schon ein Schulmeister war. Kaum war er ein halbes Jahr auf dem Throne, so erließ er, am 24. Oktober 1713, eine allgemeine evangelisch-reformierte Schulordnung. Umfaßte diese auch den höheren Unterricht, so nahm sich in der Folge der König vor allem der Volksschule an. Zweitausend neue Volksschulen soll er im Laufe seiner Regierung, die meisten in Ostpreußen, gegründet haben. Ein Generaledikt von 1717 setzte den allgemeinen Schulzwang für Kinder von 5 bis 12 Jahren fest: sie sollten winters täglich, sommers mindestens ein- bis zweimal wöchentlich gegen ein wöchentliches Schulgeld von sechs Pfennigen zur Schule kommen. Wichtig für das Landschulwesen war besonders das Gesetz vom 30. Juli 1736, die „Principia regulativa oder Generalschulenplan, nach welchem das Landschulwesen im Königreiche Preußen eingerichtet werden soll“. Auf zwei Punkte vor allem lenkte der König seine Aufmerksamkeit: auf die angemessene Vorbildung der Lehrer und auf ihre Besoldung. Daß die Schulmeister auf dem Lande alle gelernte Lehrer waren, vermochte freilich selbst er nicht durchzusetzen. Sie waren auch in Preußen meist Handwerker, und zwar, da wegen des Schutzes der städtischen Zünfte nur den Schneidern, Leinewebern, Schmieden, Radmachern und Zimmerleuten das Wohnen auf dem Lande gestattet war, Angehörige eines dieser Gewerbe, besonders häufig Leineweber oder Schneider. Um aber ihre Kenntnisse so viel als möglich zu bessern, wies der König 1715

141. Schulunterricht. Kupferstich von Meil.

die Geistlichen der Kurmark an, sie sollten sich der Präparation der Schulmeister entweder selbst oder durch geschickte Schulkollegen unter ihrer Leitung annehmen. Als die ersten Volksschullehrerseminarien entstanden, in Stettin 1732, in Kloster Bergen bei Magdeburg 1735, schenkte der König ihnen seine besondere Gunst.

In dem Generalschulenplan von 1736 wurde für die Stellen, über die der König selber das Patronat hatte, die Besoldung der Lehrer festgesetzt und die Verteilung der Schullasten geordnet. Der König übernahm es, für Lehrer und Schule das Bau- und Brennholz, sowie einen Morgen Landes zu stellen. Was der Lehrer an Geld, Getreide, Viehfutter, freier Weide, Ackerbestellung noch brauchte, sollten teils die Gemeinden, teils die Kirchenkassen bestreiten. Zur Beihilfe für arme Gemeinden wurde ein Kapital von 50000 Talern, der sogenannte mons pietatis, ausgesetzt, dessen Zinsen dem Landschulwesen in Ostpreußen zufließen sollten. Anweisungen für die adeligen Schulpatrone sollten in den anderen Gebieten wenigstens den Weg zur Verbesserung der äußeren Stellung der Lehrer zeigen.

Das pädagogische Interesse Friedrichs des Großen galt weniger der Volksschule als der höheren Bildung. Wohl schenkte er dem dritten Lehrerseminar, das ein Schüler Franckes, der Oberkonsistorialrat Hecker 1748 in Berlin gründete, seine Förderung. Er befahl, die Schulmeisterstellen in der Umgebung von Berlin, später auch in Pommern und der Neumark, mit „Subjekten" aus Heckers Anstalt zu besetzen, aber doch wohl nur, weil sie in dieser zugleich die Maulbeer- und Seidenraupenzucht gelernt hatten. 1753 setzte er der Schule sogar einen regelmäßigen jährlichen Zuschuß von 600 Talern aus und erhob sie dadurch zum staatlichen Seminar der Kurmark. 1763 erschien dann ein neues preußisches General-Landschulreglement, das die Dauer des Unterrichtes bis zum dreizehnten oder vierzehnten Schuljahr ausdehnte, als Gegenstände des Unterrichtes Lesen und Schreiben bestimmte und den täglichen Unterricht im Winter auf die Stunden von acht bis elf und von ein bis vier Uhr festsetzte. Aber das Reglement wurde nicht pünktlich befolgt, und der König selber hob den Stand der Schulmeister damit nicht, daß er vielfach die Lehrerstellen seinen Invaliden übertrug.

Zu gleicher Zeit wurde nach protestantischem Vorbilde auch in den katholischen Gebieten der Volksschulunterricht verbessert. Das erste katholische Seminar wurde in Breslau 1765 errichtet.

Steigt man aber nun aus dem Luftreiche der Gesetzesparagraphen in die Wirklichkeit der bestehenden Verhältnisse hinab, so ist das Bild, das uns die Mitteilungen der zeitgenössischen Schriftsteller bieten, ein mehr als düsteres, auch wenn man bedenkt, daß in der Regel die Aufmerksamkeit auf die Auswüchse gefallen sein und sich ihr die trefflichen

oder nur normalen Schulen und Lehrer entzogen haben dürften, weil an ihnen nichts zu rügen war.

Es mag redliche und pflichtgetreue Dorfschulmeister gegeben haben, wie Voß einen in seinem „Siebzigsten Geburtstag" schildert. Aber sehr oft waren sie rohe, unwissende und liederliche Gesellen. Schon die Anstellung verdankt der Dorfschulmeister, wie ja auch der Pfarrer auf dem Lande, oft genug, so gering die Vorteile der Stellung waren, unwürdiger Protektion und Bestechlichkeit. Schnabel erzählt, wie die Frau eines Oberpfarrers Schulstellen in der Stadt und auf dem Lande denjenigen zuteilt, die durch Geschenke ihre Gunst erwerben. Wie es um die Bildung solcher Jugenderzieher stand, malt ein satirischer Brief Rabeners aus. Ein Mann trägt sich einem Dorfpatron für die Lehrerstelle an. Er hat das Unglück gehabt, bereits dreimal abgesetzt zu werden; aber daran sind, wie er sagt, seine Feinde schuld. Zu seiner Empfehlung führt er an: „Soviel Ihre Bauernjungen von Gottes Worte brauchen, will ich ihnen doch wohl vorsagen. Für armer Leute Kinder mag es halbweg sein. Auf den Respekt halte ich; da gebe ich Ihnen mein Wort. Ich will die Jungen zusammenpeitschen, sie sollen Öl geben, wenn sie nicht gut tun wollen. Was mir am Christentume und dem Katechismus abgeht, das ersetze ich auf andere Art. Sie haben keinen Barbier im Dorfe . . . das verstehe ich perfekt . . . Die gnädige Frau Gemahlin ist eine Liebhaberin von Branntweine. Das sage ich Ihnen, so schön muß ihn kein Mensch abziehen als ich. Meine Frau hat ein besonderes Geheimnis, Froschlaichwasser zu machen, welches zu einer reinen Haut und wider die Sommersprossen hilft . . . Rechnen und Schreiben ist auch meine Sache nicht; aber was tut das? Ich will mir einen großen Jungen aus der Gemeine halten, der es an meiner Statt tut." Von Bayern bezeugt Nicolai für den Schluß des Jahrhunderts noch den schlechten Zustand der Schulen in Stadt und Land. Die Kinder lesen und lernen Dinge auswendig, deren Sinn sie nicht verstehen.

Nicht besser stand es um das Volksschulwesen auf dem Lande in der Schweiz. Auch hier unterrichteten die Schulmeister im Nebenberuf. Unter den Lehrern der Basler Landschaft waren noch zu Ende des Jahrhunderts zwei gescheiterte Theologen, die übrigen waren Bauern, Posamenter, Feldarbeiter, Seidenweber, Strumpfweber, Handschuhmacher, Schneider, Bäcker, Nagelschmiede usw. Das Bild, das Jeremias Gotthelf in dem „Bauernspiegel" von dem Unterricht in einer berner Landschule noch für den Beginn des 19. Jahrhunderts entwirft, dürfte in gesteigertem Maße für das 18. zutreffen. Da die Schule ganz unter dem Einfluß der Kirche stand, so war der Stoff des Unterrichtes fast nichts als Bibel und Katechismus. Dem Pfarrer war es anheimgestellt, dem Lehrer die nötigsten Kenntnisse und Kunstgriffe beizubringen. Wo seine Unterweisung nichts fruchtete oder niemand sich zum Schulhalten finden wollte, mußte er, wie im Gebiet von Glarus, Zürich und Basel, wohl auch selber den Bakel zur Hand nehmen. Vielfach mußte er aber die Kinder erst zur Schule treiben und die Eltern an ihre Pflicht mahnen. Denn die Bauern hielten den Schulbesuch für überflüssig, wenn nicht gar für einen Eingriff in ihre Autorität. Entsprechend war ihre Achtung vor dem Lehrer und seine Entlöhnung: die Kinder brachten etwa einen Rappen im Tag oder ein paar Batzen im Monat in die Schule. Hie und da steuerte die Gemeinde noch ein paar Klafter Holz bei, oder es wurde dem Schulmeister aus dem Zehnten ein wenig Korn verabfolgt. Das war alles, was die Öffentlichkeit für ihn tat.

Von den Landschulen unterschieden sich die städtischen Schulanstalten zunächst in ihrer verwaltungsrechtlichen Stellung. Während jene unmittelbar unter der Landesregierung standen, hatte diese der Rat unter seiner Aufsicht und Verwaltung. Daher kommt es, daß

die allgemeinen Schulordnungen, durch die die landesherrlichen Erlasse dem Schulwesen des fürstlichen Territoriums den Geist der neuen Zeit aufzuprägen suchten, auf die Schulen in den Städten ohne Einfluß blieben. Fanden auch gelegentlich hier Visitationen im Auftrag der Landesregierung statt, so fehlte es doch an Machtmitteln, die Magistrate zur Durchführung der Neuerungen zu zwingen. Das städtische Schulwesen des 17. und 18. Jahrhunderts zeigt so größere Mannigfaltigkeit als das Volksschulwesen des Landes. Zugleich war hier auch weniger Eifer für Verbesserungen.

Der Unterricht bewegte sich in den protestantischen Städten zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch im wesentlichen in den Formen, wie sie Melanchthons, von Luther gebilligter Lehrplan von 1528 geschaffen hatte. Die Schule für die Bürgersöhne war die Lateinschule. Nicht nur die künftigen Vertreter akademischer Berufsarten, sondern auch die Kinder von Handwerkern, die dem Berufe ihres Vaters zu folgen gedachten, mußten das Lateinische mündlich und schriftlich so gut als möglich beherrschen lernen — wie es in der Schulordnung des Grauen Klosters zu Berlin von 1579 heißt: ,,Weil den Knaben die Muttersprache bereits bekannt sei und die Schulen nur zur Erlernung des Lateinischen und Griechischen dienen, sollen die Knaben der zwei obersten Klassen sich der deutschen Sprache völlig enthalten, und Aufseher sollen etwaigen Gebrauch derselben zur Bestrafung anzeigen.'' Wohl gab es neben den Lateinschulen auch private deutsche Schulen; aber sie wurden als Winkelschulen verfolgt und so viel als möglich zurückgedrängt. Dieser Zustand dauerte das 17. Jahrhundert hindurch, nur daß die Lebendigkeit und Tiefe des humanistischen Gedankens, der die Pflege der alten Sprachen im 16. Jahrhundert beschwingt hatte, allmählich einem trockenen und geistlosen Drill gewichen war. Auch die äußere Einrichtung der Lateinschule blieb die gleiche bis ins 18. Jahrhundert hinein. Sie zerfiel in drei Klassen und zählte in der Regel drei Lehrer, Rektor, Kantor und Bakkalaureus, von denen jeder einer Klasse vorstand. In kleineren Städten behalf man sich mit zwei oder einem Lehrer, in größeren traten zu den drei herkömmlichen noch weitere Lehrer hinzu; sie hießen Kon(auch Sub)rektor, Kollaborator oder wurden einfach numeriert als Tertius, Quartus usw.

Über den städtischen Lateinschulen erhoben sich dann die eigentlichen Gelehrtenschulen als Vorbereitungsanstalten für das akademische Studium. Sie waren teils städtische teils Landesschulen, standen wie die Lateinschulen unter geistlicher Leitung und dienten vor allem der Pflege des Lateinischen, dessen Kenntnis schon deswegen nötig war, weil es die Amtssprache der Universitäten und, bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, durchgehends die Sprache der Wissenschaft war. Dazu kam die Pflege des Griechischen und — für die künftigen Theologen — des Hebräischen. Das Deutsche stand auch noch um 1700 so sehr im Hintergrund, daß in einem pädagogischen Werke von 1691 die Forderung: ,,Man sollte eher einen aus den oberen Klassen zierlich deutsch als unzierlich griechisch oder in einem abgeschmackten lateinischen carmine perorieren lassen'', als ein Paradoxon bezeichnet wird. Und doch hatte bereits 1612 Wolfgang Ratichius dem deutschen Volke in einem Memorial die Wichtigkeit der deutschen Sprache für den gelehrten Unterricht verkündet — freilich aus einem negativen Grunde: der geistliche Verfasser gedachte mit der Beseitigung des Vorranges des Lateinischen auch den Einfluß der heidnischen Schriftsteller einzudämmen. Man begreift, daß seine Forderung wenig Aussicht auf Erfolg hatte. Denn das ,,Heidentum'' war im 17. Jahrhundert, wo die Kirche allmächtig die Gemüter beherrschte, keine wirksame Macht, die man bekämpfen mußte, aus deren Verdrängung dem Leben neue Kräfte hätten zugeleitet werden können. Dazu waren das deutsche Selbstbewußtsein und die deutsche Bildung noch allzu schwach, als daß man

in ihnen der antiken Kultur eine Geisteswelt von ähnlichem Gehalte hätte entgegensetzen können. So fristete das Lateinische — und hinter ihm das Griechische — im Unterricht des 17. Jahrhunderts lediglich als Diener der Kirche ein scheinbar wichtiges, in Wirklichkeit aber bescheidenes Dasein, weil es nur die Bedeutung einer formalen Sprache hatte und der weltanschauliche Gehalt, den die Werke der Alten hätten erschließen können, unfruchtbar blieb.

142. Schulhof des Gymnasiums zu St. Anna in Augsburg 1731.

Es zeigte sich auch hier: alle Schulverbesserung, wenn sie über den Formalismus von Paragraphen und Vorschriften hinauskommen und wahrhaft fruchtbar werden will, kann das nur sein, wenn sie von dem Geiste einer neuen Weltanschauung erfüllt ist und diesem zum Durchbruch verhelfen will. Dieser neue Geist zeigt sich im Schulwesen gegen das Ende des 17. Jahrhunderts. Es ist der Geist der weltlichen Aufklärung, die Bildung zu irdischer Wohlfahrtspflege. Für die Schule bedeutet diese neue Weltgesinnung ein entschiedenes Bekenntnis zu allen Kenntnissen und Fertigkeiten, die fähig sind, den Menschen zum Dienste am wirklichen Leben zu erziehen. Die kirchliche Lehre wird zurückgedrängt, die Sachfächer treten hervor. Denn sie sind jene Gebiete, in deren Pflege das Zeitalter glänzt: Mathematik, Physik und Naturwissenschaft; Geschichte und Geographie. Sie aber fordern, will man wirkliches Sachwissen aus ihnen lernen, auch eine neue Sprache, die nicht nur Anhäufung von steifem und veraltetem Formelkram ist wie das scholastische Latein, sondern als eine lebende Sprache die Naturschöpfungen der Wirklichkeit in all ihren Wandlungen auszudrücken vermag: das Französische oder das Deutsche. Denn „galant" ist um 1700 auch das Schlagwort für die Schule und die Bildung, wie sie an den Höfen üblich ist, das Lehrziel, zu dem die jungen Leute geführt werden müssen. Die Realien werden geradezu als „galante" Fächer den alten Sprachen und dem theologischen Unterricht gegenübergestellt: man versteht es, wenn man erfährt, daß auch die eigentlichen Hofwissenschaften, Heraldik und Genealogie, Moral, Politik und Ökonomik, dazu gehören.

Am frühesten hat man in den thüringisch-sächsischen Gebieten die Notwendigkeit dieser Neuerungen begriffen. 1664 begründete Herzog August von Sachsen-Weißenfels in seiner Residenz Weißenfels eine mit neuzeitlichem Geiste erfüllte höhere Schule, in der neben den Sprachen u. a. Philosophie, Mathematik, Physik, Geschichte und Politik gelehrt wurden. Hier hat 1670—1673 Christian Weise (1642—1703) als Lehrer der Politik, Rhetorik und Poesie gewirkt. Von hier hat er dann den neuen Geist galanter Bildung nach Zittau getragen, wo er ein Menschenalter lang als Rektor tätig gewesen ist und nicht nur auf die Bildung seiner eigenen Schüler, sondern auch auf die Modernisierung der anderen Schulen in Sachsen und der Lausitz erheblichen Einfluß gewonnen hat. Seine Pädagogik war durch und durch von dem Geiste neuzeitlicher Bildung erfüllt. Er kämpfte gegen das tote Gedächtnislernen und für ein lebendiges Verständnis des Stoffes. Das Ziel des Unterrichtes sollte die Beherrschung des

wirklichen Lebens sein, Weltgewandtheit in Auftreten, Handeln und Sprechen. Daher legte er großes Gewicht auf die Pflege des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks in der deutschen Sprache. Diesem Zwecke dienten, neben Unterweisungen und Übungen in Reden, Diskussionen, Briefen, vor allem die Dramen, die er für seine Schüler verfaßte und von ihnen aufführen ließ. „Daß die Komödien," erklärte er, „bei der Jugend ihren sonderlichen Nutzen haben, das ist ausgemacht. Voraus wenn es zur lebendigen Oratorie kommen soll. Denn es liegt nicht nur das Meiste von der Aktion und Pronunziation daran, sondern es bestehet auch ein großes Teil von der natürlichen und ungezwungenen Expression hierinne: wenn ein Direktor einer jedweden Person ihr anständiges Naturell zueignen kann . . . Nächst diesen ist der Nutz auch nicht zu verachten, daß junge Leute mit guter Bequemlichkeit einen Blick in das gemeine Leben tun, welches ihnen sonst ohne große Müh und Kosten nicht in die Augen fället. Aus diesen Ursachen habe ich mich niemals verwundert, daß große Staatsleute gar oft im Terentio ein sonderliches Divertissement suchen. Denn was im Ehestande, bei der Kinderzucht, im Hauswesen und mit den Nachbarn vorgehet, das finden sie gleich als in einem Spiegel so manierlich vor Augen gestellet, daß sie wünschen möchten, alle Kinder würden gleich sofort zu dergleichen Lektion angehalten."

In Gotha, wo Ratichius gewirkt, hatte August Hermann Francke 1673—1679 als Schüler des Gymnasiums den neuen Geist kennen gelernt. Er hat ihn dann mit den Grundsätzen des Spenerschen Pietismus verbunden und so ein pädagogisches Ideal geschaffen, das in gleicher Weise in der Pflege der wahren Frömmigkeit wie in der praktischen und moralischen Ausbildung der Schüler bestand, sie für den Himmel und die Erde zugleich erziehen wollte. 1696 hat er sein Pädagogium in Halle gegründet, das als Mustergelehrtenschule rasch emporwuchs und weithin den größten Einfluß gewann. Es war eine Internatsschule für Zöglinge aus den höheren Gesellschaftsschichten und als Vorbereitungsanstalt für das Rechtsstudium bestimmt. Die entsprechend eingerichtete Lateinschule des Waisenhauses, die auch von Stadtkindern besucht wurde, diente dem Unterricht in der allgemeinen Bildung und als Vorbereitungsschule für die theologischen und die Schulfächer.

Franckes pädagogische Absichten gingen dahin, die Jugend zu unterrichten erstens in der wahren Gottseligkeit, zweitens in den nötigen Wissenschaften, drittens in einer geschickten Beredsamkeit, viertens in wohlanständigen äußerlichen Sitten. Noch nehmen die alten Sprachen, vor allem das Lateinische, weniger das Griechische und das Hebräische, im Lehrplan einen breiten Raum ein: täglich, Mittwoch und Samstag ausgenommen, waren dem Lateinischen 3½ Stunden gewidmet. Es war die gewöhnliche Unterrichtssprache und mußte auch schriftlich in Prosa und Versen völlig beherrscht werden. Den Raum, den das

143. Hofansicht des Waisenhauses in Halle.

144. Das Waisenhaus in Halle. Seitenansicht.

Griechische verloren, nahm das Französische ein. Sogar französische Zeitungen wurden gelesen und unter der Leitung eines französischen maître fanden Sprechübungen statt. Den Realien war täglich eine Nachmittagsstunde eingeräumt: es wurde Geschichte, Geographie und Mathematik gelehrt. Endlich waren auch Übungen für die Pflege des deutschen Stiles da.

Die Richtung auf die praktische Bildung gab sich in Franckes Schulprogramm in einer ausgedehnten Pflege des Anschauungs- und Handfertigkeitsunterrichtes kund. Besuche bei Handwerkern und in Manufakturen und Fabriken wechseln mit naturwissenschaftlichem Anschauungsunterricht. Unterweisung im Drechseln, Buchbinden und Glasschleifen dient der Ausbildung körperlicher Fähigkeiten. Nichts bekundet stärker den neben aller Frömmigkeit utilitaristisch-nüchternen Geist der Franckeschen Pädagogik als die Bezeichnung dieser Übungen als Rekreationsstunden: eigentlicher Erholung in Spiel und Vergnügen war an den Halleschen Anstalten kein Raum gegeben, da der Müßiggang nur Gelegenheit zu Verfehlung und Sünde schaffe. Auch die Pflege der Künste ist aus diesem Grunde aus Franckes Anstalten verbannt. Sein Unterricht war ein Garten, in dem jedes Krümchen Erde mit Gemüse angepflanzt war, und in dem die Blumen völlig fehlten. Das war ganz nach dem Sinne Friedrich Wilhelms I., der den Halleschen Anstalten besonders gewogen war. Sie sagten aber auch der allgemeinen Richtung der Zeit auf das Nützliche zu: von Halle aus hat sich der Geist von Franckes Pädagogik in die protestantischen gelehrten Schulen verbreitet und ihren Unterricht bis über die Mitte des Jahrhunderts auch da beherrscht, wo der Pietismus keinen Eingang gefunden hatte.

Reiner als in den Schulen der Franckeschen Richtung, wo das Ideal der galanten Bildung durch die Rücksicht auf praktische Tüchtigkeit und Frömmigkeit verbürgerlicht wurde, suchten ihm die Fürstenschulen zu dienen. Nahmen sie doch ihren Ausgang von der im Laufe

des 17. Jahrhunderts immer schrofferen Ausbildung des Standesunterschiedes und der Trennung der adeligen Kreise von der Masse des Volkes, die ihrerseits dem Dünkel des Adels ihr eigenes Standesbewußtsein entgegensetzte. Es sei die höchste Notdurft, heißt es in einer Eingabe der kursächsischen Ritterschaft an den Kurfürsten im Jahre 1682, daß die adlige Jugend eine andere Information erhalte als die bürgerliche. Statt der gründlichen Unterweisung in der griechischen und der hebräischen Sprache sollte die Zeit für andere Studien verwendet werden: „zu geschwaigen, wie unter adligen und bürgerlichen Standes Jugend stetige Zänkereien, Schalusien und Emulationes, denen nicht zu steuern, sich ereignen; auch dahero jenen die adligen um so viel mehr in moribus zurückgesetzet werden, daß nachgehends kontinuierlich etwas davon ihnen anhänget und nicht zu korrigieren ist." Derartige Fürstenschulen entstanden in Kassel, Lüneburg, Wolfenbüttel, Brandenburg, Berlin, Dresden u. a. Ihre Aufgabe war die Erziehung der adligen Jugend zu höfischer Sitte und Bildung. Sie standen dazu mit dem Hofe in enger Verbindung. Von den alten Sprachen wurde das auch für den Adligen damals noch unentbehrliche Latein im Unterricht beibehalten, aber an die Stelle von Griechisch und Hebräisch traten Französisch, Italienisch, Spanisch und Englisch. Dazu kamen Mathematik und Naturwissenschaften, sowie juristische Fächer, später, als der neue Geist praktischer Ausbildung auch in die Fürstenschulen drang, noch Geschichte und Geographie.

Der Unterricht an den Gelehrtenschulen des Katholizismus stand in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch unter dem Einfluse der jesuitischen Pädagogik. Der Jesuitenorden, nicht zur Pflege mönchischer Askese, sondern zur Eroberung der Welt für die Kirche bestimmt, hat von Anfang an in der zweckgemäßen Heranbildung von Geistlichen und Laien eine seiner wichtigsten Aufgaben gesehen, und er hat sich durch die Ausbildung einer besonderen Unterrichtsform als der eigentliche Studienorden der katholischen Kirche hervorgetan. Den Unterricht, der unentgeltlich war, hatte 1599 der vierte Ordensgeneral, Aquaviva, durch eine Studienordnung (ratio atque institutio studiorum) geordnet. Er zerfiel in die studia inferiora und die studia superiora, die Gymnasial- und die Hochschulstudien. Die inferiora umfaßten Latein, Poesie und Rhetorik, Griechisch, Religion, Philosophie (d. h. Logik, Physik, Metaphysik, Ethik), Geographie, Naturwissenschaft. In den studia superiora wurde die eigentliche theologische Ausbildung auf Grund der aristotelischen Philosophie gegeben. Durch eine sinnreiche Anwendung psychologischer Beobachtungen verstanden es die Jesuiten, ihren Unterricht sehr erfolgreich zu gestalten. Man lernte in ihren Schulen ungefähr das gleiche Wissen, wie in den gleichzeitigen protestantischen Anstalten (abgesehen von der kirchlichen Lehrmeinung), außerdem aber erhielten die Zöglinge noch eine ausgezeichnete moralisch-politische Schulung. In unbedingter Unterwerfung unter die Zucht der Schule und den Willen der Vorgesetzten eigneten sie sich größte Selbstbeherrschung an. Dazu kam die Aufstachelung des Ehrgeizes als pädagogisches Mittel weltlicher Art. Diesem Zwecke dienten u. a. öffentliche Aufführungen, Prüfungen, Deklamationen. Jeder sollte lernen, im Dienste höherer Zwecke sich selber auszubilden. Die Theateraufführungen brachten den Sinn dieses Unterrichtes am deutlichsten zur Schau. Jeder spielte darin als Glied einer höheren Gemeinschaft seine Rolle und übte die Kräfte des Geistes und des Körpers für das wirkliche Welttheater. Aber der Unterricht artete allmählich in eine äußere Dressur der Klugheit und Geschicklichkeit aus: man braucht nur die für Jesuitenschulen geschriebenen und dort aufgeführten Dramen zu betrachten, so erhält man das anschaulichste Bild des Geistes, der dort herrschte. Es werden, mit Hilfe eines prunkvollen Theaterapparates, alle Mächte des Himmels und der Hölle aufgerufen, um die Sinne der Zuhörer zwischen Jubel und Entsetzen hin- und herzuschleudern,

sie bald in siedende Hitze und bald in tödliche Kälte zu versetzen. Aber die Mittel sind zu graß, die Psychologie zu abgedroschen, als daß ein innerliches und rein menschliches Gemütsleben dargestellt und erweckt werden könnte. Von dem Zwiespalt zwischen den Scheinerfolgen der äußeren Dressur und der inneren sittlichen Selbstbeheuchelung gibt die Autobiographie des Idyllendichters Franz Xaver Bronner (1758—1850) eine Vorstellung, der 1769—1773 Zögling des Jesuitenkollegiums zu Dillingen war. Als Bronner mit seinen Klassengenossen in den Brüderbund des coetus angelicus aufgenommen war, entfachte der bigotte Präsident desselben in dem Knaben einen wahrhaft fanatischen Heiligungseifer: „Weil man uns von der guten Meinung so oft und eindringlich predigte, so machte ich zu allen meinen Handlungen eine gute Meinung, d. h. ich sagte in meinen Gedanken: ‚Herr, dir zu Liebe tue ich das und das etc.' Hiemit glaubte ich, dem gehörten Unterricht gemäß, jedes Werk zu heiligen. Wenn ich nun etwas vorhatte, das ich für Sünde hielt, wußte ich mir durch den Satz, daß die gute Meinung alle Werke heiligte, gar bald aus dem Gedränge zu helfen; ich log, zankte, überhaupt — sündigte zur größeren Ehre Gottes. In dieser Überzeugung lebte ich einige Zeit ganz bequem fort, bis sich endlich ein Zweifel darüber in mein Herz schlich."

145. Der Hofmeister beim Unterricht. Kupferstich aus „Bildergalerie weltlicher Mißbräuche", 1785.

Adelige und vornehme Familien vertrauten ihre Söhne, statt sie in ländlichen und städtischen Schulen mit der Masse der gemeinen Bauern- und Bürgerkinder unterrichten zu lassen, gerne der Obhut von Privatlehrern, Hofmeistern oder Informatoren an, die ihre Zöglinge dann vielfach auch zur Universität zu begleiten und dort ihre Studien und ihre Lebensführung zu beaufsichtigen hatten. Vor allem Kandidaten der Theologie suchten vor oder nach dem Abschluß ihrer Studien derartige Stellen, die ihnen, wenn der Vater der Zöglinge etwa Kirchenpatron eines Dorfes war, noch die Möglichkeit boten, durch ihn bequem eine geistliche Pfründe zu erhalten.

Natürlich gab es ausgezeichnete und sittlich hochstehende Hofmeister, die ihre Zöglinge nicht nur menschlich förderten, sondern ihnen auch die nötigen Kenntnisse beizubringen wußten: sind doch Klopstock in Langensalza, Hamann in Kurland, Wieland in Zürich, Lenz bei zwei Herren von Kleist in Straßburg Hofmeister gewesen. Auch Wilhelm und Alexander von Humboldt erinnerten sich stets gerne an ihre Hofmeister Joachim Heinrich Campe und Kuhnt.

Öfter aber stellen die Schriftsteller der Zeit in Ernst und Scherz die Hofmeistererziehung

an den Pranger. Die Eltern klagen über die Unfähigkeit oder Liederlichkeit der Lehrer, diese über den Hochmut und Geiz der adeligen Herrschaft und die Ungezogenheit und Dummheit der Zöglinge. Schon der Standesdünkel der Eltern und Schüler, die den bürgerlichen Hauslehrer als einen Menschen niederer Art verachteten, schuf den Grund für Mißerfolge. War der Herr des Hauses noch gar selber ein ungebildeter und roher Landjunker, dem der Hofmeister seiner Kinder nicht viel mehr als ein Stallknecht, im besten Fall der Zechkumpan war, so war die Stelle für den Informator entweder eine beständige Quelle der Demütigung oder aber die Ursache seiner inneren und äußeren Verwahrlosung.

Nicolai rühmt die Stellung der Hofmeister bei dem hohen Adel in Wien: sie bekommen eine Besoldung von 300—700 Gulden und, wenn sie weggehen, eine Pension auf Lebenszeit; trotzdem seien die meisten elende Tröpfe von Studenten. Oft aber ist die Behandlung der Hofmeister ihrer übeln Bildung angemessen. Eine geistvolle Satire Rabeners wirft ein grelles Licht auf die Verhältnisse. Ein vornehmer Herr, Exzellenz, sucht einen Hofmeister und wendet sich an einen Professor in Leipzig: ,,Ich verlange weiter nichts von ihm, als daß er gut Latein versteht, sich in Wäsche und Kleidung sauber hält; Französisch und Italienisch sprechen kann, eine schöne Hand schreibt, die Mathematik versteht, Verse macht, soviel man fürs Haus braucht, tanzen, reiten und fechten kann, und wo möglich, ein wenig zeichnet. In der Historie muß er auch gut beschlagen sein, vor allen Dingen aber in der Wappenkunst. Ist er schon auf Reisen gewesen, desto besser. Aber er muß sich gefallen lassen, bei mir auf meinem Gute zu bleiben, und sich wenigstens auf sechs Jahre bei mir zu vermieten. Dafür soll er bei meinen Kindern auf der Stube freie Wohnung haben, mit dem Kammerdiener essen, und jährlich 50 Gulden bekommen. Zum heiligen Christe und zur Messe gebe ich nichts; dergleichen Betteleien kann ich nicht leiden. Sind die sechs Jahre um, so kann er in Gottes Namen hingehen, wohin er will. Ich will ihn sodann an seinem Glücke nicht hindern." Der Professor sendet der Exzellenz eine lange Liste von Anwärtern und stellt die Empfehlung eines Verwandten an den Schluß: ,,Wenn Ew. Exzellenz einen Menschen haben wollen, der im Lateinischen, Französischen, Italienischen und der Historie, im Tanzen, Reiten und Fechten, und in allen möglichen Wissenschaften Unterweisung geben soll, so schlage ich Ihnen N. N. vor. Er versteht zwar von allen diesen nichts, er ist aber meiner Schwester Sohn, und kömmt alle Wochen wenigstens zweimal zu mir, mich mit vieler Demut seiner Devotion zu versichern, um deswillen möchte ich ihm gern geholfen wissen . . . Achtzig Taler Besoldung dürften wohl nicht zu viel sein, denn er ist mein Vetter."

Der Sturm und Drang, mit seiner revolutionären Empörung gegen sittliche und gesellschaftliche Mißstände und in seinem Bestreben, das menschliche Geschlecht zu erneuern, hat auch in der Gestalt des Hofmeisters das Standesvorurteil der adligen Kaste und die Schiefheit ihrer Erziehungsweise in das grelle Licht des Theatereffekts gestellt. 1774 hat Reinhold Lenz (1751—92) aus eigenen Erfahrungen und Beobachtungen seinen ,,Hofmeister" geschrieben. Der Hofmeister Läuffer, der von der Majorin von Berg als Erzieher angestellt wird, soll angeblich 500 Dukaten Besoldung und 200 Dukaten Reisegeld bekommen: in Wahrheit sind es 150, die dann auf 40 heruntergemarktet werden. Er ist das Mädchen für alles. Seine Stellung die eines Bedienten. Wenn er sich in die Unterhaltung der Herrschaft mischt, wird er zurechtgewiesen: Domestiken haben in Gegenwart von Standespersonen nicht mitzureden. Jung und haltlos, verführt er die Tochter seiner Herrschaft. Er flüchtet sich, wird Gehilfe eines Dorfschulmeisters, straft sich für seinen Fehltritt durch Vernichtung seiner Männlichkeit, heiratet aber schließlich doch noch eine Dorfschöne.

Neben den Hofmeistern treten in der öffentlichen Erörterung von Erziehungsfragen die Erzieherinnen und Lehrerinnen der weiblichen Jugend, die Gouvernanten, denen die Ausbildung im Französischen oblag, in den Hintergrund; denn die Erziehung der Mädchen, die am Anfange des Jahrhunderts eine bloße Abrichtung zur Galanterie war, wurde auch am Schlusse noch durchaus vernachlässigt. Die Frau des Mittelstandes bedurfte, nach der herrschenden Meinung, nicht vieler Kenntnisse. Für die Unterweisung in den Hausgeschäften und den weiblichen Arbeiten sorgte die Mutter. Im übrigen hielt man es für genügend, wenn auf dem Land die Mädchen die Dorfschule, in der Stadt die Winkelschule besuchten, wo sie lesen, schreiben, seltener rechnen lernten. Dazu kam der Religionsunterricht und, bei den Kindern besser gestellter Eltern, noch ein wenig Gesang, Tanz und Klavierspiel. Die Töchter des Adels erhielten dazu noch Unterricht im Französischen als der Hofsprache und in Geographie. Aber es kam auch bei adeligen Frauen vor, daß bei einem Familienvertrage der Mann zugleich auch für die Frau unterzeichnen mußte, weil sie nicht einmal ihren Namen schreiben konnte. Die Frauenzimmerbriefe der Zeit bestätigen die Klage, die noch am Ende des Jahrhunderts aus Berlin ertönt: ,,Unsere Frauenzimmer sind nicht nur mit dem Bau der Perioden, sondern auch mit der Muttersprache, dem Ton, der Reinheit und Richtigkeit der Sprache ganz unbekannt. Vom Schreiben will ich gar nichts sagen, da meine Kritik hier zu bitter werden möchte, und die Wahrheit nicht überall gleich gut aufgenommen wird — aber das kann ich versichern, daß selbst die billets-doux von groben Fehlern wimmeln und oft ein drolliges Gemisch von Deutsch und Französisch sind, während man doch voraussetzen kann, daß auf Briefe dieser Art gewiß der meiste Fleiß verwendet wird.“

Die Moralischen Wochenschriften haben von Anfang an gegen die Verkehrtheit der weiblichen Ausbildung geeifert. So stellt Gottsched in den ,,Vernünftigen Tadlerinnen“ 1725 die Forderung, daß die Mutter die Mädchen bis ins 10. Jahr selber unterweisen sollte: ,,Das Schreiben, Lesen, Rechnen, einen kurzen Begriff von der Religion, von der Moral, der Historie und Geographie sollte eine Mutter ihren Kindern selbst beibringen.“ Sie soll aber auch in der Philosophie, in Vernunft- und Sittenlehre, in Physik und Metaphysik und allen dergleichen Wissenschaften ,,viel wissen“. Mit dieser Forderung steht Gottsched nicht allein. Andere Pädagogen verlangen, daß die Mädchen sogar noch in Politik und Ökonomie unterrichtet werden. Es gibt denn auch, neben der überwiegenden Mehrzahl mangelhaft gebildeter Frauen, einzelne, die sich durch Geist und Wissen hervortun: Zinzendorfs Mutter konnte Latein und Griechisch, sowie die üblichen modernen Sprachen und war in Theologie und Poesie bewandert. Frau Gottsched unterstützte ihren Mann in seinen gelehrten Arbeiten und schrieb Komödien. Auch Klopstocks Meta war nicht nur eine vortreffliche Hausfrau, sondern besaß auch eine gute Bildung in fremden Sprachen, in der einheimischen und in fremden Literaturen. Die Romanschriftstellerin Sophie La Roche lernte schon in ihrem dritten Jahr lesen und schreiben, hatte schon im fünften die ganze Bibel durchgelesen und erhielt von den Eltern die sorgfältigste Erziehung. Auch die Schwestern Lengefeld wurden in Wissenschaften und Künsten unterwiesen. Eine vortreffliche Ausbildung erhielten, vor allem durch die Bemühungen Moses Mendelssohns, nach der Mitte des Jahrhunderts die Töchter der wohlhabenden jüdischen Familien in Berlin: aus diesen Kreisen sind die berühmten Frauen der Romantik, eine Dorothea Veith, Henriette Hertz und Rahel Varnhagen hervorgegangen.

Den Abschluß der gelehrten Bildung holte sich der junge Mann in der Regel, wenn er nicht als katholischer Geistlicher ein Kollegium besuchte, an einer Universität, seltener an einer Akademie, der Verbindung von Gymnasium und Hochschule. Eigentliche Technische Hoch-

146. Einzug der Studenten in die Universität. Aus einem Jenaer Stammbuch. Oben links: Ankunft von Füchsen auf dem Jenaer Markt; oben rechts: Deposition im Zimmer des Depositors (gemäß dem Spruch: „In der Studenten Zahl und in der Weiber Orden kömmt niemand, der nicht erst ist deposieret worden"). Unten links: Immatrikulation; unten rechts: Deposition oder Akzensschmaus.

schulen gab es noch nicht; höchstens wurden da und dort Fachschulen errichtet, die einen Teil des heute den Technischen Hochschulen zugewiesenen Unterrichts lehrten: so entstanden Bergakademien in Freiberg (1765) und Clausthal (1775). Aber auch die Universitäten, die von ihrer mittelalterlichen Einrichtung noch mehr als heute beibehalten hatten, unterschieden sich in dem Inhalt und der Art des Unterrichts wesentlich von den heutigen. Vor allem war die Scheidung zwischen allgemeiner und beruflicher Ausbildung weniger streng als heute. Denn da die Studenten in der Regel mit siebzehn Jahren, vielfach aber noch jünger zur Universität kamen — der Freiherr von der Trenck will sogar schon im dreizehnten Jahr Student gewesen sein —, so mußte ihnen die Universität noch einen Teil der allgemeinen Bildung vermitteln, die man heute an den oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen empfängt. Auch Goethe, der mit sechzehn Jahren nach Leipzig ging, hat neben den juristischen Fachvorlesungen noch solche über Metaphysik, Logik, alte Sprachen, Poetik gehört.

Die Dauer des Studiums betrug in der Regel drei Jahre (triennium academicum); doch gab es Studenten, die nur zwei Jahre studierten (biennium) oder ihre Studien länger ausdehnten. Vor allem die Hofmeister, die ihre Zöglinge an die Universität begleiteten, benutzten den

147. Bilder aus dem Studentenleben in einem Jenaer Stammbuch. Oben: Prüfung des Studenten. Unten: Hospiz zu Ehren des Studenten nach bestandenem Examen.

Aufenthalt an der Hochschule gern noch zu eigenen Studien und stellten zahlreiche Mitglieder zu dem Kontingent der älteren Studenten.

Die Vorlesungen zerfielen in Publica und Privata. Die Publica waren ursprünglich die (unentgeltlichen) Vorlesungen, die der Professor als Pflichtleistung für sein Gehalt zu bieten hatte; die Privata, ursprünglich wirkliche Privatstunden, waren die honorierten Fachvorlesungen vor einem kleineren Kreise von Studierenden. Die Professoren hatten, wegen der Dürftigkeit ihrer Besoldungen, eine so große Zahl von Vorlesungen zu halten, daß schon nach ihrem Umfange ihre Tätigkeit vielfach derjenigen von Oberlehrern glich. So berichtet Albrecht von Haller in seinem Tagebuch, daß der Historiker Gundling in Halle 1726 täglich sechs Stunden gelesen habe. Eine amtliche Prüfung der Verhältnisse in Halle vom Jahre 1768 gibt als die durchschnittliche Zahl der täglichen Vorlesungsstunden der Professoren 5—7 an, also dreißig Stunden in der Woche. Der allgemeine Durchschnitt an den deutschen Hochschulen dürfte 20—24 Stunden betragen haben. Schon diese starke amtliche Beanspruchung schloß im allgemeinen weitgehende Fachstudien aus. In Wirklichkeit pflegte der Professor über den ganzen Stoffbereich des Faches zu lesen. Der Theologe war Theologe und nicht Alt- oder Neutestamentler, der Jurist las staatsrechtliche und privatrechtliche Kollegien in einer Person. Ja, der Stoffumfang

148. „Der zum Doktorrat gelangende Student". Kupferstich aus Dendrono, Abschilderung des akademischen Lebens. Gedruckt in Nürnberg um 1725.

der Vorlesungen erstreckte sich über den heutigen Begriff des wissenschaftlichen Faches hinaus. Christian Wolff las über Logik, Metaphysik, Psychologie, Moral, aber auch über Kosmologie, Physik, Mathematik, Politik, Naturrecht und Religionsphilosophie. Albrecht von Haller, der von Hause aus Arzt war, erklärte sich bereit, in Bern eine Professur für Eloquenz und Geschichte zu übernehmen.

Neben den Vorlesungen hatten sich aus dem mittelalterlichen Universitätsbetrieb die Disputationen erhalten. Es bestanden besondere Vorlesungen und Übungen für Eloquenz, die durch Lehrbücher unterstützt wurden. Ein solches Handbuch der Redekunst „nach Anleitung der alten Griechen und Römer wie auch der neueren Ausländer" hat Gottsched 1736 herausgegeben. Die Beredsamkeit wird hier als die Geschicklichkeit beschrieben, „seine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden, und zu allem, was man will, zu bewegen". Vor allem die Theologen und die Juristen mußten sich in dieser Disputierkunst ausbilden. Einer der gewandtesten und gefährlichsten Disputierhelden in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war der Theologe Bahrdt, dem ein amtliches Gutachten geradezu vorwarf, es sei ein vortrefflicher Komödiant an ihm verloren gegangen.

Die Disputationen an den Universitäten waren feierliche Anlässe, zu denen Rektor, Dekan und sämtliche Professoren im Habit sich in einem großen Hörsaal versammelten. An dem Redegefecht beteiligten sich, außer den Doktoranden, ältere Studenten, Doktoren, auch wohl Professoren. Doch waren im 18. Jahrhundert die Disputationen bereits bloße rabulistische Spiegelfechtereien oder sprachliche Schaustellungen geworden. Der wissenschaftliche Geist der Aufklärung änderte Weg und Ziel der Forschung. Die Kritik untergrub die Autoritätsidee in den Wissenschaften. Beweiskräftiger als alle formalistische Logik erschien der Tatsachenbefund und das Experiment: über diese Dinge aber ließ sich nicht disputieren. Später, in der Sturm- und Drangzeit, kämpfte der Geist der Wahrhaftigkeit und Ursprünglichkeit gegen die

Nächtlicher Studententumult auf dem Jenaer Hauptmarkt um 1760.
Tuschzeichnung aus einem Stammbuch im Besitz der Burschenschaft Germania, Erlangen.

Tafel XI.

149. Aula der Universität Breslau. (Phot. Staatl. Bildstelle).

alte Sucht, in blinkenden Reden „der Menschheit Schnitzel zu kräuseln". Am längsten hielten die alten kleinen Universitäten an dem Brauche fest: Altdorf rühmte sich seiner Disputationen noch 1795.

Die äußere Stellung der Dozenten war im allgemeinen nichts weniger als glänzend. In Jena sah man noch zur Zeit Schillers, da die Universität dank der Fürsorge Karl Augusts und Goethes bereits einen beträchtlichen Aufschwung genommen hatte, unter den Dozenten eigentliche Jammergestalten. Es gab damals einen Dozenten der Mathematik, der aus Armut sein Galakleid trug, bis es in Fetzen an ihm hing. In Halle bezogen 1787 fünf theologische Professoren zusammen ein öffentliches Gehalt von 1789 Talern und 24 Groschen, bei dem einzelnen schwankte es zwischen 616 und 100 Talern, wozu dann noch die Kollegiengelder aus den Privatvorlesungen kamen.

An Größe lassen sich die Universitäten des 18. Jahrhunderts in keiner Weise mit den heutigen vergleichen. Die größte preußische Universität, Halle, zählte auch in der Zeit ihrer Blüte, um 1720, wenig mehr als 1000 Studenten, Frankfurt a. O. deren nur 190. Göttingen soll nie über 800 gehabt haben. Am Schlusse des Jahrhunderts gingen die Zahlen erheblich zurück. Für Wittenberg gibt Nicolai um 1781 die Zahl von 300 an, für Erlangen nennt er 250—300, für Jena 584, für Altdorf 120. In Duisburg sank sie am Ende des Jahrhunderts gar auf 38 herunter.

Von den studentischen Sitten und Gebräuchen entwerfen die Schriftsteller im allgemeinen ein trübes Bild. Wüstes Saufen und Randalieren galt als Zeichen der akademischen Freiheit. Albrecht von Haller erzählt von derartigen Gelagen in Tübingen. Einmal wurde einem Wächter so viel Branntwein eingegossen, daß er an den Folgen in etlichen Stunden starb. Die ganze Tischgesellschaft, darunter Haller selber, wurde in Haft genommen und gebüßt, was dann ab-

150. Einweihung der Universität Erlangen am 14. November 1743. Kupferstich.

schreckend für die Folgezeit wirkte. Zachariae schildert in seinem „Renommisten" ähnliche Verhältnisse in Jena. Sein Student Raufbold hatte das Amt

„ein großes Schwert zu tragen,
Oft für die Freiheit sich auf offnem Markt zu schlagen,
Zu singen öffentlich, zu saufen Tag und Nacht
Und Ausfäll' oft zu tun auf armer Schnurren Wacht.
Als Hospes war er oft des Bacchus erster Priester
Und ein geborner Feind vom Fuchs und vom Philister.
Er prügelte die Magd, betrog der Gläub'ger List;
Bezahlen mußte nie ein wahrer Renommist.
Er sprach nie ohne Fluch und sprach von nichts als Morden."

Vor allem die Lebenserinnerungen des Magisters Laukhard, der Ende der siebziger Jahre in Gießen studierte, sind reich an Schilderungen solcher Saufgelage und Skandalszenen. Kommerse fanden auch auf der Straße statt. Oft will Laukhard vierzehn Tage nacheinander jeden Tag einem Hospiz oder Kommerse beigewohnt haben.

Gegen das Duellunwesen hatte die preußische Regierung schon am Ende des 17. Jahrhunderts ein Verbot erlassen. Umsonst. Die Zweikämpfe und Raufereien waren das ganze folgende Jahrhundert hindurch in der rohesten Form im Schwange. Das harmlose Schimpfwort Bärenhäuter genügte als Anrempelung. Oft genug blieb der eine der Streiter tot auf dem

151. „Der saufende Student.“ Kupferstich aus Dendrono, Abschilderung des akademischen Lebens.

Platze. Die eigene Gerichtsbarkeit, deren sich die Universitäten oft erfreuten, hatte den akademischen Bürger außerhalb der städtischen Rechtsordnung gestellt. Nun fühlte er sich gegenüber dem „Philister“ oder dem „Knoten“ auch wirklich als ein Wesen höherer Ordnung. Vor allem in den kleinen Universitätsstädten kommandierten die Studenten geradezu den Gang des Lebens. Wehe dem Philister, der sich das Mißfallen eines Musensohnes zugezogen hatte! Unnachsichtlich, oft in der demütigendsten und rohesten Form ließ man ihn spüren, wer der Herr war. Fenstereinwerfen, Beleidigen des Bürgers und seiner Angehörigen war noch das Mindeste. Von unflätigeren „Späßen“ der Gießener Studenten erzählt Laukhard. Schritt dann etwa der Rektor mit Verbot und Strafe ein, so entlud sich das Gewitter des jugendlichen Übermutes über seinem Haupte. Es kam vor, daß die Studenten, um den Behörden ihre Macht zu zeigen, in feierlichem Zuge die Universitätsstadt verließen. Als in Gießen 1776 der Bruder des Herzogs von Württemberg mit seiner Tochter einkehrte, beschlossen die Studenten, die fürstlichen Gäste durch eine Serenade zu ehren. Der Rektor, wohl wissend, was der Ausgang sein würde, verbot die Veranstaltung durch einen Anschlag am Schwarzen Brett. Die Studenten aber beschlossen, sich nicht um das Verbot zu kümmern, und wirklich veranstalteten sie die Serenade. Der Herzog ließ Wein auftischen, und da die meisten ohnehin schon zu viel hatten, so war schließlich der ganze Haufen bezecht. Nach einem Vivat auf die akademische Freiheit und einem Pereat auf ihre Unterdrücker zog man zur Universität, riß das Schwarze Brett herunter, spaltete es in Stücke und warf diese ins Feuer der Fackeln. Der Spektakel dauerte die ganze Nacht mit Verhöhnung und Mißhandlung unbeliebter Philister. Nun kam es zum offenen Kriege. Der Rektor ließ das Schwarze Brett wieder herstellen, bestrafte die Rädelsführer des Tumultes mit Relegation und die anderen Schuldigen mit Karzerstrafen. Die Studenten ihrerseits verboten durch Anschläge an den Straßen den Besuch der Vorlesungen, und als der Rektor durch den akademischen Senat die Bestrafung der Schuldigen bestätigen ließ, beschloß man den Auszug aus Gießen. In feierlichem Zuge verließ man die Stadt. Voran zogen Hautboisten.

152. Fechtunterricht der Studenten. Kolorierter Kupferstich, um 1750.

Die Anführer der Studenten waren beritten. Viele hatten sich mit Kienruß große Bärte in die Gesichter gemalt und trugen Husarenpelze und große Säbel, die sie von den Gießener Husaren geborgt hatten. So zog man von Dorf zu Dorf, zechte überall wacker und verübte alle möglichen Possen. Der Erfolg war, daß die Behörden klein beigaben. Man forderte die Studenten auf, wieder nach Gießen zurückzukehren und das Lärmen einzustellen. Keinem sollte ein Haar gekrümmt werden. Darauf kamen sie wieder zurück, und die Ruhe kehrte allmählich wieder ein. In dem Bericht, den der Kanzler der Universität dem Landgrafen von Hessen abstattete, nahm er die Studenten in Schutz, schob alle Schuld an den schimpflichen Vorgängen auf den Rektor, und dieser wurde abgesetzt.

Aber es gab auch seit dem Anfange des Jahrhunderts Universitäten, die sich eine Ehre daraus machten, als Schulen hoher Bildung zu gelten. Vor allem Leipzig war deswegen bekannt:

„Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute,"

rühmt Frosch in Auerbachs Keller. Ebenso preist Zachariae in seinem „Renommisten" Leipzig um der feinen Sitten seiner Studenten willen. Hier hat in den vierziger Jahren der junge Lessing weltmännische Bildung gelernt, zwanzig Jahre später Goethe sich zum Weltmann ausgebildet.

153. Relegation des Studenten. Aus einem Jenaer Stammbuch. Oben links: Duell auf dem Markt. Oben rechts: Gerichtssitzung des Senats. Unten links: Überbringung des Relegations-Beschlusses. Unten rechts: Abreise des relegierten Studenten.

Tiefer war der Einfluß, der von Halle und Göttingen auf die Universitätsbildung und das Studentenleben ausging. Es war nicht nur ein äußerlicher Gesellschaftsschliff, was man hier lernte, sondern ein neuer Geist.

Als erster hat Christian Thomasius in Halle moderne Universitätsbildung zu lehren unternommen. Schon als Privatdozent in Leipzig hatte er in modischer Tracht, im bunten Kleid, mit Degen und zierlichem Goldgehänge das Katheder bestiegen. Auch die Studenten sollten zu vorurteilsfreien und gewandten Weltleuten erzogen werden. Sein Bildungsideal reichte freilich nicht hoch über die äußerliche höfische Galanterie. Die Gegner, die er bekämpfte, waren ja noch die alte pedantische Vielwisserei und Schwerfälligkeit des Barock. Auch sein Kollege Francke erzog für die praktische Wirklichkeit, freilich nicht für das Weltleben, sondern für die Tüchtigkeit eines gottseligen Wirkens. So wuchs, nach anfänglicher Gemeinsamkeit, die Gegnerschaft zwischen Thomasius und Francke immer mehr, so daß schließlich geradezu das Sprichwort ging: wer zum Studium nach Halle gehe, könne nur als Pietist oder als Atheist zurückkommen — vor allem, als Christian Wolff sich Thomasius zugesellte und den Geist der weltlichen Bildung stärkte. Wolffs Rationalismus breitete sich an allen Hochschulen aus, die auf Wissenschaft etwas hielten. Er verpönte das alte kompilatorische Wissen als pedantisch und wurde so der Schöpfer einer eigentlichen wissenschaftlichen Methode, deren Inbegriff

logische Straffheit und zugleich individuelle Freiheit des Denkens war. In Wolffs Geiste hielt 1711 der Philosoph und Jurist Gundling am Geburtstag des Königs eine Rede über die Freiheit an der Friedrichs-Universität: es komme keinem Menschen zu, erklärte er, einen andern durch Strafandrohung zu seiner Meinung zu zwingen.

So fruchtbar all diese Neuerungen waren, sie führten noch nicht in den Kern des Bildungsproblems, das die Zeit bedrängte. Die galante Weltbildung des Thomasius ging nur auf das Äußere; die Logik Wolffs nur auf die Schulung des Verstandes; Franckes pietistische Pädagogik vermochte nicht vor steifem Moralzwang zu bewahren. Was man bedurfte, das war eine Bildung, die die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse in Logik und Denkfreiheit mit einem menschlichen Lebensideal zur harmonischen Einheit zusammenschloß. Man fand die neue Bildung in einem vertieften Verständnis des klassischen Altertums und seiner Humanitätsidee.

Der Widerspruch zwischen dem „heidnischen" Lebensgehalt des klassischen Altertums, dessen Schriftsteller in allen gelehrten Schulen gelesen wurden, und der Glaubenslehre des Christentums hat fromme Gemüter im 16. und 17. Jahrhundert immer wieder erregt. Schließlich fand man einen vorübergehenden Frieden in einer bloß formalen und stofflichen Ausbeutung der lateinischen und griechischen Schriftsteller für die Zwecke der christlichen Erziehung: den Geist des Altertums gab man preis, soweit er nicht, wie etwa die stoische Ethik, geradezu christliche Ideen vorbereitete. Jetzt erschlossen die Abkehr von der christlichen Orthodoxie, wie sie die Aufklärung einleitete, und das Bedürfnis einer neuen rein menschlichen Ethik auch ein tieferes Verständnis des antiken Lebensgehaltes und befruchteten den gelehrten Unterricht mit der Idee einer rein menschlichen Bildung, der Humanität.

Der Ausgangspunkt der Bewegung war Göttingen. 1734 von Georg II. im Kampf gegen das preußische Halle gegründet, genoß die Universität Göttingen von Anfang an die Wohltat eines freieren Geistes wissenschaftlicher Forschung. Sie wurde mehr und mehr die modernste unter den deutschen Universitäten, ausgezeichnet durch ihre Lehrkräfte; reich an Forschungs- und Bildungsinstituten, ein Sitz feiner Bildung. Albrecht von Haller hat hier als Physiologe, Kästner als Mathematiker und Naturforscher, Lichtenberg als Physiker gewirkt. Hier haben denn auch die klassischen Philologen Johann Matthias Gesner (1691—1761) und sein Nachfolger Christian Gottlob Heyne (1729—1812) ein tieferes Verständnis für den humanistischen Geist des Altertums gelehrt und damit dessen geistige Bildungskräfte dem Ziel moderner Erziehung zur reinen Menschlichkeit dienstbar gemacht. Die klassische Literatur war Heyne, wie sein Schwiegersohn Heeren sagt, das Mittel zu einer „edleren Ausbildung des Geistes für das Wahre, das Gute, das Schöne . . . Er sah das Altertum von seiner schönsten und doch zugleich von seiner wahrsten Seite an." Sein Bildungsstreben ging weniger auf Sprachgelehrsamkeit als auf Bildung des Geschmackes, Veredlung des Gefühls, Vervollkommnung der ganzen moralischen Natur.

Keine Frage: dieses Ideal entsprach dem Zuge der Zeit auf Ausbildung des Menschen zum Bürger der Erde. Auch Rousseaus Naturevangelium führte nach dieser Richtung, der Befreiung der menschlichen Kräfte vom Zwang orthodoxer Askese. An den mittleren Lehranstalten waren die konsequentesten Vertreter des neuen Geistes die Philanthropinisten, die Menschenfreunde. Johann Bernhard Basedow (1723—90) hat seine berühmte „Schule der Menschenfreundschaft", das Philanthropinum in Dessau, 1774 eröffnet. Gleichzeitig hat er die Grundsätze seiner Lehrmethode in seinem „Elementarwerk" entwickelt. Letzte Folgerungen sind hier aus der Idee des eudämonistischen Humanismus gezogen. Jeder Drill und Bekenntniszwang ist verpönt. „Mit keinem Wort, mit keiner Tat wird etwas geschehen, was

154. Abbildung aus Basedows „Elementarwerk". Kupferstich von Chodowiecki.
Links: „Überwindung der Schwierigkeiten im Aufsteigen zu dem Tempel der Tugend um Gottes willen, wo viele Menschen hingehen, nicht alle hinkommen." Rechts: „Der Unterricht der Kinder um Gottes willen, teils durch das Buch der Natur, teils durch das Buch der Religion." Unten: „Das Gebet und der öffentliche Gottesdienst."

nicht von jedem Gottesverehrer, er sei Christ, Jude, Mohammedaner oder Deist, gebilligt werden muß." Der Unterricht soll in der Jugend Freude an Leben und Wissen, Liebe zu Gott und den Mitmenschen, Herrschaft über die eigenen Kräfte wecken und die Kenntnis der Gegenstände von Welt und Natur begründen.

In diesem ganzen Prozesse der Selbstfindung des deutschen Geistes in seiner geschichtlichen Besonderheit und Wirkenskraft kommt der Erstarkung des deutschen Sprachgefühls eine besondere Stelle zu. Schon das 17. Jahrhundert kannte die Notwendigkeit der Behauptung deutscher Art und Sprache. Aber während damals der Kampf der Sprachgesellschaften und der einzelnen Schriftsteller vor allem der Reinheit von Wortschatz und Grammatik galt, so wurde er um 1700 mehr und mehr zur großen kulturkämpferischen Auseinandersetzung des erstarkenden deutschen Wesens mit allem fremden.

Es war ein Krieg gegen zwei Fronten: gegen die Kultur des zeitgenössischen Auslandes, vor allem Frankreichs, und gegen das Lateinische als die Sprache der Wissenschaft.

Die Überflutung mit fremdländischem, im besonderen französischem Bildungsgut wurde durch die Sitte der Bildungsreisen gefördert. Wohlhabende und höher Strebende pflegten durch sie ihr akademisches Studium abzuschließen. Wer die Mittel besaß, führte sie auf eigene Faust aus; wem sie fehlten, sah sich nach einer Stelle als Hofmeister und Reisebegleiter um. Reiseziele waren Holland, England, Frankreich, die Schweiz und Italien. So ist der Dichter Brockes zu Beginn des Jahrhunderts von Hamburg über Dresden nach Wien, nach Italien, in die fran-

zösische Schweiz, nach Frankreich und Holland gezogen. Albrecht von Haller reiste von Bern durch Deutschland und Holland und besuchte auch England. Lessing unternahm als Begleiter eines reichen jungen Leipzigers eine Reise nach Holland und England, die allerdings infolge des Siebenjährigen Krieges abgebrochen werden mußte. So reich der geistige Ertrag solcher Reisen war, über die Schädigung deutscher Art, Sitte und Sprache durch sie haben die Schriftsteller viel geklagt. Abraham a Sancta Clara höhnt in ,,Judas dem Erzschelm": ,,Spitzfindiger kommen sie nit zurück, ausgenommen daß sie neue Modi von Spitzen mit sich bringen." Das ist der billige Witz eines grundsätzlich gegen Bewegung und Fortschritt Eingenommenen. Aber auch Rabener berichtet von einem jungen Herrn, der sich in London angewöhnt habe, die Engländer in ihrer krankhaften Schwermut und Unzufriedenheit zu kopieren, um dadurch in den Gesellschaften aufzufallen, wie andere in Paris gelernt hätten, den lebhaften und gaukelnden Franzosen ihre muntere, hüpfende und über das Unglück pfeifende Art abzugucken.

Umgekehrt brachten die Ausländer, vor allem die zahlreichen Franzosen an den deutschen Höfen, fremdes Wesen nach Deutschland. Friedrich der Große, der vielleicht aus Gegensatz gegen den betont deutsch-bürgerlichen Geist seines Vaters sich ganz mit französischer Bildung erfüllte und mit französischen Dichtern und Gelehrten umgab, bildet hier keine Ausnahme, sondern nur den Gipfelpunkt der französierenden Neigung der höfischen Kreise. Französisch kommt noch am Ende des Jahrhunderts als Hofsprache vor. Als Goethe der Frau von Stein beweisen wollte, daß er sich aus dem Stürmer und Dränger völlig zum Hofmann umgewandelt habe, schrieb er ihr 1784 französische Briefe. Und empfahl sich nicht das Französische als Umgangssprache der feineren Kreise schon darum, weil es bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus keine allgemein anerkannte deutsche Schriftsprache gab? Noch die Streitigkeiten zwischen den Zürchern und Gottsched zeigen, wie tief der Gegensatz war zwischen der Sprache des Südens und der des Nordens, zwischen den geschichtlich begründeten Ansprüchen der Mundart und der normierten Gemeinsprache. Die Verständigung von Deutschen aus verschiedenen Landesgegenden war so nicht immer leicht. Das hatten die Reisenden zu erfahren. Johann Georg Kayßler, der Deutschland um 1730 bereiste, stellt bei Anlaß seines Aufenthaltes in München fest, es könne derjenige, ,,so wegen der deutschen Sprache reiset, getrost aus diesem ganzen mittäglichen Striche unsers geliebten Vaterlandes bleiben, weil sowohl die Schwaben als Schweizer, Bayern und Österreicher etwas hart mit unserer Muttersprache verfahren und öfters solche Redensarten einmischen, die einem Obersachsen gar fremde vorkommen;" in Bayern sage man für Schnupftuch Nosenwischer, in der Schweiz Nosenlumpen, in Österreich Fazonetla.

Das Lateinische war bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts fast ausschließlich die Sprache des wissenschaftlichen Verkehrs. In den Lateinschulen der Städte lernten sogar die künftigen Handwerker seine Anfangsgründe. In den gelehrten Schulen festigte sich seine Kenntnis. Auf den Universitäten war es bis zu Ende des 17. Jahrhunderts ausschließlich die Sprache der Vorlesungen, der Disputationen und des amtlichen Verkehrs.

Bis weit über die Mitte des 18. Jahrhunderts, bis zur völligen Erstarkung des Ansehens des deutschen Schrifttums, wurde der Kampf gegen die französische Gesellschaftssprache und die lateinische Sprache der Gelehrten geführt. In der Wahl der Waffen war man nicht immer wählerisch. Um 1720 noch spottet ein Callenbach über die Einmengung französischer Sätze und Wendungen in die Konversation: ,,Madame, donnez-moi un peu de votre Bratwurst!" sagt im Wirtshaus ein Gast zu einer Dame. Und diese tut die nicht weniger anmutige Gegenbitte: ,,Monsieur, donnez-moi un peu de votre Schnupptoback!" 1759 tadelt Lessing in den Literatur-

155. Die Bibliothek des Klosters Schussenried.

briefen Wieland, er verlerne seine Sprache in der Schweiz (wo man damals in der guten Gesellschaft der Städte noch sehr viel Französisch sprach); er lasse seine Leser alle Augenblicke über ein französisches Wort stolpern.

Leichter war der Kampf gegen das Lateinische, schon weil er sich auf enger umgrenztem Gebiet abspielte. Thomasius eröffnete ihn durch seine Schrift „Von Nachahmung der Franzosen" und durch Abhaltung von Vorlesungen, durch Abfassung von wissenschaftlichen Werken in deutscher Sprache. Auch Wolff und Francke lasen deutsch. In Göttingen herrschte das Deutsche von Anfang an. Bald folgten die anderen deutschen Universitäten. In Österreich verfügte erst Josef II., die deutsche Sprache sei „die wahre Landes- und Muttersprache, in welcher man so gut Rezepte schreiben als Syllogismos und Moralsätze anführen könne". Bis zum Ende des Jahrhunderts hatte sich die Bewegung fast überall durchgesetzt, wenn auch die lateinischen Vorlesungen noch nicht allenthalben verschwunden waren.

Entsprechend gestaltete sich der Wandel in der Schriftstellerei. Am Ende des 16. Jahrhunderts hatte die Zahl der lateinisch gedruckten Bücher noch 70% aller neu erschienenen Literatur betragen. Bis 1714 waren die deutschen schon auf das Doppelte der lateinischen gestiegen. 1775 betrugen die lateinischen nur noch 5% aller Neuerscheinungen — immer noch genug in einer Zeit, wo bereits die wissenschaftlichen Hauptwerke Lessings vorlagen, Klopstock, Wieland, Herder und Goethe die deutsche Literatur mit gewichtigen Werken beschenkt hatten.

Nur langsam bahnte sich an den Universitäten die eigentliche wissenschaftliche Forschung

156. Medizinischer Universitätsgarten. Mitte des 18. Jahrhunderts. Kupferstich.

an. Die Hilfsmittel und -anstalten der Forschung wie des Unterrichtes litten unter der Beschränktheit der Gelder und der Einsicht der Behörden. Die Bibliotheken waren erst im Entstehen. In Halle belief sich der jährliche Betrag für Bücheranschaffungen auf ganze siebzig oder achtzig Taler. Dabei war die Bibliothek in erster Linie für die Professoren; die Studenten bekamen ja, was sie wissen mußten, im Kolleg zu hören. Göttingen bekundet seinen neuen Geist auch darin, daß es von Anfang an eine stattliche Bibliothek besaß, die Professoren wie Studenten täglich offen stand. Sie soll, bei einem jährlichen Aufwand von 3000 Talern, um 1789 30000 Bände umfaßt haben. Größere Bibliotheken gab es in fürstlichen Residenzen. Die kaiserliche Bibliothek in Wien soll um 1730 100000 Bände umfaßt haben, ebenso viel um 1780 die herzogliche Büchersammlung in Stuttgart. Berühmt durch ihren Reichtum an Handschriften, Wiegendrucken und anderen Seltenheiten war die Bibliothek in Wolfenbüttel, an der Lessing gewirkt hat. Haller gibt 1726 ihren Bestand auf 200000 Bände an.

Der Mangel an wissenschaftlichen Instituten und Hilfsmitteln hemmte lange vor allem die Medizin. Zwar gab es botanische Gärten zum Studium der Pflanzen. Immer noch aber standen dem Präparieren und Sezieren von Leichen moralische und religiöse Bedenken entgegen. In den Hörsälen für Anatomie, Theatra anatomica genannt, hingen an den Wänden zwischen Skeletten anatomische Bildertafeln. Haller berichtet von Helmstädt, es sei in dem anatomischen Theater nichts zu sehen gewesen als das Skelett eines wolffenbüttelschen Pagen. In der „Schneidkammer" seien 42 lebensgroße anatomische Gemälde gewesen, die nebst den

157. Hörsaal für Anatomie, sogen. „Theatrum Anatomicum“ der alten Universität Altdorf im 18. Jahrhundert.

äußeren Teilen auch die Muskeln und die innere Beschaffenheit der Eingeweide gezeigt hätten: „Die Weiber sind auf Begehren einer wolffenbüttelschen Herzogin weggenommen.“ Nicht besser stand es zur selben Zeit — 1730 — um den anatomischen Unterricht in Tübingen. Es gab ein „artiges theatrum anatomicum“; es wurde aber zu Hallers Zeit mit keinem Blut befleckt, weil der Anatomieprofessor keine Leichen bekommen konnte; als einmal Hoffnung war, eine Soldatenleiche zu erhalten, verweigerte der Major die Auslieferung. Auch hier schuf der Gang der Aufklärung Wandel. Nicolai berichtet, wie in Jena durch Karl August das anatomische Theater verbessert wurde. Es sei reichlich mit Cadavern versorgt, die im Winter zu anatomischen Demonstrationen, im Sommer zu chirurgischen Operationen verwendet wurden. In Weimar war das Studium der Anatomie durch Goethe geradezu einige Zeit Mode.

Im allgemeinen diente der Unterricht an den Universitäten der Berufsausbildung von Geistlichen, Lehrern, Juristen und Medizinern. Die eigentliche Forschung fand durch Akademien und gelehrte Gesellschaften ihre Pflege. In deren Entstehung bekundet sich der Forschungstrieb der Aufklärung. Es ist kein Zufall, daß Leibniz der Begründer der ersten allgemeinen Akademie in Deutschland war, der preußischen, die auf seinen Antrieb, nach langen Bemühungen, durch Friedrich I. in Berlin 1700 gestiftet und 1711 als „Sozietät der Wissenschaften“ eröffnet wurde. 1746 entstand ein ähnliches Institut in Leipzig. 1751 folgte die Gründung der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, 1759 die der Münchener Akademie.

Aber auch in der Einrichtung der Akademien zeigt sich, bei aller Betonung der wissenschaftlichen Forschung, der praktisch wirkende Geist der Zeit: auch die Forschung sollte dem Leben dienen. In den Denkschriften, die Leibniz an Friedrich I. richtete, kehrt dieser Gedanke immer wieder — doch wohl nicht nur, um dem Könige die neue Gründung mundgerecht zu machen. Eine derartige Sozietät müßte nicht auf bloße Kuriosität oder Wissensbegierde und unfruchtbare Experimente gerichtet sein, schrieb er, sondern man müßte gleich anfangs das Werk samt der Wissenschaft auf den Nutzen richten. „Wäre demnach der Zweck, theoriam cum praxi zu vereinigen und nicht allein die Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufakturen und Kommerzien und mit einem Wort die Nahrungsmittel zu verbessern."

Die Mahnung war nicht überflüssig. Denn der deutsche Gelehrte macht vielfach bis gegen die Mitte des Jahrhunderts den Eindruck eines mit Wissen vollgepfropften, unpraktischen und pedantischen Gesellen, dessen Dünkel um so größer ist, je weniger seine Gelehrsamkeit einen Lebenssinn und -zweck hat. So haben ihn Satire und Komödie immer wieder verhöhnt. Lessings junger Gelehrter ist das Muster einer derartig sinnlosen gelehrten Betriebsamkeit und Aufgeblasenheit. Auch Rabener verspottet den gelehrten Pedanten: wenn er über irgend ein Thema zu schreiben habe, so fange er beim Paradies an. Immer wieder schweift er vom Thema ab und verliert sich in öde Nebendinge. Statt wirkliche Kenntnis zu vermitteln, ergeht er sich in Phrasen. Er liebt es, sich den Anschein der Gelehrsamkeit zu geben, indem er lange Anmerkungen mit Notizen füllt, die er irgendwo abgeschrieben hat. Schließlich merkt man, daß er von dem, worüber er schreibt, selber keine Ahnung hat.

Dieser aufgeblasenen Kompilatorenweisheit und Gedächtniskrämerei hat die kritische und logische Wissenschaftsmethode ein Ende gemacht. Es ist keine Frage: die Schöpfung der modernen Wissenschaft ist das Werk der Aufklärung. Die Gefahr, die der wissenschaftlichen Forschung der Zeit drohte, war, im Gegensatz zu der unfruchtbaren Stoffanhäufung der früheren Polyhistorie, die allzu starke Betonung des Nutzens — der wissenschaftliche Utilitarismus. Gegen ihn hat Schiller in seiner akademischen Antrittsrede geeifert, indem er dem bloßen Brotgelehrten den von philosophischem Geiste durchglühten Erforscher der Wahrheit entgegenstellte und damit das Idealbild wahrer Wissenschaft entwarf: „Wo er stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Objekt seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entfernt, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle helle Köpfe einander finden."

GEIST UND KUNST IM ALLTAG

In den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen entwirft Schiller ein Gemälde der Wirkung des ästhetischen Geistes auf die Gestalt des menschlichen Lebens. Das Ideal aller sittlich-politischen Bildung ist die freie Anerkennung der Gesetzmäßigkeit der Vernunft. Der Mensch gelangt zu diesem Ziel auf dem Wege des ästhetischen Erlebnisses. Im Kunstwerk erscheint alles Stofflich-Sinnliche der inneren Zweckmäßigkeit des Vernunftgedankens unterworfen; die Pflicht erscheint als Neigung, das Gesetz als Freiheit. Hat der Mensch dies begriffen, so wird er bestrebt sein, auch die Form seines äußeren Lebens in Gesellschaft und Staat diesem Gesetze der künstlerischen Schönheit zu unterwerfen, und wo bisher entweder die schrankenlose Ausgelassenheit oder der finstere Zwang geherrscht hat, wird die sittliche

Freiheit der gesetzgeberischen Vernunft als die Leiterin des Lebens anerkannt werden. Freiwillig wird der Mensch das Gute tun, und wo die Neigung genießt, wird sie die Regel der Sitte in sich tragen. Schönheit formt so den Verkehr von Mensch zu Mensch und adelt den Gegenstand des bloßen Bedürfnisses zum Gebilde der Kunst. In die Wohnung, das Hausgerät, die Bekleidung dringt die schöne Form ein, nimmt endlich von dem Menschen selbst Besitz und wandelt den äußeren wie den inneren um. „Der gesetzlose Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungestalte Geste zu einer anmutigen, harmonischen Gebärdensprache." Eine schönere Notwendigkeit kettet die Geschlechter zusammen.

Was Schiller hier in der hohen Sprache seines Idealismus verkündet, hat in Wahrheit als bildendes Gesetz die Entwicklung des deutschen Menschen im 18. Jahrhundert geleitet. Wenn die Kunst der Spiegel der in der Tatsächlichkeit des Lebens wirkenden Gesinnungen ist, so zeigt ihr Wandel im Laufe des Jahrhunderts am sichtbarsten die Veredlung und Vertiefung des Deutschen von jener genießerischen Roheit um 1700 bis zu der Höhe klassischer Bildung, wie sie sich um 1800 weithin durch das deutsche Bürgertum verbreitet hat. Aber auch die Kunst selber, die Dichtung im besonderen, hat an dieser Läuterung den tätigsten Anteil gehabt. Man muß sich hüten, diese veredelnde Wirkung sich allzu mechanisch und geradlinig vorzustellen; aber daß aus der Beschäftigung mit geistig-künstlerischen Dingen zahllose Strahlen sittlicher Bildung in den Alltag drangen, daran ist nicht zu zweifeln. Wenn die Geschichte dem deutschen Geist des 18. Jahrhunderts zwei wesentliche Aufgaben gestellt hat: die Neuordnung des sittlich-praktischen Lebens aus der Vernunft und die Schöpfung einer klassischen Dichtung, so haben die Bemühungen und Erfolge auf diesen beiden Gebieten in gegenseitiger Durchdringung einander entscheidend befruchtet — man darf wohl sagen: stärker als zu irgendeiner anderen Zeit. Kein anderes Geschlecht hat im besonderen sich mit solcher Dringlichkeit den Gedanken zu eigen gemacht, daß die Dichtung die Aufgabe habe, der sittlichen Bildung des tätigen Lebens zu dienen. Niemals ist die Literatur so wenig durch das Schlagwort l'art pour l'art geleitet gewesen wie in der Aufklärung.

Der Grund für diese Auffassung liegt einerseits in der allgemeinen teleologischen Idee der rationalistischen Weltanschauung, andererseits in der Bestimmung des Wesens der Kunst als einer Nachahmung der Natur. Wenn die Welt in ihrer Gesamtheit ein sinnvoller Zweckzusammenhang ist, als dessen Mittelpunkt man sich bald den Menschen zu sehen gewöhnte, so war auch das Kunstschaffen in dieses utilitaristische System einbezogen. Der Nutzen, den es leistete, mußte ein geistig-sittlicher sein. Die Möglichkeit dazu bot eben die Auffassung des Kunstwerks als Nachahmung der Natur. Nahm man in der wirklichen Welt oft genug Erscheinungen wahr, die der Idee der Vernunftordnung und Zweckmäßigkeit der „besten aller möglichen Welten" Hohn sprachen, so konnte sich die geforderte Harmonie wenigstens in der Anlage des Kunstwerkes als der Schöpfung der menschlichen Vernunft behaupten. Es bot so dem von der Unvollkommenheit der Wirklichkeit bedrängten Menschen das Vorbild einer reineren und besseren Welt und gab seinem Streben, die eigene Persönlichkeit der sittlichen Vollkommenheit entgegenzubilden, den wirksamsten Ansporn. In Shaftesburys Ästhetik und Ethik hat diese Auffassung ihren deutlichsten Ausdruck gefunden: zu der metaphysischen Zweckmäßigkeit der Welt ist die Harmonie der Schönheit im künstlerischen Werk das Analogon, und beiden entspricht in der seelischen Anlage des Menschen der Drang zur sittlichen Ordnung des Lebens (zur „Tugend") durch das Gleichgewicht von Pflicht und Neigung.

Um 1700 waren diese Gedanken der sittlichen Erziehung erst Erkenntnis und Eigentum weniger Führer. Die Masse des Bürgertums und des niederen Adels, ohne Organ und Ver-

Die
Discoürse
der
Mahlern.
Erster Theil.

Zürch.
Drückts Joseph Lindinner, 1721.

158. Titel von Bodmers und Breitingers „Discoursen der Mahlern".

ständnis für den Gedankenschwung der Philosophen, verharrte noch in stumpfer Unbildung. Es bedurfte einer Überbrückung der weiten Kluft. Diesem Bedürfnis dienten vor allem die „Moralischen Wochenschriften". In den kleinen, pädagogisch dosierten und allgemein verständlichen Aufsätzen, die sie boten, wurden, um ein Bild Börnes zu brauchen, die Goldbarren, die in den gediegenen Werken der Philosophen aufgestapelt lagen, in das Kleingeld des geistig-sittlichen Verkehrs ausgemünzt und so der Volkswirtschaft der Bildung dienstbar gemacht. Gewiß, die Münzen waren oft rasch abgegriffen und von geringem Gehalt an Edelmetall. Aber sie taten meist dennoch ihren Dienst.

Schon im 17. Jahrhundert, mit den ersten Regungen der Aufklärung, hat es Zeitschriften in Deutschland gegeben. Den entscheidenden Antrieb aber hat die deutsche Zeitschriftenliteratur von England empfangen. Hier gaben die beiden Schriftsteller Steele und Addison von 1709 an Wochenschriften heraus, deren Ziel die Bekämpfung der Sittenlosigkeit der oberen Stände und die Begründung einer bürgerlichen Moralität und volkstümlich-rationalen Bildung war. Die wichtigste war der „Spectator". Im deutschen Sprachbereich trieben diese Bestrebungen zuerst in Hamburg und Zürich Wurzeln, zwei Städten mit republikanischer Verfassung und einer selbstbewußten und ausgreifenden Bürgerschaft. In Hamburg gab Mattheson nach dem englischen Vorbild und mit Aneignung von Aufsätzen aus den englischen Zeitschriften 1713 den „Vernünftler" heraus, der freilich keine breitere Wirkung tat. Um so bedeutsamer wurden Bodmers und Breitingers „Discourse der Mahlern", die 1721—23 in Zürich erschienen. War die Vorlage auch hier der „Spectator" (in einer verkürzten französischen Übersetzung), so hatten die beiden Herausgeber mit ihren Freunden doch die besonderen Verhältnisse des schweizerischen Bürgertums klar im Auge und besaßen eigenwüchsige Kraft genug, um ihrer Zeitschrift ein zürcherisches Gepräge zu geben. Durch das Beispiel der Schweizer ließ sich Gottsched zur Herausgabe seiner „Vernünftigen Tadlerinnen" (1725—27) anregen, und nun schwärmten ähnliche Schriften bald aus allen Teilen Deutschlands in Scharen aus. Jedes Städtchen, in dem sich ein paar Männer mit volkserzieherischen und literarischen Neigungen zusammengefunden hatten und in dem es einen unternehmenden Drucker gab, wurde der Stapelplatz eines derartigen Blättchens, das, mit mehr oder weniger Geist befrachtet, die Segel von mehr oder weniger Erfolg gebläht, fröhlich in das Meer der literarischen und moralischen Aufklärung auszog. Waren es bis 1720 vielleicht ein halbes Dutzend, so schwoll die Zahl nach diesem Jahre bald auf ein halbes Hundert an, um 1750 waren es einhundert. Dann ging die Zahl wieder zurück, stieg in dem achten Jahrzehnt aufs neue auf mehr als hundert und sank gegen Ende des Jahrhunderts wieder herunter.

Der Inhalt der Moralischen Wochenschriften kreist um die Aufgabe der bürgerlichen Bildung. Keine frühere Zeit hat diesem Ziel mit solcher Sicherheit, solchem Ernst zugestrebt wie die Aufklärung. Die Moralischen Wochenschriften sollten die Kanäle sein, durch die die Erkenntnisse der Philosophie und der Wissenschaften ins Allgemeine des Volksbewußtseins ge-

leitet wurden. Bodmer und Breitinger wollten diese Erziehung so von Grund auf durchführen, daß sie in den ,,Discoursen der Mahlern" ihren Lesern und Leserinnen sogar Aufsätze über die ,,Kunst des Denkens", also eine Einführung in die Wolffische Logik vorlegten. Nur ein kleiner Teil des Publikums dürfte imstande gewesen sein, dieses ,,Systema der Logik" in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen. Um so wichtiger wurde für die Allgemeinheit der Unterricht in ,,Tugend und gutem Geschmack". Hier galt es Ernst zu machen mit der Beglückungsidee der Aufklärung. Schon die Titel der Moralischen Wochenschriften kündigen diese Absicht an: Der Menschenfreund; Moralische Gedanken der Stillen im Lande; Der Tugendfreund; Vermischte Beiträge zum Nutzen und Vergnügen . . .

Breitesten Raum nimmt die Läuterung der Gesinnung ein. Noch üben Religion und Kirche neben dem staatlichen Regiment wenigstens äußerlich eine ungebrochene Gewalt aus. Aber bereits macht sich die Sittenlehre selbständig. Tugend in die Gemüter zu pflanzen und die Menschen für die Aufgaben des eigenen Lebens wie für die der Gemeinschaft tauglich zu machen, gilt mehr und mehr für wichtiger als die Ausbildung in der christlichen Glaubenslehre. Schließlich entwindet sich die Sittenlehre völlig der kirchlichen Leitung. Neben die heiligen Führer der Bibel und der Kirche treten die großen Männer des ,,heidnischen" Altertums, Sokrates, Xenophon, die Stoiker Seneca, Mark Aurel, Epiktet, und die Weisheitslehrer der Neuzeit, vor allem Shaftesbury. Immer wieder, bald mit Scherz, bald mit Ernst, wird den Lesern eingeschärft, daß der einzige Weg zum Glück die Tugend sei, und daß Tugend Lauterkeit der Gesinnung, Uneigennützigkeit, Hilfsbereitschaft, Fleiß, Redlichkeit bedeute. Von hier steigt die Erörterung dann zu den Fragen der äußeren Bildung und den Bräuchen des bürgerlichen Anstandes hinunter: Luxus und Mode, Spiel und Unterhaltung, Titelsucht und Gelehrtenpedanterie.

Eifrig werden die Fragen der Erziehung besprochen. Das Endziel ist, den äußerlichen Drill in galanten Kenntnissen und Fertigkeiten zu verinnerlichen zu einer wahren Bildung des Gemütes und des Verstandes und damit die Persönlichkeit zu fördern. So taucht in den dreißiger Jahren eine Wochenschrift für Mütter auf: ,,Die vor sich und ihre Kinder sorgfältigen Mütter," und sofort stellt sich das Gegenstück ein: ,,Die vor sich und ihre Söhne sorgfältigen Väter." In breiter Ausführlichkeit werden die Fragen der Säuglingspflege, der Stellung der Dienstboten zu den Kindern, des Hofmeistertums, der Leibesübungen besprochen. Mit besonderem Eifer geißelt man die Verkehrtheiten der weiblichen Erziehung. Schon die ,,Discourse der Mahlern" rügen, daß man ein Mädchen nicht früh genug auf Gefallsucht und Modetorheiten dressieren könne. Man gründet eigentliche Jugendzeitschriften: ,,Der Mädchenfreund" (1755), das ,,Wochenblatt zum Besten der Kinder" (1759). Aber auch die Stellung und Aufgabe der erwachsenen Frau wird besprochen: von 1756 an erschien in Leipzig eine ,,sittliche Wochenschrift": ,,Die Frau," der ein anderer Verleger flugs die ,,wöchentliche Sittenschrift": ,,Der Mann" entgegensetzte. Bald gab es Zeitschriften für alle Alter und Lebenslagen, von der ,,Braut" bis zur ,,Matrone".

Aber bereits wird die Aufmerksamkeit von der Gestaltung des häuslich-sittlichen Einzellebens auch auf Fragen der Gemeinschaft gelenkt. Themata der Volkswirtschaft, des Rechtslebens, der Politik tauchen auf. Ihnen dienen die ,,Ökonomisch-Physikalischen Abhandlungen" (1747ff.), ,,Der Wirt und die Wirtin" (1756). Besonders beliebt ist es, seitdem Brockes mit anderen 1724 in Hamburg den ,,Patrioten" begründet hatte, durch diesen Titel auf die Beziehungen des Bürgers zu Heimat und Vaterland hinzuweisen. Es erschienen im gleichen Jahre ein ,,Leipziger Patriot", ein ,,Wetterauischer Patriot", ein ,,Reformierter Hamburgischer

Patriot", und es fehlte auch nicht an einer ,,Patriotin". Als dann in den fünfziger Jahren die Frage des deutschen Nationalbewußtseins in Fluß kam, weitete sich auch der Kreis des patriotischen Denkens: nun erschien ein ,,Deutscher Patriot", ein ,,Helvetischer Patriot". Man darf sich freilich nicht denken, daß es sich hier immer um eigentliche politische Erörterungen handelte; das Wort Patriot hatte für den Deutschen der Aufklärung mehr einen gemüthaften und allgemein moralisch-bürgerlichen Klang. So kann sich zu dem Patrioten in friedlicher Gemeinschaft der ,,Weltbürger" gesellen.

Die Aufklärung hat den neuzeitlichen Sinn für das Naturgeschehen geschaffen. Daher treten auch naturwissenschaftliche Erörterungen in den Kreis der bürgerlichen Bildung und helfen ihrerseits den Geist weiten und Vorurteile vernichten. Mylius, Lessings Vetter, hat so 1747 den ,,Naturforscher" herausgegeben. Bezeichnend aber für die Gesinnung der Zeit ist es, daß auch das Interesse für die Natur noch nicht der reinen Wissenschaft gilt, sondern meist an die Fragen der allgemeinen religiös-moralischen Bildung gebunden ist: 1740 erschien in Danzig der ,,Fromme Naturkundige", 1757 in Halle ,,Das Reich der Natur und der Sitten".

Das Lieblingsthema aber ist, neben der sittlichen Volkserziehung, die Bildung des Geschmackes, also die Besprechung künstlerischer, vor allem literarischer Werke und Fragen. Diesem Zwecke dienten die berühmtesten Wochenschriften von Bodmers und Breitingers ,,Discoursen der Mahlern" und Gottscheds ,,Vernünftigen Tadlerinnen" bis zu den ,,Belustigungen des Verstandes und Witzes", die Gottscheds Jünger und Gehilfe Schwabe 1741 begründete, und dem Gegenstück dazu, den ,,Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", in denen 1748 die ersten drei Gesänge von Klopstocks ,,Messias" erschienen.

So uferlos schwoll die Literatur der Moralischen Wochenschriften an, so unaufhörlich wurde der Kreis der Bildungsfragen durch sie stets aufs neue durchwandert, daß sich in der ewigen Wiederholung bald der Stoff erschöpfte. Schon daß immer die gleichen Titel auftauchten, zeigt die Armut des geistigen Bodens. Findige Köpfe suchten daher die Aufmerksamkeit des Publikums durch aufreizende Titel anzulocken. Die ,,Assemblée unglücklicher Verliebter im Reiche der Toten", die 1725 erschien, dürfte freilich eher den erotischen Kitzel erregt als der moralischen Bildung gedient haben. Aber echte moralische Wochenschriften waren ,,Der Schmäuchler" (= Der Tabakraucher) von 1733, ,,Der die Welt beleuchtende Diogenes" (1742f.) und ,,Der moralische Sternseher" (1755). Trotz solchen Reklametiteln sank aber der Leserkreis der Moralischen Wochenschriften in der Mitte des Jahrhunderts in immer tiefere Schichten der Bevölkerung. Für die Gebildeten hatten sie ihre Aufgabe erfüllt. Schon 1754 höhnte Lessing, daß die Moralischen Wochenschriften jetzt größtenteils nur noch von jungen Witzlingen geschrieben würden, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen seien, hie und da etwas gelesen hätten und im übrigen ihre Blätter zu einer Art von Renten machten. 1755 bezweifelt Möser den Nutzen des ewigen Moralisierens, und zehn Jahre später findet Herder, es sei der Ton der alten Wochenschriften, ,,bis zum Gähnen deutlich zu sein".

Dennoch darf man ihre geist- und seelenbildende Wirkung nicht gering schätzen. Die Moralischen Wochenschriften haben an ihrer Stelle mitgeholfen, in Deutschland eine öffentliche Unterhaltung über allgemeine geistige und praktische Fragen zu begründen und das zu schaffen, was man Publikum, allgemeine Bildung, öffentliche Meinung nennt. Die Erfindung des Buchdrucks hatte im 16. Jahrhundert eine durch alle Volksschichten hindurchreichende Erörterung der Frage der kirchlich-sittlichen Bildung ermöglicht und damit eine geistige Einheit geschaffen. Die feindliche Trennung der Kirchen und die Ausbildung der Bekenntnisse zu den Gedankengebäuden des rechten Glaubens hatte gegen 1600 die Glieder des Volkes aufs

Copia. **Bekandtmachung**

Seine Hochfürstliche Durchlaucht, un-
ser gnädigst regierender Fürst und Landes-
Vatter, haben schon längst gewünscht, die Vortheile
und Bequemlichkeiten, welche man anderwärts
von den Frag- und Anzeig-Blättern hat,
auch Ihren getreuen Unterthanen zuwenden
zu können, und wollen daher nächstens in
allen Ihren Landen ein

Allgemeines Wochenblatt

zur Probe einführen laßen.
In dieses Blatt kan, wer nur will, etwas, daran
ihm gelegen ist, hineinsetzen; und wann er es
nicht ausdrücklich verlangt, so wird sein Nah-
me nicht darin genennet. Wer Geld und
andere Sachen zu lehnen oder zu verlehnen
begehrt; wer etwas kaufen oder verkaufen,
miethen oder vermiethen will; wer etwas zu
versteigern, zu vertauschen oder zu verhandeln hat,
wer etwas gefunden hat, und weiß nicht, wem
es gehört; wer etwas verlohren hat, und es
gern wieder hätte; wem etwas gestohlen wor-
den ist, und so weiter, der darf es nur

Mandat des Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken vom 24. Januar 1761, durch welches die „Saarbrücker Zeitung" ins Leben gerufen wurde.

in das Wochenblatt setzen laßen, und kan sich
dadurch viel mühsames Herumfragen von Hauß
zu Hauß, ja offt von Ort zu Ort, ersparen.
Wer zu seinem Haußwesen oder in andern Angele-
genheiten einen Dienstboten oder andere Person
von gewißer Beschaffenheit, zum Exempel, einen
Arbeiter, eine Säugamme, einen Krankenwärter und
dergleichen begehrt, der kann ebenfalß durch ein sol-
ches Blatt manchmahl geschwindere Antwort bekom-
men, als durch anderweite Bemühung und Bestellung
oder langweilige und offt fruchtlose Erkundigung.
Personen, die sich zu verdingen suchen, ingleichen
auch solche, die gern mit ihrer Arbeit in der Stille
auf eine ehrliche Art sich etwas verdienen wollen,
können durch dieses Mittel, ohne öffentlich genannt
zu werden, auf die bequemste Art sich anbieten,
und sich und andern einen Dienst damit erweisen.
Einheimische und Fremde können ihre aus der
Meße, oder auf der Saar und sonst angekommene
Waaren, auf eben die Art schnell im gantzen Land
bekannt machen.
Wer verreisen will, und zu Erleichterung der Rei-
se-Kosten eine anständige Gesellschafft sucht, der
kan durch vorhergehende Nachfrage im Wochen-
blatt dieselbe vielleicht am ersten finden. Ein glei-
ches

ches gilt auch von leer gehenden Retour-Chaisen und
dergleichen. Mehrere Bequemlichkeiten jetzt nicht anzu-
führen. Ob nun gleich Seine Hochfürstl. Durchlt. unser
gnädigster Fürst und Landes Vatter ein solches Woch-
blat in dero Landen schon längst für etwas nützliches
und bequemes gehalten haben, und es daher gerne in
den Gang gebracht sehen möchten; So haben Hochdieselbe
doch auch die Gedanken Ihrer treu gehorsamsten Untertha-
nen hierin vorläufig erforschen, und die Einführung dessel-
ben unter folgenden Bedingungen anbieten wollen:
Wer besagtes Nassau Saarbrückische allgemeine Wo-
chen Blatt, welches auf Kosten der Hofbuchdruckerey gegen
Ostern angefangen werden solle, jährlich zu halten geson-
nen ist, der unterschreibt sich auf gegenwärtigem Papier,
damit man wissen könne, ob eine zum Druck desselben
hinlängliche Anzahl heraus komme. Für alle Blät-
ter dieses gantzen laufenden Jahres von Ostern
an, wird von denen, die sich unterschreiben, mehr nicht
als zwantzig Kreutzer an den Buchdrucker bezahlt;
dagegen bekommen die Unterschreiber ihr Blat gewiß,
und können es alle Dienstage früh abholen lassen;
die andere, so das Blatt nicht ordentlich erhalten
bekommen es ungewiß, und bezahlen ein jedes einze-
les Stück mit 1. Kreutzer oder 1 alb, wann davon der
Vorrath ist. Wer was hinein setzen läßt, gibt es
geschrieben und unterschrieben in die Druckerey, und be-

zahlt dem Drucker 1 alb oder 2. vor seine Mühe.
Damit dieses neue Blatt allen, die es halten, desto
nützlicher werde; So wollen Seine Hochfürstl. Durchlt.
allemahl den zuverläßigen Wochenpreiß der Lebens
Mittel, als der Früchte, des Fleisches, des Brodes,
von Saarbrücken, Ottweiler und Harskirchen, mit
hinein setzen lassen.
Alle viertel Jahr wird eine Tauf- Ehe- und Todten-
Liste aus dem gantzen Lande erscheinen. Was sonst
von nützlichen Anordnungen und Nachrichten dann
und wann einläufft, die sonderlich zum Ackerbau,
zur Haushaltung und andern Dingen dienlich sind,
wird ebenfalls mitgetheilt werden. Dieses Blatt
wird unter der Aufsicht und Direction Fürstl.
Regierung gedruckt werden. Saarbrücken
den 24ten Januarij 1761.

In fidem
Vogt.

neue gesondert. Die Leiden und Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges rissen die Einzelnen und die Landesteile noch weiter auseinander. Unter ihrer Nachwirkung stand das geistige Leben bis ins 18. Jahrhundert hinein. Die Stände schieden sich; der Adel pflegte, auch in den Städten, soweit es ihm seine Mittel gestatteten, die galante höfische Bildung; die Handwerker und Bauern hatten für die tägliche Notdurft zu sorgen; der Gelehrte stopfte totes Vielwissen in dickleibige Wälzer. Auch die sogenannte schöne Literatur zerrann in verschiedene Sonderbäche. Den Unterhaltungsbedürfnissen der unteren Schichten diente, außer der Bibel und der Hauspostille, ein üppig sprossender Wald von Volksbüchern, Kalendern, volkstümlichen Reiseschilderungen usw. Die Pflege der höheren Literatur im Zusammenhang mit den allgemeinen geistigen Strömungen des Abendlandes war in den Händen von Gilden, vor allem der Sprachgesellschaften; ihre Erzeugnisse waren ausschließlich für die gebildeten und wohlhabenden Kreise bestimmt. Das Schicksal von Grimmelshausens Simplizianischen Schriften ist bezeichnend für diese Zersplitterung des literarischen Lebens: sie galten den modischen Bildungsdichtern am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts als Volks-, d. h. Pöbelschriften und wurden einfach totgeschwiegen, so gründlich, daß die offizielle Literaturgeschichte sogar den Namen ihres Verfassers vergaß.

Im Jahr 1751.

17. Stück.

Berlinische Privil. Zeitung

Dienstag, den 9. Februar.

Berlin, vom 9. Februar.

Se. Majestät, der König, haben den Herrn von Quadt, Secondelieutenant bey dem in Wesel stehenden Infanterieregimente Sr. Excellenz, des Generalfeldmarschalls, Herrn von Dossow, zum Premierlieutenant den Fähnrich, Herrn von Koczizky, zum Secondelieutenant, und den Fahnenjunker, Herrn von Byla, zum Fähnrich allergnädigst erkläret. Von höchstgedachter Sr Majest. ist dem hiesigen Kauff- und Handelsmann und berühmten Fabricanten, Herrn Wegelin, das am Königswalle gelegene Commandantenhaus allergnädigst geschenket worden, worinnen dieser Hr. Wegelin mit Königl. Erlaubniß und Freyheit eine Porcelainfabrique anlegen wird, das Porcelain soll von der auf den Gütern des Herrn von Glöden gefundenen Erde verfertiget werden.

Vorgestern des Abends erfreueten Ihro Majestät, die Königl. Frau Mutter, Ihro Majestät, die Königin, mit Dero Besuch, und geruheten nebst dem hier befindlichen Königl. Hause, und verschiedenen hohen und vornehmen Standespersonen daselbst zu soupiren. An eben diesem Tage reißten Se. Excellenz, der letzthin hier angekommene Herr Graf von Malzan, wiederum nach Schlesien zurück.

Dresden vom 6. Jan.

Am Samstag Abend wurde vor Ihro Königlichen Hoheit, der Churprinzeßin, in Dero Zimmer ein kleines Französisches Schauspiel von verschiedenen Herren und Damen vorgestellet. Laut sichern Nachrichten aus Toplitz ist am 20. Nachmittags der Graf Clari im 80sten Jahr seines Alters Todes verfahren, dem auch etliche Tage zuvor der beynahe 20 Jahr sich daselbst aufgehaltene Königlich-Polnische und Churfürstlich-Sächsische Cammerherr, auch Cammer- und Bergrath Graf von Lesgewang, welcher die Catholische Religion angenommen hatte, und ein Layenbruder worden, im Tode vorgegangen ist. Gestern Abends wurde in Ihro Königlichen Hoheit der Churprinzeßin Zimmer von 12 Königlichen Pagen ein Teutsches Schauspiel, so von dem adel- und bürgerlichen Landleben gehandelt, in Gegenwart der Königlichen hohen Herrschaften vorgestellet.

Cölln, vom 29. Jan.

Es ist zwey ehrlichen Gärtnern dieser Stadt das Unglück begegnet, daß ihnen der Appetit angekommen Hasen- und Kaninchenbraten zu essen.

159. Seite der „Berlinischen Privil. Zeitung“ (später „Vossischen Zeitung“) vom Jahre 1751.

Die Moralischen Wochenschriften haben mitgeholfen, diese starre Scheidewand zwischen Gebildeten und Ungebildeten niederzureißen. Sie haben den unteren Volksschichten die großen Gedanken der Begründer der neuen Weltanschauung in leicht verständlicher Form vermittelt und eine neue geistige Einheit schaffen helfen, nachdem die staatliche und kirchliche zerbrochen war. Die spätere Blüte der deutschen Literatur läßt sich ohne ihr vorbereitendes Wirken nicht denken.

Um die Mitte des Jahrhunderts entstanden auf dem von ihnen bereiteten Boden neue Zeitschriftgebilde. Am wichtigsten war die literarisch-kritische Zeitschrift, die sich, im Gegensatz zu den früheren gelehrten Fachzeitschriften, an das gebildete Laienpublikum schlechthin wendete. Friedrich Nicolai und Moses Mendelssohn begründeten 1757 die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ und schufen damit ein Organ, aus dem sich jeder

160. Buchhandlung. Kupferstich aus „Bildergalerie weltlicher Mißbräuche" 1785.

über die Entwicklung von Kunst und Wissenschaft unterrichten konnte. Aber erst Lessing bildete in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend", die er mit Nicolai und Mendelssohn 1759 begründete, die Kunst aus, die Kritik interessant und gehaltvoll zu machen. Er erst bewies, daß man Kritiken schreiben mußte, wenn die Literatur gedeihen sollte. Er ist so der Schöpfer einer wahrhaft produktiven Kritik geworden. Von jetzt an ist die kritische Zeitschrift für jede neue literarische Generation die wichtigste Waffe in der Eroberung ihrer Zeit gewesen.

Neben den Zeitschriften hatten im 18. Jahrhundert die Zeitungen für die allgemeine Volksbildung nur geringe Bedeutung. Sie waren bis gegen den Schluß des Jahrhunderts meist nur Nachrichtenblätter. Eine Ausnahme bildete nur etwa die Berlinische privilegierte (später Vossische) Zeitung, die schon in der Jahrhundertmitte ein literarisches Feuilleton führte, das eine Zeitlang Lessing betreute.

Charakteristisch dagegen für das Bildungsbedürfnis der Zeit ist die Entstehung von Konversationslexika. Das 17. Jahrhundert hatte polyhistorische Sammelwerke hervorgebracht, in denen, mehr oder weniger nach Stoffen geordnet, allerlei Wissen zusammengestoppelt war. Jetzt, wo man gelernt hat, denkend den Wissensstoff zu durchdringen, empfindet man das Bedürfnis, die Gesamtheit menschlicher Kenntnisse nach dem Gesichtspunkt der Vernunft neu zu ordnen, kritisch zu sichten und so neu zu erringen. Die äußere Form, in der man den Stoff bot, war die bequeme alphabetische Anordnung. Pierre Bayle ging mit seinem „Dictionnaire historique et critique" (1695) voran, das eine scharfsinnige Beleuchtung des Geisteslebens bot. Es ist mehrfach aufgelegt und von Gottsched übersetzt und bearbeitet worden. Breiter angelegt, aber weniger selbständig, war J. Hübners „Curieuses und reales Natur-, Berg-, Gewerk- und Handlungs-Lexikon", das 1704 erschien und rasch Auflage um Auflage erlebte. Zu diesen allgemeinen Wissensmagazinen traten dann Sachwörterbücher für einzelne Berufe, Wissenszweige und Lebensgebiete. So gab Gottlieb Siegmund Corvinus unter dem Decknamen Amaranthes 1715 ein „Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexicon" heraus, das heißt ein alphabetisch geordnetes Kompendium der galanten Mode, und Johann Burchard Mencke ließ im gleichen Jahre ein „Compendiöses Gelehrten-Lexicon" erscheinen, das später von Jöcher neu bearbeitet wurde. Es gab Staats- und Heiligenlexika, Antiquitäten- und Handelslexika. So viele tauchten auf, daß Gottsched spottete, man sei im Deutschen fast eine ganze Bibliothek von Realwörterbüchern anzuschaffen imstande.

Mit der Ausbreitung der Bildung wuchs das Bedürfnis nach Lektüre. Die Zahl der jährlich erscheinenden deutschen Bücher bald wissenschaftlichen Inhaltes bald unterhaltender Art stieg von 1700 bis 1780 etwa auf das Fünffache. Auch in den kleineren Städten gab es nun Druckereien und Buchhandlungen, in den größeren oft mehrere. So bestanden in Augsburg um 1780 sechs katholische und drei protestantische Buchhandlungen, in Jena vier, in Erlangen zwei, in Nürnberg elf; Buchdruckereien waren in Nürnberg sechs, in Erlangen fünf. In Hamburg waren

161. Karikatur auf die Ausplünderung der Autoren durch die Verleger im 18. Jahrhundert. Kupferstich von D. Chodowiecki.

um 1726 Buchläden im Chor und in den Seitenschiffen der Kirchen untergebracht.

Der Hauptsitz des deutschen Buchhandels war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch Frankfurt a. M. Hier fanden um Ostern und Michaelis die Büchermessen statt, zu denen Verleger und Sortimenter aus ganz Deutschland herbeiströmten, um die neuen Erscheinungen, die in den Meßbuden ausgelegt („verlegt") waren, kennen zu lernen und Verkäufe abzuschließen. Auch Autoren stellten sich ein, die den Verlegern ihre neuen Werke oder ihre Dienste anboten. Mehr und mehr aber rückte Leipzig an die erste Stelle. Schon 1716 hatte die Zahl seiner buchhändlerischen Firmen 17 betragen. In den folgenden Jahrzehnten stieg sie auf das Dreifache. Als dann 1764 die norddeutschen Verleger, die bis dahin die Frankfurter Messe besucht hatten, nach Leipzig übersiedelten, wurde diese Stadt der Mittelpunkt des deutschen Verlagsbuchhandels.

Noch aber war der Verleger durch den Mangel an Schutzgesetzen gehemmt. Das ganze Jahrhundert hindurch blühte der Nachdruck. Gerade der gutgehenden Werke bemächtigte er sich, um sie, durch kein Verfasserhonorar beschwert und meist in schlechterer Ausstattung, zu billigeren Preisen auf den Markt zu werfen. Den Schaden hatte, mit dem ursprünglichen Verleger, der Verfasser zu tragen: er erhielt unter diesen Umständen nur für die erste Auflage ein Honorar.

Und doch bildete sich gerade jetzt, entsprechend der Entstehung eines Publikums als Käufer- und Leserkreis, ein eigentlicher Schriftstellerstand; gab es doch in Wien in der Mitte des Jahrhunderts bereits ein literarisches Caféhaus, in dem bepuderte Diener mit grünen Schürzen servierten! Hatte der Schriftsteller, auch der Dichter, durch ein städtisches Amt, eine Anstellung am Hofe oder einen gelehrten Beruf gesichert, bis gegen die Mitte des Jahrhunderts das Bücherschreiben in seinen Mußestunden betrieben; hatte man es, wie Goethe erzählt, geradezu für eine Simonie gehalten, ein Honorar zu nehmen, so stürzte der Schriftsteller sich jetzt in die anschwellende Flut des literarischen Lebens und versuchte sich von ihr auch wirtschaftlich treiben zu lassen. Der rasch wachsende Lesehunger des Bürgertums, durch Wochenschriften und Bücher angestachelt, verlangte nach immer neuem Futter. Von dem ernsthaften Gelehrten und dem eigentlichen Dichter, der nur aus innerem Bedürfnis schrieb, schied sich der berufsmäßige Schriftsteller, der für den Tagesbedarf hervorbrachte und, findig und fingerfertig, in rastloser Tätigkeit Buch um Buch schrieb. Die Entstehung einer

eigentlichen ,,Übersetzungsmanufaktur", wie Nicolai spottet, hängt mit diesem Betrieb zusammen.

Lessing war der erste, der sich die Kraft zutraute, auch die tüchtige Leistung auf die wirtschaftliche Unabhängigkeit des freien Schriftstellers zu bauen und als Kritiker und Dichter ,,wie ein Sperling auf dem Dache" zu leben. Aber auch er war, bei der Geringfügigkeit und Einmaligkeit der Honorare, auf Übersetzerarbeit angewiesen. Mehrmals hat er versucht, durch Herausgabe von Zeitschriften sich regelmäßige Einnahmen zu verschaffen. Er gründete, wie es auch Gleim, Bürger und Gerstenberg taten, einen Selbstverlag, um den vollen Ertrag seiner Schriften zu genießen. Und sah sich schließlich doch gezwungen, seine Zuflucht zu festen Anstellungen zu nehmen.

Einen anderen Weg ging Klopstock. Das hohe Selbstbewußtsein, das ihm eigen war, ließ ihn auch die Abhängigkeit des Schriftstellers von dem Verleger als eine Unwürdigkeit empfinden. Im Vertrauen auf seine Beliebtheit bei dem deutschen Volke unternahm er es, als er 1773 seine ,,Gelehrtenrepublik" herausgab, den Buchhandel ,,über Nacht vom Erdboden verschwinden zu lassen". Er eröffnete die allgemeine Subskription auf sein Werk, versandte selber eine öffentliche Ankündigung und warb Kollekteure und Subskribenten an. In der Tat war sein Ansehen so groß, daß überall, in Deutschland und im Ausland, seine Freunde und Anhänger für sein Buch Subskribenten sammelten. Der Preis war auf einen Louisdor festgesetzt: man wollte mit dem hohen Betrag nicht sowohl das Buch bezahlen, als den Verfasser ehren. Der Erfolg war ungeheuer. Jedermann, erzählt Goethe, drängte sich herzu. Selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre Sparbüchsen. Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieser heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tausend Pränumeranten zusammen, allein in Göttingen 342, in Mitau 140, in Hamburg 133, in Hildesheim 110 — nur in Klopstocks Geburtsstadt Quedlinburg subskribierte niemand. Um so größer war dann freilich die Enttäuschung des Publikums, als es in der Gelehrtenrepublik ein ,,Buch mit sieben Siegeln" erhielt. Die peinliche Erfahrung mag mitgeholfen haben, die Käufer gegenüber diesem Wege der Veröffentlichung zurückhaltender zu stimmen. Als Schiller 1784 die Subskription auf seine ,,Rheinische Thalia" eröffnete, stellten sich so wenige Abonnenten ein, daß er, entgegen der Ankündigung, darauf verzichtete, das Verzeichnis der Subskribenten im ersten Heft zu veröffentlichen.

Auch Staat und Kirche machten dem Buchhändler und dem Schriftsteller das Leben schwer. Schon im 16. Jahrhundert war die Beaufsichtigung der Presse und ihrer Erzeugnisse durch mehrere Reichstagsbeschlüsse dem Reich übertragen worden. In Frankfurt a. M. als dem Hauptmarkt des deutschen Buchhandels bestand eine kaiserliche Bücherkommission, die den Auftrag und das Recht hatte, alle Druck- und Bildwerke, deren Inhalt gegen Kirche und Staat verstieß, einzuziehen und ihre Urheber vor Gericht zu rufen. 1715 erneuerte Karl VI. in einem Edikt das Pressegesetz. Aber die Kommission war nach wie vor machtlos, wie alle Behörden des Reiches. Als die Büchermesse aus der Freien Stadt Frankfurt nach Leipzig verlegt wurde, wagte sie nicht einmal ebenfalls überzusiedeln, da sie wohl wußte, daß man in Sachsen ihren Beschlüssen keine Nachachtung verschaffen würde. In Wirklichkeit war auch die Überwachung der Presse zu einem Hoheitsrecht der einzelnen Reichsstände geworden, die es nach Gutdünken ausübten.

Am wenigsten war die Presse in Hannover und in Braunschweig behindert. In Hannover hatten, rühmt Schlözer in seinem Staatsanzeiger, ,,die Georgs und ihre gleich unsterblichen Staatsbeamten der noch hier und da im Gedränge befindlichen Freiheit und Wahrheit einen

162. Verbot von Goethes „Werther" durch den Rat der Stadt Leipzig im Jahre 1775.

Altar errichtet". In Preußen beabsichtigte Friedrich Wilhelm I. eine allgemeine Zensur einzuführen. Da stellte ihm das Generaldirektorium vor, daß das Bücherwesen seit der Reformation in ganz Deutschland wie anderswo freien Lauf gehabt habe, und daß dadurch die Gelehrsamkeit zu dem hohen Grad gestiegen sei, auf dem man sie heutzutage sehe. Eine Einschränkung würde aufs neue die Barbarei und Unwissenheit heraufrufen, und der König fügte sich. Zu den ersten Regierungshandlungen Friedrichs des Großen gehört die Erklärung, daß dem berlinischen Zeitungsschreiber eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden solle, über Berlin zu schreiben, was er wolle. „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, müssen nicht geniert werden," fügte der König eigenhändig dem Erlaß bei. Allein auch hier zeigte es sich: vollständige Pressefreiheit läßt sich nur in Zeiten ungefährdeter Sicherheit und Ruhe des öffentlichen Zustandes durchführen. Irgendwelche Gefährdung von Staat und Kirche bedingt, sofern diese im Besitze der Macht sind, sofort ihre Einschränkung. Auch Friedrich der Große hat während des ersten Schlesischen Krieges die Zensur verschärft, inländische Werke eingezogen und ausländische französische und reichsstädtische Zeitungen verboten. Am 1. Mai 1749 wurde ein Zensuredikt erlassen, das bis zu des Königs Tod in Kraft blieb. Es gestattete eine so weitgehende Freiheit und wurde mit solcher Weitherzigkeit gehandhabt, daß, als Fried-

CATALOGUS
LIBRORUM
A
COMMISSIONE
CÆS. REG. AULICA
PROHIBITORUM.

EDITIO NOVA.

Cum Privilegio S. C. R. Apoſt. Majeſtatis.

VIENNÆ AUSTRIÆ
TYPIS GEROLDIANIS.
1776.

173

Legende (la) de maiſtre Pierre Faiſeu, miſe en Vers par Charles Boudigne. Paris 1723. in 8.
Legende der Weiſen und Thoren. Breßlau und Leipzig 1768. in 8.
Légier. Sieh Amuſemens.
Legum Moſaicarum forenſium explanatio Authore Wilhelmo Zeppero. Herbornæ Naſſov. 1604. in 8
Lehmanns (M. Joh. Chriſtoph) bibliſcher Predigerſchatz. Dresden 1702. in 4.
Lehrart (die alte, und neue) in den untern Schulen Deutſchlands. Straßburg 1775. in 8
Lehre (die alte und neue) der böhmiſchen und mähriſchen Brüder, von M. Joh. Gottfr. Ehwalt. Danzig 1756. in 8
— — (gerettete) von der Præexiſtenz der menſchlichen Seele, von J. G. Roſtock 1743. in 8.
Lehrgebäude der Herrnhuter. Sieh Rhoden.
Lehrmann (Chriſt) ſieh Florilegium.
Lehrſätze (die eigenthümlichen) und Maximen der Jeſuiten, nach welchen ſie dem Chriſtenthume, und den Staaten ſchädlich geworden ſind. Züllichau 1769. in 8.
Leiden (die) des jungen Werthers. 1. und 2ter Theil. Leipzig 1774. in 8.
Le je ne ſçais quoi par Mr. C. D. P. à la Haye 1723. in 12.
Leipziger (der luſtige) Spaßfeld 1764. in 8.
Leiſchings (M. Karl Gottlob) Abhandlung von den natürlichen Kräften des Menſchen, in Abſicht der Religion, und Tugend, gegen die Grundſätze des Hrn. Rouſſeau. Langenſalza 1770. in 8.
Lenz (Ignaz) ſieh Tractatus.
Leßings (G. E.) Schriften. 2. Theile. Berlin 1753 in 12.
— — Item Dritter Theil. Berlin 1754. in 12.

Leo

163. Titel und Textseite des Wiener Katalogs verbotener Bücher von 1776. Unter den verbotenen Büchern finden sich Goethes „Werther“ und Werke Lessings.

rich Nicolai 1759 die „Literaturbriefe“ dem Zensor vorlegte, dieser sich wunderte, daß überhaupt jemand etwas zensieren lassen wolle, da ihm dies lange nicht vorgekommen sei.

Um so strenger wachten in Österreich Staat und Kirche darüber, daß das Seelenheil der Untertanen und Gläubigen nicht durch frevelhafte Druckerzeugnisse in Gefahr geriet. Zwar erfreute sich unter Karl VI. der Buchhandel einer weitgehenden Freiheit. Erzeugnisse der Aufklärung gelangten massenweise ins Land, und vor allem die Großen liebten es, in ihren Salons über die neuesten Ideen zu plaudern. Aber Maria Theresia, wie sie in ihrer leichtfertigen Hauptstadt größere Sittsamkeit zu pflanzen suchte, dämmte auch die schädliche Wirkung der Presse ein. Mehrfach in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren erließ sie Verordnungen, die den Untertanen befahlen, freigeistige oder sonst verdächtige Bücher den Seelsorgern zu übergeben. Im Jahre 1765 wurde ein besonderer Katalog der verbotenen Schriften veröffentlicht. Die bekanntesten und bedeutendsten Werke der Zeit waren in ihn aufgenommen, so die Schriften Iselins, Abbts und Mendelssohns. Soll man es Selbstironie oder Beschränktheit nennen, jedenfalls war es folgerichtig, daß man dann 1777 den Katalog selber in den Katalog setzte, „damit die schlechten Leute nicht die schlechten, und die klugen Leute nicht die klugen Bücher aus demselben möchten kennen lernen und sich durch die Bücherschwärzer besonders die schmutzigen Bücher für den zehnfachen Preis möchten kommen lassen.“ Diese Bestimmungen wurden strenge gehandhabt. Alle Bücher, die ins Land kamen, mußten, berichtet Nicolai, dem Zensurkollegium vorgelegt werden, das sie einige Monate zur Prüfung behielt. Waren es neue Bücher, die man unzulässig fand, so wurden sie das erstemal versiegelt und

konnten aus dem Lande geschickt werden. Waren sie aber schon vorher verboten, so wurden sie verbrannt. Wer ein erlaubtes Buch haben wollte, mußte schriftlich darum ersuchen, worauf er entweder einen Erlaubniszettel oder eine abschlägige Antwort erhielt. Als Nicolai auf seiner österreichischen Reise nach Linz kam, mußte er die Bücher, die er bei sich hatte, bei der Maut vorzeigen. Nur auf Verwenden des Aktuars der Zensur bekam er sie wieder zurück; von rechtswegen hätten sie zuerst an die Zensur nach Wien geschickt und dort geprüft werden sollen. Was dieses „Prüfen" bedeutete, zeigt eine Erfahrung von Nicolais Freund Meinhard: dem wurden, als er nach Wien kam, alle Bücher weggenommen, darunter der Machiavell und Rousseaus „Emile". Als er sie wieder verlangte, hieß es, sie seien schon verbrannt. Natürlich gelangten die verbotenen Bücher dennoch auf Schleichwegen ins Land. Aber die strengen Zensurbestimmungen bewirkten doch, daß der ganzen Aufklärungsbewegung in Österreich etwas Geheimnistuerisches und — bei der herrschenden Sittenlosigkeit — zugleich Frivoles anhaftete, daß sie sich nicht ernst, organisch und nachhaltig auswirken und durch die öffentliche Erörterung läutern konnte. Erst Josef II. hat diese Bevormundung der öffentlichen Meinung aufgehoben oder eigentlich nur für kurze Zeit unterbrochen. Aber seine Maßnahmen kamen auch hier zu spät und waren zu diktatorisch.

Wo die Zensur streng durchgeführt wurde, blieb den Verlegern und Buchhändlern nichts anderes übrig, als die Wachsamkeit der Zensurkollegien zu täuschen. Als der Populärphilosoph J. G. Zimmermann dem Verlag Orell, Geßner & Co. in Zürich 1768 die vierte Ausgabe seines Buches „Von dem Nationalstolze" antrug und an Salomon Geßner das Ansinnen stellte, er solle das Werk hinter dem Rücken des Zensurkollegiums herausgeben, schrieb ihm Geßner: „Es hat seine großen Gefahren, die Zensur oft zu hintergehen. Man muß die mehreren Male ganz ehrlich tun, um dem Verdacht auszuweichen, damit man sie bei einem Hauptanlaß mit Sicherheit und mit Herzenslust hintergehen könne." Das hat der Verlag in der Tat oft getan. Er hat so 1765 Wielands „Komische Erzählungen", die durch ihre lüsterne Sinnlichkeit das Veto des Zensors herausgefordert hätten, ohne Verlagsangabe herausgebracht oder Wielands „Agathon" mit dem Ortsvermerk „Frankfurt und Leipzig" ausgehen lassen; auch andere Verleger bedienten sich dieser Maske: die Namen des alten und des neuen Büchermarktplatzes sagten so wenig wie keine Verlagsangabe.

Aber beweist nicht gerade der Kampf, den Staat und Kirche gegen das Schrifttum zu führen hatten, welche Großmacht dieses in der Mitte des Jahrhunderts bereits war? Es war in Wahrheit so, daß damals aus Hunderten, ja Tausenden von Quellen, durch die Bücher der Gelehrten, Philosophen und Dichter und die Zeitschriften der Journalisten die Gedanken der Aufklärung: Freiheit des religiösen Bekenntnisses, Duldung, Menschenwürde, Menschenglück und Tugend, in die Allgemeinheit des Volkes strömten und hier, von oben nach unten sickernd, langsam einen Wandel der Geisteshaltung bewirkten. Und wie es das Wesen des Geistes ist, daß er sich niemals bei einer Erkenntnis beruhigt, sondern diese wirksam ins Leben umzusetzen strebt, so stießen auch damals die neuen Bildungsgedanken aus dem Bezirke theoretischer Erörterung in das wirkliche Leben vor und suchten es zu wandeln. Der Zweckgedanke der Aufklärung durchdrang die Erzeugnisse des Schrifttums und schuf es von Grund auf um. Mehr und mehr verschwindet jetzt das schwerfällige, wissengefüllte Buch des Barock; es wird ersetzt durch das logisch durchleuchtete, elegant geschriebene und interessante Werk, das auf irgendeinem Lebensgebiete dem Kampf der neuen Ideen dient. Jetzt erst entstehen auch Bücher, die in einem neuen und wahren Sinne volkstümlich zu sein vermögen und in weite Kreise dringen. Hat es im 17. Jahrhundert nur Gelehrte und Ungelehrte ge-

geben, so wächst nun zwischen ihnen eine immer mehr sich ausbreitende Mittelschicht von Gebildeten.

In dieser Bewegung wird die schöne Literatur die wichtigste und wirksamste Vermittlerin der neuen Ideen an die Masse. Mit dürren Worten spricht es Christian Thomasius 1713 aus: Die Kunst zu dichten hat „ihren unstreitigen Nutzen um der Schwachen willen, welche die heilsamsten und zum Studio der Weisheit gehörigen Wahrheiten eher vertragen können, wenn sie in allerhand Erfindungen und Gedichte gleichsam eingehüllet sein, als wann sie nacket und bloß ihnen vor die Augen geleget werden."

In engem Zusammenhang mit dieser Wandlung steht die Verbesserung der sozialen Stellung des Dichters. Um 1700 gab es zwei Arten von Dichtern. Man dichtete entweder zum Zeitvertreib in müßigen Nebenstunden oder zum Zwecke des Gelderwerbs. Jenes konnten sich namentlich die Großen gestatten wie etwa der Freiherr von Canitz; auf dieses waren Geistliche, Lehrer, Kandidaten angewiesen. Zu den Dichtern der zweiten Gruppe gehörten die Hofdichter wie Johann Besser und Ulrich König am sächsischen und brandenburgischen Hofe. Sie dienten meist auch noch als Zeremonienmeister. Aber auch der Adel, die Bürger und Bauern konnten sich keinen Familienanlaß, keine Taufe, keine Hochzeit und kein Begräbnis denken ohne den Schmuck passender Carmina, die man Geistliche und Schulmeister, die das Versedrechseln in der Schule gelernt hatten, gegen Bezahlung anfertigen ließ. In Württemberg herrschte dieser Brauch noch weit ins 18. Jahrhundert hinein. Man war dort, erzählt Albrecht von Haller, in die Poesie „so verliebt, daß niemand werden noch sterben konnte, den man nicht mit ganzen Büchern von Reimen begleitete." Dagegen war in dem galanten Leipzig der altväterische Brauch schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ganz außer Mode gekommen. Bei Rabener beklagt sich ein Versedrechsler: „Niemand verlangt etwas von meiner Ware. Man freiet, man stirbt, man wird geboren, und alles dieses ohne mich."

Christian Günther, durch Leidenschaft und Armut verwahrlost, hatte es sich um 1700 gefallen lassen müssen, daß, wie er sich um die Stelle des Hofdichters in Dresden bewarb, ein Höfling ihm im Vorzimmer des Fürsten im Wein ein Brechmittel eingab. Ein derartiger Vorfall wäre in der Mitte des Jahrhunderts kaum mehr möglich gewesen. Da hatte der Aufschwung der Dichtung auch eine Steigerung des sozialen Ansehens des Dichters zur Folge gehabt. Das war vor allem Klopstocks Verdienst. „Die Würde des Gegenstandes (des Messias) erhöhte," wie Goethe bezeugt, „dem Dichter das Gefühl eigener Persönlichkeit." Er erwarb sich „das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehen, und so befliß er sich auch in seinem Tun der aufmerksamsten Reinigkeit." Klopstock stellte sich buchstäblich den Großen der Zeit gleich und zeigte dies durch sein Betragen an den Höfen in Kopenhagen und Karlsruhe, wo er sich durch sein Selbstbewußtsein den Zorn der Höflinge zuzog. Auch Wieland und Goethe zeugen durch ihre Stellung in Weimar von der Höhe des Ansehens, zu der der Dichter am Ende des Jahrhunderts gestiegen war. Moderner mutet die Dichtergestalt Lessings an, der gerade auch durch die Wahrung seiner bürgerlichen Unabhängigkeit die Liebe und Bewunderung der Zeitgenossen gewann.

Den Glauben an den nützlichen Zweck der Dichtung haben die Dichter die ganze Aufklärung hindurch festgehalten. Wie hätten sie darauf verzichten dürfen in einer Zeit, deren tiefste weltanschauliche Idee die Überzeugung von der Zweckbezogenheit alles Seins war! Doch weitete und vertiefte sich die Idee mit der Bereicherung der Bildung und der Schärfung des Denkens. Mehr und mehr verschmähte man es, durch das handwerksmäßige Erzeugnis untergeordneter Schulmeisterseelen dem feiernden Bürger abgestandene Gemeinplätze oder

164. Aufführung der Oper „La Costanza d'Ulisse" im Garten der Favorita zu Wien am 9. Juni 1700. Szenenbild von Ludwig Burnacini.

gar Zoten vorzusetzen, wie das früher etwa bei den Hochzeitscarmina der Fall gewesen war. Die Dichtung wurde ein Teil der großen und wichtigen Sittenerziehung des Volkes. Der Dichter, gewachsen an Ansehen, gereift an Bildung, begabt mit Geist und Kunst, wurde der weithingehörte Lehrer des Bürgertums. Sein Werk war nicht nur um seiner Kunstvollendung, sondern ebensosehr um seines sittlichen Gehaltes und seiner belehrenden Kraft willen ein Gegenstand der Bewunderung und Ehrfurcht. Damals hat sich die Dichtung die angesehene Stellung im Urteil und Leben des deutschen Volkes errungen, die sie heute noch mühsam genug zu behaupten hat. Im Dienste dieser sittlichen Volkserziehung stehen Satire und Fabel. Keine Zeit hat so viele Fabeldichter aufzuweisen wie die Aufklärung. Selbst Lessing hat es nicht verschmäht, Fabeln zu verfassen und über ihre Theorie zu schreiben. Die Kunst der Satire aber hat Rabener geradezu auf Prometheus zurückgeführt. Er habe das Geheimnis unter die Menschen gebracht, mit Witz die Schwächen und Bosheiten der Menschen zu verhöhnen, und sie dadurch erst menschlich gemacht.

Um 1740 wurde das Theater der große Lehrmeister der Deutschen. „Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben die Komödien sehr große Dienste getan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugenden daraus kennen, und die Laster ebenso sehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen . . . Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und gespottet als über mich selbst." In diesen Worten des jungen Lessing ist das ganze Vertrauen ausgesprochen, das das Geschlecht

165. Theateraufführung. Kupferstich aus „Bildergalerie weltlicher Mißbräuche“ 1785. Beschreibung des Kupferstichs: „Eine Predigerin der reinen Moral, in hohen Federn aufgesetzt und prächtigen Atlas gekleidet, sagt eine kleine Zweideutigkeit, die von den aufmerksamen Zuhörern aufgefangen und zum Zeichen, daß sie solche verstanden haben, allgemein beklatscht wird.“

der Aufklärung in die bildende Wirkung des Theaters setzte. Sie sind zugleich das Anzeichen einer Wandlung in der Geschichte des deutschen Theaters und Dramas.

Das 17. Jahrhundert hatte, wie kein Publikum, so auch kein deutsches Theater besessen. Das Bürgertum in den Städten ließ sich mit den rohen, bald blutrünstigen, bald zotenhaften Spektakelstücken fremder oder auch deutscher Wandertruppen unterhalten. Die Schulaufführungen, die hauptsächlich in den katholischen Kollegien gepflegt wurden, hatten weniger innere Bildung als gesellschaftlichen und sprachlichen Drill zum Zweck und waren um 1700 längst in hohlen Prunk entartet. An den Höfen entfaltete die Oper ihre schwülen und prächtigen Kunstblüten, die fremde Gärtner gezüchtet (Abb. 164). Hier wie dort galt es die Befriedigung der Schaulust durch künstliche Beleuchtung und überraschende Maschinerie. Nicht das beseelte Wort, die ergreifende Handlung, die naturwahre Gebärde, überhaupt nicht das Menschliche und Lebendige: die blendende Dekoration, die schwindelerregende Architektur, der aufgeputzte Schein, das flimmernde Ballett beherrschten das Theater, wie die geschminkte Heuchelei und der leere Pomp die Wirklichkeit regierte. Als der italienische Theaterdirektor Servandoni in Dresden 1753 die Oper „Ezio“ von Metastasio und Hasse inszenierte, brauchte er nicht weniger als 8000 Kerzen für die Beleuchtung und 250 Personen für die Bedienung der Maschinerie. Auf der Bühne des Opernhauses in Ludwigsburg, die sich ins Freie öffnete, vermochten sich ganze Regimenter zu Pferde zu bewegen. Das Feuerwerk eines einzigen Abends verschlang 50000 Gulden. Man begreift, daß die italienischen Dekorateure und Theaterarchitekten mit den welschen Tänzern und Kapellmeistern zu den einflußreichsten und bestbezahlten Leuten am Hofe gehörten.

Was Wunders, wenn das an kirchliche Zucht gewöhnte Bürgertum der protestantischen Städte diese Welt des Scheines und der Leichtfertigkeit als ein Reich des Teufels verdammte, die Kirche dagegen wetterte und die weltliche Behörde mit der Erlaubnis zu Aufführungen auch da kargte, wo dem Seelenheil der Untertanen keine Gefahr drohte. Als 1692 der berühmte Magister Velten, der erste deutsche Schauspieler der Zeit, der das Theater auf eine

wirkliche künstlerische Höhe zu heben suchte, dem Tode entgegenging, verweigerte ihm die Hamburger Geistlichkeit das Abendmahl.

Es ist vor allem Gottscheds Verdienst gewesen, daß das Schauspiel in Deutschland aus einer Angelegenheit roher Schaulust und derben Nervenkitzels eine Aufgabe des Kunstwillens und der sittlichen Bildung wurde. Aber der eigentliche Schöpfer des deutschen Schauspiels ist doch Lessing geworden, weil er den sittlichen Ernst einer starken Persönlichkeit und die Leidenschaft vaterländischen Denkens mit der Einsicht in die Gesetze der dramatischen Kunst und mit der Kraft des dichterischen Könnens verband. Die erste Aufführung seiner ,,Miss Sara Sampson" durch die Ackermannsche Truppe am 10. Juli 1755 in Frankfurt a. d. O. kann geradezu als die Geburtsstunde des deutschen Schauspiels bezeichnet werden. Die Zuschauer müssen das auch gefühlt haben. Sie haben, meldet ein Augenzeuge, dreieinhalb Stunden zugehört, ,,stille gesessen wie Statuen und geweint". Was die Moralischen Wochenschriften begründet, hat das deutsche Theater vollendet: die Zusammenballung des Volkes zur seelisch-geistigen Einheit eines Publikums. Wenn der Deutsche nun im Theater saß und mit gespannter Seele nach der Bühne schaute, so fühlte er: was sich hier abspielte, vom Dichter zum Kunstwerk geformt, vom Schauspieler mit lebendiger Kunst vorgetragen, war nicht mehr bloß Augenweide, sondern Offenbarung des Schicksals, Aufdeckung der sittlichen Gesetze, die sein eigenes Leben bestimmten. Wenn er in der ,,Miss Sara Sampson" ein junges Mädchen sah, das, unschuldig und unerfahren, der Verführungskunst eines Mannes ebenso wie seiner eigenen Sinnlichkeit zum Opfer fiel und daneben die durchtriebene und boshafte Buhlerin, so mochte er sich in diesem Gegensatz wohl den Unterschied zwischen dem Spiel der alten Galanterie und einer neuentstehenden sittlich-seelischen Bildung einprägen. An der ,,Minna von Barnhelm" konnte er seinen Sinn für die abweichenden Wesenszüge des preußischen und des sächsischen Stammes schärfen, zugleich aber beide in die höhere Einheit deutscher Art zusammenfassen lernen und in dem Gegensatz zwischen dem windigen Riccaut de la Marlinière und dem ehrenhaften Tellheim sein volkhaftes Selbstbewußtsein stärken. Damals gerade besaß Deutschland, wie oben gezeigt wurde, eine rege bürgerlich-politische Literatur: wie mußte dem Deutschen das Herz schlagen, wenn er in Lessings ,,Emilia Galotti" (1772) die schandbare Liederlichkeit des Fürsten,

(Mit Genehmigung einer hohen Obrigkeit.)

Heute,

Montags, den 23sten November,

Mahomet, der Prophet.

Eine Tragödie aus dem Französischen des Herrn von Voltaire in fünf Aufzügen.

Personen:

Mahomet. — — — Herr Ekhof.
Zopire, Sherif von Mecca. — — = = Borchers.
Omar, Kriegsbedienter des Mahomet. — = = Hensel.
Seide,) Sclaven des Mahomet. — — = = Böck.
Palmire,) — Madame Hensel.
Phanor, Senator von Mecca. — — Herr Cludius.
Das Gefolge, nebst dem Volke aus Mecca.

Nachricht:

Dies Stück wird heute zum erstenmal nach einer neuen poetischen Uebersetzung aufgeführt; und das Publicum wird es entscheiden, ob durch Jamben, bey denen die Harmonie, und der Mechanismus der Poesie aufs genaueste beobachtet worden, die theatralische Declamation mehr, als durch den schleppenden, monotonischen Alexandriner gewinne.

Den Beschluß macht

ein großes pantomimischek Ballet:

Die Zigeuner in ihrem Lager.

Das Theater stellt einen Wald vor, woselbst aus einem Baum, der in der Geschwindigkeit sich öffnet, eine Bande Zigeuner kommen, und Bauern, welche Holz fällen, bezaubern.

Der Preiß in den Logen des ersten Ranges ist 2 Mark; in der grossen Loge, so wie im zweeten Range, 1 Mark 8 Schillinge; im Parterre 1 Mark, und auf der Gallerie 8 Schillinge.

Billets sind jedesmal, ausser beym Eingange, beym Herrn Bubbers, Vormittags von 10 bis 12, und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr, zu bekommen.

Der Anfang ist um fünf Uhr.

Diese und die künftige Woche zum Beschluß.

166. Theaterzettel der Ackermannschen Truppe vom 23. Nov. 1767. Original im Museum für Hamburgische Geschichte, Hamburg.

167. Das durch Lessing berühmt gewordene Nationaltheater am Gänsemarkt in Hamburg. (Erbaut 1765.) Aquarell aus dem Jahre 1827 im Museum für Hamburgische Geschichte, Hamburg.

die dienerische Gewissenlosigkeit seiner Kreaturen schaute und als ihr Opfer das bürgerliche Mädchen fallen sah, so mutig und sittlich groß, wie die Helden des Altertums den Tod der Schande vorzogen! Ein Bürgertum, aus dem ein solches Werk hervorgehen konnte, hatte damit bewiesen, daß es an innerer Reife und äußerer Haltung über Adel und Fürstentum bereits emporgewachsen war. So durfte Lessing, nachdem er das Theater zur Schule ernster Bildung gemacht, es wohl wagen, in seinem „Nathan" (1779) die höchste Frage, die Botschaft der wahren Religion, durch Schauspieler von der Bühne verkünden zu lassen.

In notwendigem Zusammenhang mit der Entwicklung des Dramas geschah die Ausbildung des Schauspielerstandes zum künstlerisch ebenbürtigen und geistig würdigen Vermittler des Gehaltes der Dichtung. Die alten Wandertruppen waren im schlechten Sinne Komödianten gewesen, die, um den Beifall des Publikums zu gewinnen, nötigenfalls sich auch zu Gaukelspiel und Akrobatik erniedrigt hatten. Jetzt bildeten sich, von hochstrebenden Leitern geführt, Truppen aus wie die Ackermannsche, die ihre Ehre dreinsetzten, einzig die Kunst des Schauspiels zu pflegen. Charakterspieler traten hervor: Konrad Ekhof, Friedrich Ludwig Schröder, Ackermanns Stiefsohn, Brockmann, Fleck, Iffland. Durch sie entwickelte sich ein bürgerlicher Schauspielstil, der sein Ziel in der Feinheit und Wahrheit seelischer Charakteristik, nicht mehr in der Schaustellung steifen Hofprunkes sah.

Und so folgte denn aus dem gemeinsamen Bemühen von Dichter und Schauspieler mit Notwendigkeit noch das Letzte: die Errichtung des deutschen Nationaltheaters als einer Stätte deutsch-bürgerlicher Bildung und Kunst, im Gegensatz gegen das alte Prunk- und Scheintheater der Höfe und der geistlichen Kollegien. Das Nationaltheater wurde der eigentliche Schauplatz der Ideenbewegung der Zeit. Die freie Reichsstadt Hamburg ging voran. Dort tat Ackermann 1765 auf dem Opernhof ein Schauspielhaus auf. Zwei Jahre später wurde es von einer Gesellschaft Hamburger Bürger unter der Leitung von Abel Seyler übernommen; es ist das durch Lessing berühmt gewordene Hamburgische Nationaltheater (Abb. 167). Als es schon 1768 geschlossen werden mußte, fanden zahlreiche seiner Schauspieler Unterkunft an Hofbühnen und trugen den neuen Kunststil auch in die Kreise, wo man sich bisher an Prunk und Schein erbaut hatte. Ja, nun nahmen die Fürsten die Idee des Nationaltheaters auf und gründeten auf ihr ihre Bühnen: Josef II. 1776 in Wien, Karl Theodor von der Pfalz 1777 in Mannheim (Abb. 168).

168. Das Deutsche Nationaltheater in Mannheim. Kupferstich aus dem Jahre 1782.

Damals unternahm es Goethe, in „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" die Bildungsmission des deutschen Theaters darzustellen. Was als Ahnung und Sehnsucht in den Herzen der Dichter, Schauspieler und Bürger lebte, läßt er da seinen Wilhelm Meister aussprechen: „Wenn der Prediger, der die Worte Gottes verkündiget, darum billig der Hochwürdigste im Staat ist, so kann man den Schauspieler gewiß ehrwürdig preisen, der uns die Stimme der Natur ans Herz legt, der mit Fröhlichkeit, Ernst und Schmerz wechselnde Anfälle auf die harte Brust der Menschen wagt, um ihr dunkel eingehülltes Gefühl rein zu stimmen und den göttlichen Klang der Verwandtschaft und Liebe untereinander hervorzulocken. Wo ist ein Sicherplatz gegen die Langeweile wie das Schauspielhaus, wo verbindet sich die Gesellschaft angenehmer, wo müssen die Menschen eher gestehen, daß sie Brüder sind, als wenn sie an der Gestalt, an dem Munde eines Einzigen hangend, alle in einer Empfindung schwebend empor getragen werden? Was sind Gemälde und Statuen gegen das lebendige Fleisch von meinem Fleisch, gegen das andere Ich, das leidet, fröhlich ist und jede gleichgestimmte Nerve in mir unmittelbar berührt? Und wo läßt sich mehr Tugend vermuten, bei dem gedrückten Bürger, der in ängstlich schmutzigem Gewerb seine Nahrung zusammenschleppt, oder bei dem, dessen Kunst, die ihm Brot gibt, zugleich die edelsten größten Gefühle der Menschheit durchdringt, der Tugend und Laster täglich in seiner Blöße studiert und darstellt und die Schönheit und Häßlichkeit am lebhaftesten fühlen muß, eh' er sie andre so lebhaft empfinden lassen kann?"

Diese gewaltige Bedeutung des Dramas als Mittel der sittlichen und nationalen Bildung konnte die Musik nicht bekommen. Aber auch in ihrer Entwicklung drückt sich die Verinnerlichung und Verselbständigung des deutschen Bürgertums aus.

An den Höfen des Rokoko war die Aufführung von Opern und die Veranstaltung von Konzerten ein notwendiger Teil des großen Prunk- und Vergnügungsapparates. Mit dem Leben des Gesamtvolkes hatten diese Darbietungen nur so viel zu tun, als dieses letzten Endes für die

169. Hofkonzert in Ismaning im Jahre 1773. Gemälde von P. J. Horemans.
München, Bayerisches Nationalmuseum.

Kosten aufzukommen hatte. Fürstlichem Machtdünkel entsprungen, dienten sie der Unterhaltung des Hofes. Nur in kleiner Zahl und ausnahmsweise wurden auf allergnädigsten Befehl auch Personen des Bürgerstandes zugelassen. Friedrich der Große z. B. verfügte für die Opernaufführungen in Berlin, daß ihnen außer dem König und dem Hofe die hohen Offiziere im Parterre sitzend beiwohnen sollten, während die Logen für die Minister und Beamten bestimmt waren. Fremde, die gerade in Berlin anwesend waren, bekamen Billette für die Parterrelogen. Was an Plätzen im dritten Range noch vorhanden war, wurde den Einwohnern von Berlin zur Verfügung gestellt. Die Musik, die aufgeführt wurde, stammte meist von italienischen Meistern. Auch die Dirigenten, Sänger und Spieler waren in der Regel aus Italien eingeführt. Höchstens daß eine fürstliche Person, die auf einem Instrument dilettierte, ihre Künste im Kreise ausgewählter Zuhörer zum besten gab, wie Friedrich der Große als Prinz in Rheinsberg oder noch als König in Sanssouci. Erst 1773 wurde von Anton Schweitzer die erste deutsche Spieloper zum Text von Wielands „Alceste“ in Weimar aufgeführt.

Was das Bürgertum um 1700 an profaner Musik genoß, war höchst bescheiden. Man spielte die Flöte, Geige, das Spinett oder die Laute, die Frauen wohl auch die Zither, und sang für sich allein oder in Gesellschaft Kirchenlieder oder eine der beliebten Arien von Heinrich

170. Hausmusik im 18. Jahrhundert. Kupferstich von Rosmaesler.

Hausmusik wurde schon im Mittelalter betrieben, und zwar benutzte man hierbei die verschiedenartigsten Instrumente. Auch unser heutiges Klavier existierte in seiner Urform bereits damals. Dem noch heute von Zigeunerkapellen benutzten Hackbrett (Cimbal) wurde eine Tastatur (Klaviatur, daher der Name) angefügt. Beim Klavichord bleibt der anschlagende Körper, die Tangente, auf der Saite liegen, so wird zu gleicher Zeit die Saite sowohl in Schwingungen versetzt als auch verkürzt. Infolgedessen konnte man eine einzige Saite zum Hervorbringen mehrerer Töne benutzen. Aber die Unmöglichkeit, von solchen Tönen, die auf der gleichen Saite lagen, Mehrklänge zu erhalten, führte am Anfang des 18. Jahrhunderts vom gebundenen zum bundfreien Klavichord, das für jeden Ton eine eigene Saite erhielt. Das Klavichord hatte von vornherein einen Konkurrenten im Clavicembalo (Klavizimbal). Hier werden die Saiten durch Federkiele angerissen. Unser heutiges Klavier geht auf das Hammerklavier des 18. Jahrhunderts zurück. Die Saiten werden durch Prell- oder Stoßhämmer zum Schwingen gebracht. In der Form baute man nun 1745 zum erstenmal ein aufrechtstehendes „Klaviziterium“ mit Hammermechanik, das unserem heutigen Pianino gleicht.

Albert. Als die Oper aufkam, sang man deren Arien. Der alte Volksgesang war im allgemeinen ausgestorben; nur unter den Studenten lebte noch das eine oder andere Lied. Liederbücher erschienen so gut wie keine mehr im 18. Jahrhundert. Herders Tat für das Volkslied war eine Neuschöpfung für die Gebildeten.

So mußte auch dem musikalischen Leben der geistige Aufschwung des Bürgertums neue Wege und Ausdrucksformen schaffen. Die Musik wurde ein wichtiges Organ des verständigen Gemeinschaftsgefühls, das sich um die Mitte des Jahrhunderts bildete. Den ersten Schritt tat Sperontes, d. i. Johann Sigismund Scholze mit seiner Liedersammlung „Singende Muse an der Pleiße“, Leipzig 1736/7 (Abb. 171), worin Texte von J. Chr. Günther mit Melodien verbunden waren, die aus Märschen, Menuetts und Polonäsen stammten. Die Sammlung hat sich größter Beliebtheit erfreut und den deutschen Hausgesang mächtig angeregt. Bald wagte man sich an die Erfindung neuer Melodien. So gab der Hamburger G. Ph. Telemann (1681—1767) im Jahre 1741 „24 teils ernsthafte teils scherzende Oden“ heraus und erschienen, ebenfalls in Hamburg, 1742—52 mehrere Sammlungen „Neue Oden und Lieder“, in denen Valentin Görner Lieder von Hagedorn vertont hatte. Sogar Gellerts Fabeln wurden 1749 von Johann Ernst Bach,

171. Titel der Liedersammlung „Singende Muse an der Pleiße" von J. S. Scholze.

einem Verwandten Johann Sebastians, in Musik gesetzt. Wie die sich bildende Geselligkeit der bürgerlichen Kreise diese Liedersammlungen ins Leben gerufen hatte, so wurde sie ihrerseits wieder durch sie angeregt.

Die geistliche Musik hatte sich nur im Gottesdienst der katholischen Kirche einer ungebrochenen Entwicklung seit dem Mittelalter erfreut. Aber auch sie erlitt im Laufe des 18. Jahrhunderts, wie das ganze religiöse Leben, eine Veräußerlichung und Verweltlichung. Nicolai, freilich ein scharfer Zeuge, schildert in seiner Reisebeschreibung eine Messe, der er 1781 in dem Dom zu Bamberg beiwohnte: „Nach der Messe spielte die fürstliche Hofkapelle eine Sinfonie. Darauf sang eine Sängerin eine Opernbravourarie." Die „Heilige Messe" von Haydn mag uns Heutigen von dieser weltlichen Kirchenmusik eines dem fröhlichen Lebensgenuß ergebenen Geschlechtes eine Vorstellung geben.

In den reformierten Gegenden hatte sich im 17. Jahrhundert die Kirchenmusik nur mühsam von dem Schlage erholt, den ihr der Übereifer der Reformation versetzt. Wohl war in Zürich der Gemeindegesang seit etwa 1600 in den Kirchen wieder zugelassen. Man sang bis zum Ende des 18. Jahrhunderts mit Vorliebe die von Lobwasser verdeutschten Psalmen von Marot und Béza in der Vertonung von Goudimel. Aber die Gemeinde mußte bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts die vierstimmigen Weisen ohne Orgelbegleitung, lediglich durch einen Vorsänger

angeführt, singen, höchstens daß ausnahmsweise Posaunen zugelassen wurden. Bei der Stetigkeit der Überlieferung und der Häufigkeit der Gottesdienste bildete sich dieser A-cappella-Gesang zu großer Vollendung aus. Ein Benediktinerpater aus Franken, der ein großer Musikus gewesen sein soll, meldet, wie er, auf der Wallfahrt nach Einsiedeln, an einem Dienstagmorgen vor der Fraumünsterkirche in Zürich vorbeigehend, einen Choral gehört habe, „dessen Melodie sowohl als die harmonierenden Stimmen ihn in Erstaunen gesetzt, und er müsse gestehen, daß er niemals geglaubt hätte, daß ein Zusammenfluß von so verschiedenen Gattungen Leuten ohne Beihilfe anderer Instrumenten zu einer solchen Tonfestigkeit gelangen, und eine so herrliche Musik aufführen könnte."

172. Chorgesang beim evangelischen Gottesdienst. Kupferstich von Daniel Chodowiecki.

Weniger feindselig als die zwinglianische hatte sich die lutherische Kirche in der Reformation gegen die Musik gezeigt. So entstand im 16. und 17. Jahrhundert nicht nur aus den Bedürfnissen des Gottesdienstes eine große Zahl herrlicher geistlicher Lieder, sondern es bildete sich, da man hier die Orgeln nicht zerstört hatte, auch eine kunstvolle geistliche Vokal- und Instrumentalmusik, durch deren Vortrag der Gottesdienst an Weihe gewann. Aus den Schülern der Domschulen wurden mit Zuzug von erwachsenen Musikfreunden Chöre und Orchester, die Kantoreien, geschaffen, die Oratorien aufführten. Hier hat J. S. Bachs, des Leipziger Thomaskantors, geistliche Musik ihre Wurzeln. Auch in Hamburg ist im 18. Jahrhundert, besonders durch G. Ph. Telemann, ein eigenartiger und bodenständiger Oratorienstil geschaffen worden. Aus solcher Musik, in solchen Aufführungen hat sich in den protestantischen Teilen Deutschlands ein geistlich-kirchliches Gemeinschaftsbewußtsein im Bürgertum entwickelt, das mächtig und ernst in die entsprechende weltliche Bewegung einströmte. Denn diese Musik, die die Seelen im Innersten ergriff und sie auf Gefühlen der Heiligkeit wie auf Engelsschwingen emporhob, ward von der Gemeinde als ein Eigenes und Volkstümliches erlebt. Sie wurde ihr nicht, wie die Messen und Oratorien der katholischen Kirche, von wesensfremden Künstlern vorgetragen: von deutschen Meistern geschaffen, wurde sie auch von Gliedern des Volkes aufgeführt. Wie die Moralischen Wochenschriften, die Werke der Popularphilosophie und der Dichtung und das Theater ein weltliches Publikum geschaffen hatten, so bildete sich, ihm parallel, aus dem protestantischen Gottesdienste ein geistliches, und beide Gemeinschaftsbewegungen stärkten sich gegenseitig. Hier sind die Gründe, aus denen im 18. Jahrhundert die Kraft des deutschen Bürgertums wuchs, die sich im 19. bewährte.

173. Serenade im Hof des alten Schlosses in Jena. Aus einem Jenaer Stammbuch.

Die bedeutende Vergeistlichung der deutschen Bildung im 16. und 17. Jahrhundert bewirkte, daß die weltliche Instrumental- und Konzertmusik nur zögernd der Ausbildung der Kirchenmusik folgte. Ihren Ausgangspunkt bilden die Collegia musica, private Vereinigungen von Musikfreunden, die sich zum gemeinsamen Studium und zur Aufführung von Instrumentalstücken zusammengetan hatten. Das erste wurde in Zürich am 9. September 1613 gegründet. Weitere bildeten sich in St. Gallen, Winterthur und Schaffhausen, von denen einzig das in Winterthur in ununterbrochener Folge bis heute besteht. In Deutschland traten die Musikkollegien erst nach dem Dreißigjährigen Krieg ins Leben; das erste soll der Organist Matthias Weckmann 1668 in Hamburg gegründet haben. Um 1700 gab es Kollegien in Leipzig, Frankfurt a. M., Straßburg usw. In Berlin entstand 1749 die „Musikübende Gesellschaft". Die Vereinigungen zählten jeweils ein bis zwei Dutzend Mitglieder aus der höheren bürgerlichen Gesellschaft. Durch strenge Statuten war für Zucht und Ordnung gesorgt. Anfänglich wurde unter Ausschluß von Zuhörern gespielt. Aber schon 1636 sind in den Satzungen des Kollegiums von St. Gallen zahlende Zuhörer vorgesehen. Die Einrichtung fand dann auch in Zürich und Winterthur Eingang. Damit hatten sich die privaten Aufführungen in öffentliche Konzerte verwandelt. Es war nur folgerichtig, wenn man diese Aufführungen durch die Eröffnung der Subskriptionsmöglichkeit zu förmlichen Konzerten ausbildete, was in Zürich um 1750 geschah, und dazu auch einheimische Berufsmusiker und fremde Virtuosen beizog.

In Deutschland entwickelte sich das weltliche Konzertwesen langsamer. Die Verzögerung mag damit zusammenhängen, daß das Musikbedürfnis durch die reicher ausgebauten kirchlichen Aufführungen weithin befriedigt wurde. Der entscheidende Anstoß kam hier aus Frankreich, wo 1725 der Pariser Musiker Philidor die sogenannten Concerts spirituels, große öffentliche Aufführungen mit bezahltem Eintritt für jedermann, begründet hatte. Während in den collegia musica die ausübenden Liebhaber und Künstler sich nicht immer streng von dem zuhörenden Publikum schieden, war durch Philidors Gründung eine eigentliche Trennung geschaffen. In Deutschland wuchsen diese Konzerte aus den Aufführungen der Musikkollegien und Kantoreien hervor. So fanden in Leipzig bereits 1736 wöchentlich öffentliche Konzerte statt, die unter der Leitung von Johann Sebastian Bach und des Musikdirektors Görner standen. Auch die Berliner Musikübende Gesellschaft hat ihre Aufführungen bald zu eigentlichen Konzerten umgestaltet. Die Übungen der Musikkollegien hatten ursprünglich in einem Privathause stattgefunden. Die Konzerte wurden nun in öffentliche Säle verlegt. Das erste eigentliche Konzert mit bezahltem Eintritt fand in Berlin 1751 statt und bestand in der Aufführung des deutschen Passionsoratoriums von Graun. Schon drei Jahre später, im April 1754,

174. Der Neumarkt in Dresden mit Blick auf die Frauenkirche zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Ausschnitt aus einem Gemälde von Canaletto.

175. Kloster Göttweig bei Krems. Entwurf von Lucas von Hildebrandt. Bild der geplanten Anlage. Der 1719 begonnene, auf einem Bergplateau am rechten Donauufer sich erhebende Bau wurde nie vollendet.

176. Mittelteil des Schlosses Sanssouci bei Potsdam. Unter der Kuppel ist der ovale Saal gelegen, der als Speisezimmer diente, und den Adolf Menzel auf seiner berühmten „Tafelrunde Friedrichs des Großen“ dargestellt hat.

177. Das Opernhaus in Berlin, erbaut von Knobelsdorff.

hatte die Musikübende Gesellschaft die Genugtuung, daß der Hof ihren Konzerten in der Domkirche beiwohnte. —

Das sichtbarste Zeichen der wachsenden Geltung und Selbständigkeit des Bürgertums ist die Gediegenheit, ja Pracht der Häuser in ihrem Bau wie in der Innenausstattung.

Das Jahrhundert von etwa 1640 bis 1750 ist die glänzendste Periode der neueren deutschen Baugeschichte. Weltliche Fürsten vom Kaiser bis herunter zum Reichsfreiherrn, geistliche vom Erzbischof bis zum Abt wetteifern miteinander in der Errichtung großartiger Paläste, Kirchen, Klöster und Stiftsbauten. Ihre Entstehung verdanken diese Gebäude weniger dem Reichtum ihrer Ersteller und der geschlossenen Kraft der Künstler, als dem Bedürfnis des Absolutismus nach Prunk, Gebärde, Schaustellung. Man hat bei all diesen kirchlichen und weltlichen Prachtbauten — der Karlskirche in Wien, der Frauenkirche in Dresden, dem Stift in Melk, dem Abteigebäude in Klosterneuburg; dem Schloß Schönbrunn bei Wien, Mirabell bei Salzburg, Nymphenburg bei München, der Residenz in Würzburg — immer wieder das Gefühl der Auftürmung und Zusammenstellung von wirkungsvoll ausgewählten Bauformen verschiedenster Zeiten und Stile.

Bau der Oranienburger Straße in Berlin.

Gemälde von C. T. Fechhelm, um 1740. Berlin, Schloß Monbijou (Hohenzollernmuseum).

Tafel XIII.

178. Bühnendekoration des in Deutschland tätigen Italieners Giuseppe Galli Bibiena.

Wie einfach und einheitlich von innen heraus gewachsen stellt sich ein dorischer Tempel oder ein romanischer Profanbau, ja sogar ein gotischer Dom dem Auge dar! In den Bauten des Barock und des Rokoko aber scheinen sich alle möglichen Baugestalten ein Stelldichein zu geben: antike Giebel mit Hochrelieffüllungen stehen neben üppigen Barockschnecken, ionische und korinthische Kapitelle neben massigen Barockgesimsen, strenge Architrave neben schwelgerisch herausgetriebenen Menschen- und Tierleibern. Ernste klassische Säulen sind in phantastisch-willkürliche Grundrisse und geschweifte Mauerzüge einbezogen. Sucht man die eigene Sprache der Zeit, so besteht sie hauptsächlich im Quantitativen: in der Summierung verschiedenster Stilformen, in der Entfesselung des Wollens, in der Steigerung des mathematischen und technischen Könnens bis zu höchsten Möglichkeiten. Eine erstaunliche Virtuosität setzt sich über die Gesetze des Raumes und die Schwere des Baustoffes hinweg. Ein schrankenloses Wissen schleppt alles zusammen, was je an Bauten Wirkung getan. Ein innerlich unsicheres, an wachsendem Leben armes und kaltes, aber ehrgeiziges Geschlecht ersetzt, was ihm an schöpferischer Kraft und innerem Reichtum abgeht, durch die äußere Gebärde; was ihm an Gehalt fehlt, durch den theatralischen Effekt. Die Bühnendekorationskunst hat nicht umsonst in dem Schauspiel und der Oper der Zeit ihre Triumphe gefeiert. Sie greift aus der Welt des Scheines, der bemalten Leinwand und der aufgetürmten Pappe, in das Reich wirklicher Bauten aus Stein und Holz über und gießt auch in sie das ein, was sich auf der Bühne in stilisierten Posen und rhetorisch gebauschten Worten austobt, die theatralische Leidenschaftlichkeit, den Pomp des geblähten Pathos. Denn eben darin zeigt

179. Hochaltar der Klosterkirche Weltenburg. Ein Werk des Egid Quirin Asam.

180. Pomona. Aus dem Park des Schlosses Bruchsal.
(Phot. Kunsth. Inst, Marburg.)

sich das Kühlverständige dieser Menschen und ihrer Kunst: sie lassen sich in ihrem Affekt nie gehen. Sie vergessen niemals, daß es nicht Leben, sondern Schein des Lebens ist, was sie hervorbringen. Sie wissen daher da, wo das wahre Leben der Leidenschaft sich ins Häßliche zu verlieren droht, sich immer zu beherrschen; sie sind sich klar: die Pose der Leidenschaft soll stets die schöne Form wahren. Man vergißt über ihr die Pflicht der Repräsentation nicht.

Es ist eine Kunst, die in keiner Weise aus dem natürlichen Boden gewachsen ist, eine Kunst des Importes, erst aus Italien, dann, etwa von 1720 an, mit dem Aufkommen des Rokokostiles in Deutschland, aus Frankreich. Daher ist sie im eigentlichen Sinne eine Schöpfung der bewußten Überlegung, trotz aller Üppigkeit und Sinnlichkeit ihrer Formen in ihrem Kerne das Erzeugnis einer übersinnlichen Verstiegenheit. Der Blick des Beschauers wird nicht wie in den gotischen Domen des Mittelalters aus Frömmigkeit und Himmelssehnsucht von der Erde in die wahre Heimat der Seele emporgerissen, er wird aus asketischer Verkrampfung und fanatischem Wahn in ein imaginäres Luftreich emporgewirbelt, um dann plötzlich im Leeren fallen

181. Aus dem Porzellanzimmer im Schloß zu Dresden.
(Phot. Sächs. Landesbildstelle, Dresden.)

182. Schäferin. Porzellanplastik von J. J. Kändler.

gelassen zu werden. Das ist der Sinn der Unterbrechung der Seitenwände in der Barockkirche vor dem Chore, der Öffnung der Decke über dem Hochaltar und der virtuos gemalten Deckenplastik mit Himmel und Wolken und aufsteigenden Heiligen. Auch dies ist Schein und Trug, repräsentative Vortäuschung himmlischer Majestät, mit der sich die sich selber vergötternden Großen der Zeit so gern eins fühlen. Die üppigen Statuen und sinnlich verschwimmenden Bilder, die solchem Jenseitsdrange entgegenwirken, sind fraglos von echterem Lebensgefühl erfüllt. Sie zeigen, wo die wahre Heimat dieser Menschen liegt, und wem ihre eigentliche Liebe gehört. Letzten Endes ist es die in maßloser Spannung zwischen Himmel und Erde schwingende Seele des spanischen Barock, durch die Jünger Loyolas in die Welt hinausgetragen, was hier zur Wirkung gekommen ist.

Dieser Stil wirkt sich denn auch am reinsten im katholischen Süden aus: in Österreich, Bayern, Baden, Württemberg, Franken. Hier kann sich, bei der von oben gewollten Rückständigkeit und Dienstbarkeit der großen Masse, auf ihre Kosten das üppige Machtprunken weltlicher und geistlicher Herren unter Vortäuschung großen Volkswohlstandes fast schrankenlos austoben. Anders im Norden, vor allem in Preußen, in den Reichsstädten und in den reformierten Gebieten der Schweiz. Hier ist man nüchtern, verständig und sparsam. Das Selbstbewußtsein stellt sich nicht in Prunk und Repräsentation zur Schau, sondern betätigt sich in der verantwortungsvollen Hebung des Landeswohlstandes, der Volkswohlfahrt und der Befestigung der Macht. Als der nüchterne Begründer des preußischen Heeres,

183. Teil der Wandfüllung eines Zimmers in Schloß Wilhelmsthal bei Kassel. Entwurf von I. G. Nahl, um 1760.

184. Ofen im Guys-Appartement des Schlosses Schönbrunn und ein Teil der gemalten Wanddekoration.

der Förderer des Landbaues und Schöpfer des Wohlstandes, Friedrich Wilhelm I. auf den Thron kam, verließen Friedrichs I. kunstreiche Baumeister Eosander und Jan de Bodt Berlin und siedelten nach Dresden über, wo sie in August dem Starken einen dankbaren und opferwilligen Förderer ihrer Pläne fanden. Dafür ist unter Friedrich Wilhelms Nachfolger das politische und kulturelle Übergewicht vom deutschen Süden nach dem Norden verschoben worden. Sogar Bauten, die unter dem prunkliebenden Friedrich I. entstanden sind, das Schloß zu Charlottenburg oder der östliche Hof des Berliner Schlosses, zeigen einheitlicheren und strengeren Charakter als die Bauten des deutschen Südens. Als dann, durch Friedrichs des Großen Baumeister Knobelsdorff, Klassizismus und Rokoko, dieses seltsam verspätet, in Berlin eindrangen, steigerte der Geist preußischer Verstandesklarheit den ersteren (in der Fassade der Berliner Oper [Abb. 177]) zu vornehmer Hoheit und mäßigte die Überladenheit des letzteren (in Sanssouci) zu geistreicher Anmut.

In entsprechendem Abstande macht die äußere und innere Ausstattung des bürgerlichen Wohnhauses diesen Wandel mit. Auch hier zeigt sich, im Vergleich mit der einfachen Lebens-

Werftanlagen in Stralsund im 18. Jahrhundert. Wasserfarbenbild im Museum zu Stralsund.

185. Haus des Egid Quirin Asam in München.

186. Haus des Kaufmanns Neuner in Mittenwald. Mitte des 18. Jahrhunderts.

187. Stock im Eisen, Platz in Wien, 1733. Zeichnung von Salomon Kleiner.

188. Zimmer im Haus der Uphagenschen Erben, Danzig. Um 1776.
(Phot. Staatl. Bildstelle.)

führung im 17. Jahrhundert, mit dem wachsenden Wohlstand der Hang zu Schönheit und Pracht. Rabener hat in einer seiner Satiren diesen Gegensatz zwischen Einst und Jetzt anschaulich geschildert. Die abgeschiedene Seele eines sparsamen Vaters schwebt in die Gemächer des Sohnes. ,,Was konnte ihr erschrecklicher sein als der Anblick des kostbaren Porzellans, der prächtige Aufsatz von Gläsern und der Glanz etlicher Spiegel, in welchem allen leider ein totes Kapital von vielen tausend Talern lag? Dreimal stampfte sie auf das sündliche Klavier. Fünfundachtzig Taler! rief sie aus und seufzte. Eine vergoldete Tapete machte ihr neue Beängstigung. Sie fiel auf das Gold zu, sie suchte es abzukratzen; aber freilich vergebens.''

189. Zimmer in Frankfurt a. M., Kruggasse 8. Mitte des 18. Jahrhunderts.

Auch in dieser Steigerung der Wohnkultur wirkt der Geist der Aufklärung. Die Freude am Lebensgenuß erzeugt die reichere Ausstattung mit prächtigen, bequemen, kostbar überzogenen Möbeln, mit Bildern,

190. Schreibschrank. Nußholz, geschnitzt. Um 1775. Köln, Kunstgewerbe-Museum.

191. Verglaster Kommodenschrank. Eiche, geschnitzt. Mitte des 18. Jahrhunderts. Köln, Kunstgewerbe-Museum.

193. Polsterstuhl aus Schloß Schwaigern. Erste Hälfte des 18. Jahrhunderts.

192. Gepolsterte Bank aus Schloß Pommersfelden. Mitte des 18. Jahrhunderts.

194. Prunktisch im Schloß Belvedere in Wien. Um 1720.

195. Konsoltisch aus dem Schloß Bruchsal. Mitte des 18. Jahrhunderts.

Vasen, Teppichen. Der gesteigerte Lebensdrang verlangt Erweiterung des Wohnraumes, das Bedürfnis nach Helle lichte und hohe Zimmer, breite Flure und Treppen. So hat Goethes Vater das „alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere“ Haus durch einen kostspieligen und gründlichen Umbau erneuern lassen, so daß „es geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frei, die Vorsäle luftig und die Aussicht über die Gärten aus mehreren Fenstern bequem zu genießen“ war. Hat die Familie vorher in einem oder wenigen Wohnräumen zusammengehaust, so fordert der gesteigerte Individualismus nun, wo die äußeren Verhältnisse es gestatten, für alle Familienglieder besondere Räume.

Charakteristisch vor allem aber ist nun für das Lichtbedürfnis der Zeit die Ersetzung der runden und trüben Butzenscheiben durch große Scheiben aus klarem Spiegelglas, die im Goetheschen Hause „das Ihrige zu einer vollkommenen Helligkeit“ beitrugen, überhaupt die Freude an Gegenständen aus Glas und Kristall. Man verfertigt Kronleuchter aus Kristall, in denen sich das Licht der Kerzen glitzernd bricht. Auf Tischchen, Kamingesimsen, Kommoden stehen Gefäße aus Kristall. An den Wänden bringt man hohe, glänzende Spiegel in Gold- oder Silberrahmen an, um die Lichtflut, die aus den Fenstern ins Zimmer dringt, aufzufangen, zurückzuwerfen und künstlich zu vermehren. Weiße Stuckdecken verbreiten Helle und Heiterkeit. Zum Bezug der Wände wählt man lichtgefärbte Stoffe, Seide, Samt oder auch Papier, die mit fröhlichen Blumen- und Tierbildern gemustert, in reicheren Häusern mit Landschaften und menschlichen Genrebildern geschmückt sind. Goldene oder silberne Zierleisten, oft phantastisch geschweift, blitzen zwischen den einzelnen Feldern und leiten das Licht von den Spiegelflächen über die ganze Wand.

Auch an den Möbeln bevorzugt man nun die lichten Farben, und wo sie die ursprüngliche Tönung des Holzes nicht ermöglicht, sorgt man durch Politur für Glanz, durch metallene Leisten und Beschläge für Helligkeit. An Stelle des dunkeln, weichen und schweren Zinns verwendet man neben dem Silber das harte und glänzende Porzellan, dessen Erfindung dem Alchemisten Augusts des Starken, Johann Georg Böttger, beim Versuche, Gold herzustellen, 1709 gelungen war. 1710 wurde die sächsische Porzellanmanufaktur nach Meissen verlegt, wo sie unter dem Modelleur Kändler (Abb. 182) und dem Maler Herold von 1730 bis 1760 ihre Blüte erlebte. Von Meissen wurde das Geheimnis der Porzellanfabrikation nach anderen Höfen ver-

tragen, und bald gehörte der Betrieb einer Porzellanfabrik zu den notwendigen Anhängseln eines fürstlichen Hofes wie der Marstall und das Theater. In Wien, in Nymphenburg, Höchst, Berlin und anderswo entstanden Porzellanfabriken. Ihre Erzeugnisse, bald einfacher und plumper, bald kunstvoller und feiner, zieren als Vasen, Schalen, Eßgeschirr, Menschen- und Tierfiguren einzeln und in Gruppen, die Säle fürstlicher Paläste wie die Zimmer guter Bürgerhäuser und wetteifern mit den Spiegelscheiben und Kristalleuchtern, durch den weißen oder farbigen Glanz, den sie ausstrahlen, durch die glatte Zierlichkeit ihrer Formen, Freude und Heiterkeit in den Räumen zu verbreiten.

196. Feuerspritze aus dem 18. Jahrhundert mit Verzierungen im Stile der Zeit. Museum der Stadt Lindau.

Auch das Äußere der Häuser und mit ihm das Aussehen der Straßenzüge wandelt sich entsprechend dem neuen Geiste. Die Häuser werden größer, stattlicher. Sie dehnen sich aus und recken sich gleichsam dem Licht entgegen, das verschwenderisch vom Himmel fällt. Bauen sich in den großen Residenzen, in Wien, München und anderswo, die Mitglieder fürstlicher Familien und die Inhaber der hohen Hofämter nach dem Vorbild des Herrschers eigentliche Paläste, so fühlen auch die wohlhabenden Bürger das Bedürfnis, in geräumigen und prächtigen Häusern zu wohnen, wie sie, für den üppigen Spätbarock, das Haus des Egid Quirin in München, für den strengen klassizistischen Stil das Aeckerleinsche Haus in Leipzig darstellen. Von einer Einheitlichkeit und Regelmäßigkeit der Fronten konnte freilich nur bei den Hauptstraßen der großen Städte, und auch hier nicht immer, die Rede sein. In Wahrheit prägen sich die starken Gegensätze der Zeit vielleicht nirgends auffallender aus als in der Baugestalt der einzelnen Städte. Goethe hat in „Dichtung und Wahrheit" darauf hingewiesen, wie sehr ihm der Unterschied zwischen der Bauart Frankfurts und Leipzigs aufgefallen sei: dort ein Gedränge enger Gassen, winkliger Gebäulichkeiten, die Zeichen eines langen geschichtlichen Lebens waren, hier helle, schnurgerade und regelmäßige Straßen mit hohen, schönen Häusern. Man kann sich die Unterschiede zwischen dem Alten und dem Neuen nicht groß genug denken. In den auf fürstlichen Befehl entstandenen Residenzen, wie Mannheim und Karlsruhe, konnte der Geist verständiger Zweckmäßigkeit ein einheitliches Stadtbild schaffen. Anderswo sah man, wie in Weimar noch zur Zeit des jungen Goethe, strohgedeckte Holzhütten neben stattlichen, ziegelgedeckten Steinbauten. Haller fand, als er nach Osnabrück kam,

die Leute lebten hier recht säuisch; Tiere und Menschen gingen zur gleichen Tür ein und aus, und die Häuser, aus Lehm verfertigt und mit Stroh gedeckt, seien nur rein, wenn sie noch neu seien. In der Universitätsstadt Altorf bei Nürnberg waren noch 1781 die meisten Häuser aus Holz gebaut, ebenso in Stuttgart ein großer Teil, dazu waren sie unförmlich und schlecht. In Augsburg waren die Häuser, berichtet Nicolai, „größtenteils ziemlich ansehnlich, alle von Stein gebaut, meist drei, einige auch vier und fünf Geschosse hoch . . . Verschiedene sind von moderner Architektur . . . Sehr viele haben noch die Form der Häuser vornehmer Leute im 16. Jahrhundert.“ Zahlreiche Häuser waren mit Heiligenbildern und weltlichen Gemälden verziert.

Weit vorgeschritten war, entsprechend der allgemeinen Lebenshaltung, die Wohnkultur in Wien. Die Häuser waren hier sehr solide, größtenteils aus Bruchsteinen, zum Teil auch aus Ziegelsteinen erbaut. Gewöhnlich hatten sie vier Geschosse. Die Fenster waren meist ansehnlich hoch und mit Jalousien geschützt, die der oberen Geschosse mit fußbreiten Gittern versehen, in die oft die kleinen Kinder hineingesetzt wurden, um die Luft zu genießen. Oft hingen in den vierten und fünften Geschossen zehn und mehr Kinder in diesen Gittern, spielten und schäkerten mit den Nachbarskindern.

Der Reisende, der, wie Nicolai, gegen das Ende des Jahrhunderts Deutschland, Österreich und die Schweiz durchzog, mochte so in dem Bau der Häuser und Straßen in der Tat alle Abstufungen der Bequemlichkeit und alle Baustile seit dem Mittelalter wahrnehmen und damit ein Augenzeuge werden des großen Kampfes, den die Aufklärung auch auf diesen Lebensgebieten führte.

DIE FORMEN DES BÜRGERLICHEN GEMEINSCHAFTSLEBENS

Die Enge und Ärmlichkeit, darin sich das deutsche Bürgertum um 1700 eingeschlossen sah, prägt sich auch in den Formen des Liebeslebens und der Ehe aus. Die großen Herren mochten sich in galanten Abenteuern ausleben; Bürger und Bauern aber sind sicherlich schon durch die harte Pflicht des Broterwerbs vor allzu großer Lockerheit bewahrt worden. Die getreueste Schilderung des Lebens des Mittelstandes am Ende des 17. Jahrhunderts, Grimmelshausens Simplicianische Schriften, geben kein schön ausgemaltes Idealbild des Verhältnisses von Mann und Weib. Die Liebe ist durch das sinnliche Wohlgefallen bestimmt. Das Weib ist durch Anmut oder Buhlerei meist derjenige Teil, von dem die Verführung ausgeht. Die Ehe ist ein Band zum praktischen Zweck des Lebensunterhaltes, zum gesetzlichen Liebesverkehr und für die Kinderzeugung.

Diese Auffassung gilt auch noch weithin im 18. Jahrhundert. Christian Thomasius rügt um 1700, daß die eheliche Gesellschaft zu ihrem Endzweck nicht die Vereinigung der Gemüter habe, sondern entweder die Belustigung der Sinne oder Beförderung oder Geld. Bei den allerwenigsten Heiraten gehe eine sorgfältige Gefälligkeit vorher, wie man in den Romanen von ihr lese, sondern man heirate abwesend oder mit anderer Leute Augen oder kaum nach einer oder zwei, entweder kaltsinnigen, verschmitzten oder affektierten Konversationen. Oder man berede sich, die Liebe werde sich, auch wenn die Gemüter einander offenbar zuwider seien, doch im ehelichen Verkehr finden und bedenke nicht, daß eine solche Liebe nicht anders als bestialisch sein könne. Noch viel weniger aber pflegten die Gemüter des Bräutigams und der Braut einander durch die vertrauliche Guttätigkeit vor der völligen Verbindung ihrer aufrichtigen und vernünftigen Liebe zu versichern.

Wohl kann man beobachten, wie der Liebende seine Werbung oft in zierliche Worte kleidet, um mit der Glut seiner Brunst das spröde Herz der Angebeteten zu schmelzen. Aber das sind nur modische Redeblumen aus dem galanten Roman der Zeit, und man macht daraus kein Hehl, wie denn dem späteren Polenkönig August dem Starken eine Kaufmannsfrau in Venedig einen Liebesbrief „in Romanschreibart" schickt.. In Schnabels großem Roman steht ein derartiger Brief: „Allerschönstes Fräulein, Mein äußerst verliebtes Herz hat zwar dem Munde und den Augen unzähligemal Ordre gegeben, Ihnen die Beschaffenheit des Feuers, welches Dero unvergleichliche Augen in dem Innersten meiner Seele angezündet haben, zu entdecken; allein, wenn bei aller erwünschten Gelegenheit der Mund zu blöde, so sind dagegen die Augen desto unglücklicher gewesen, weil mein anbetungswürdiges Fräulein deren Sprache niemals verstehen wollen. Jetzo wagt es meine Hand, einige Linderung für mein beklemmtes Herz zu suchen, das unfehlbar in kurzer Zeit gänzlich verzehrt wird, dafern Sie, allerschönstes Fräulein, als die Urheberin dieser Glut, demselben nicht Dero unschätzbare Gegengunst zur Erquickung gönnen wollen. Ich erwarte also zwischen Furcht und Hoffnung von Ihnen den Ausspruch, ob ich Liebe oder Haß, Leben oder Tod zu finden habe."

In dem Widerspruch zwischen dem Askesegebot des Christentums und dem Trieb des Fleisches haben sich die Kirchen verschieden verhalten. Die katholische folgt der Auffassung Augustins, der den Liebesverkehr der Eheleute als Sünde bezeichnet. Für die Lutheraner blieb Luthers Ansicht maßgebend, der die Forderung der leiblichen Askese nicht mehr stellt, da er die Rechtfertigung in dem Glauben sieht. Die Ehe ist von Gott eingesetzt und die Fleischeslust dient der Erzeugung von Kindern, die im Gehorsam gegen Gott aufzuziehen sind. Nüchterner ist die Auffassung der Calvinisten: man soll nicht aus fleischlicher Begierde, also aus Liebe, heiraten. Die Ehe ist lediglich eine Einrichtung zum weltlichen Dienste im Reiche Gottes, zur Förderung des Erfolges in der bürgerlichen Berufsarbeit, und zur Kindererzeugung und -erziehung. Auch in den pietistischen Kreisen wird das Liebes- und Eheleben nicht als Pflege des Gefühles betrachtet. Auch hier heiratet man nicht aus Liebe, sondern aus Pflicht. Je mehr Zinzendorf, der Mystik des 17. Jahrhunderts folgend, all seine Gefühlsinbrunst der schwelgenden Ausmalung des Verhältnisses der Seele zu dem himmlischen Bräutigam opfert, um so strenger verneint er die Berechtigung der irdischen Liebe. Die Ehe zwischen Mann und Frau soll ein Sinnbild der Verbindung des Herrn mit der Gemeinde sein. So ausschließlich diese Verbindung ist, so soll auch in der Ehe das geistig-christliche Band das bestimmende und die Wollust ebenso von ihr entfernt sein, wie „die Begierde eines Weintrinkers aus dem Genuß des Abendmahles". In dem Glaubensbekenntnis für den König von Schweden protestiert er feierlich dagegen, „daß ein Jünger Jesu zu Stillung der Lüste heiraten dörffe". Daraus erklären sich die seltsamen Ehesitten der Herrnhuter. Da der Wille des Herrn die Ehe schließen soll, so läßt man die Gemeindeältesten als seine Stellvertreter oder, noch unmittelbarer, das Los bestimmen, was für ein Weib ein Mann heiraten soll. Gefällt ihm die zur Gattin Auserwählte nicht, so hat er das Recht sie abzulehnen, nicht aber das Recht, eine andere zu wählen. Denn die Neigung ist ein Ausfluß des sinnlichen Gefühls, sie darf bei der Eheschließung nicht den Ausschlag geben. So folgerichtig wird der Gedanke der göttlichen Heiligung der Ehe durchgeführt, daß in gewissen Fällen — bei den sogenannten Streiterehen — sogar der Verkehr der Ehegatten nur unter Aufsicht der Ältesten, wörtlich unter ihren Augen, vollzogen werden darf.

So leistet auch die Kirche der Neigung Vorschub, die Ehe ohne eigentliche Neigung zu schließen und zu vollziehen, sie entweder als ein bloßes Geschäft oder als das Mittel zu einem anderen, kirchlichen oder bürgerlichen Zwecke zu betrachten. Bekannte geistliche Führer

der Zeit haben durch ihr Beispiel die Vernunftehe über die Neigungsehe gestellt. Der Theologe Semler hielt es für eine gottselige Handlung, daß er es über sich gewann, ein Mädchen, das er liebte, zu verlassen und die Tochter der reichen Witwe zu heiraten, bei der er wohnte: die Geldheirat mußte ihm seine Schulden tilgen und die Mittel zum Antritt einer Professur verschaffen. „Ich allein weiß es," sagt er, „wie mein Gemüt ganz niederlag in dieser Zeit . . ., bis ich mich unter das allgemeine Gesetz der einzigen höchsten Regierung Gottes bequemen lernte." Auch Lavater und Jung-Stilling haben der Vernunftheirat vor der Liebesheirat den Vorzug gegeben.

Diese Auffassung der Ehe stützt neben der praktischen Erwägung und der kirchlichen Denkweise noch ein psychologisches Moment. Die wissenschaftliche Seelenlehre hat, unter dem Einfluß der Stoa, bis weit ins 18. Jahrhundert hinein, das Gefühlsleben als etwas wesentlich Körperliches und daher Minderwertiges betrachtet und Gefühl von Sinnlichkeit nicht getrennt. Sinnlichkeit aber bedeutete für den Rationalismus eine Trübung der Vernunft, und daher galt auch das Gefühl nicht etwa als seelisch fruchtbar, sondern als etwa Hemmendes. Bleibend ist nur, was vor der Vernunft besteht, durch sie bedingt ist. Die schönen Gefühle verfliegen im Ernst des Alltags nur zu rasch. Rabener zeigt dies einmal hübsch in einer seiner Satiren. Seladon hat Selinde auf dem Ball kennen gelernt. Sie entbrennen für einander. Er küßt ihr zärtlich die Hand, nennt sie seine Göttin, redet von seelenvollen Augen, zernichtenden Blicken, lachenden Grübchen, vom Purpur der Lippen, vom blendenden Schnee der runden Hände. So gewinnt er ihre Neigung und die beiden werden ein Paar. Kaum sind sie verheiratet, so ist die artige Person für ihn nicht mehr artig. Sein Mund schmeichelt allen Schönen, nur ihr nicht mehr. Seine erobernden Blicke haben sich in die mürrischen Blicke eines mißvergnügten Ehemanns umgewandelt . . . Und doch strebt Rabener in der Beurteilung der Ehe über den bloßen Geschäftsvertrag hinweg zu einem seelischen Bunde, der auf dauernder Neigung gegründet ist. Man soll, schlägt er vor, die Neigungen langsam keimen lassen. Die jungen Leute sollen, etwa vom 12. Jahre an, sich durch täglichen und freien Umgang genau kennen lernen. Die verstellten Fehler eines Mädchens, das Lächerliche eines Liebhabers lassen sich so am leichtesten entdecken, und wenn sie zur Ehe schreiten, so werden sie es ohne falsche Ideale tun.

In der Tat verkehren gegen die Mitte des Jahrhunderts die beiden Geschlechter bereits gelöster und zärtlicher miteinander. Aber es ist auch jetzt ihr Verkehr noch nicht viel mehr als ein Spiel des gegenseitigen sinnlichen Wohlgefallens. Solange der Rationalismus herrscht, etwa bis gegen 1770, bedeutet Liebe niemals sinnbetörende Leidenschaft, Schmelzen der Seelen ineinander. Die Lieder der Anakreontiker geben das bezeichnende Bild: die Liebe erscheint in ihnen als ein vergnügliches und gefälliges, wenn auch nicht ganz ungefährliches Spiel. So singt Hagedorn:

„Tochter der Natur,
Holde Liebe!

Uns vergnügen nur
Deine Triebe.

Gunst und Gegengunst
Geben allen

Die beglückte Kunst
Zu gefallen."

Auch Goethes Leipziger Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" stellt die Liebe nur von dieser Seite dar: der eifersüchtige Liebhaber, der seine Freundin für sich allein haben möchte, muß lernen, daß man ein Küßchen in Ehren nicht verwehren soll. Eine leichtmütige Lehrerin in dieser galanten Liebeskunst zeigt ihm, daß es kein Verbrechen ist, wenn seine Geliebte mit einem anderen tanzt:

„Und wenn ein Jüngling ihr beim Tanz die Hände drückt,
Der eine nach ihr sieht, sie nach dem andern blickt,
Auch das hat, wie du weißt, nicht gar so viel zu sagen."

Die Menschen des rationalistischen Rokoko glauben in der Tat in der Ehe glücklich zu sein, wenn man sich versteht, gegenseitig an einander Gefallen hat; wenn zu dieser seelischen Gebundenheit noch das äußere Gedeihen hinzukommt, die Kinder wohl geraten und man so in gemeinschaftlicher Vergnüglichkeit die Freuden genießen kann, die das Leben bietet, und die Leiden nicht allzu schwer nimmt. Von den Stürmen, die tiefe Leidenschaft bringt, bleibt die wohltemperierte Verständigkeit dieses Geschlechtes gern verschont, und die Schicksalsschläge nimmt man mit einer gewissen stoischen Gleichgültigkeit oder einer uns oft schwer verständlichen Leichtigkeit seelischer Umstellung hin. Aufschlußreich ist hier Gellerts Roman „Aus dem Leben der schwedischen Gräfin von G." (1746). Die Gräfin, wie sie ihren zärtlich geliebten Mann verloren hat, heiratet einen Freund des vermeintlich Verstorbenen. Der Mann kehrt wieder zurück. Sofort verläßt die Gräfin den zweiten Mann und kehrt wieder zu dem ersten zurück. Und das alles, ohne daß Gellert von inneren Kämpfen zu berichten für nötig hält.

In der Tat ist das Frauenideal der Zeit nicht von der Tiefe des Gefühls bestimmt, sondern durch äußere Anmut, zierliche Sinnlichkeit und häusliche Verständigkeit. Die Gattin ist das brave Weibchen, das dem Manne zu Gefallen lebt, ihm wacker Kinder schenkt und sie gut erzieht und in allem den Mann als ihren Herrn und Gebieter ehrt. Der Tadel der Satiriker mißt die Wirklichkeit an diesem Ideal. Sie rügen die Verschwendungssucht und den zänkischen Sinn der Frau. „Er soll mich als eine Staatsfrau halten", fordert bei dem Jesuiten Callenbach eine junge Schöne von dem Zukünftigen, „c'est à dire in Modikleidern, in Staatskuren, in divertissement, mit der Haushaltung will ich durchaus nichts zu schaffen haben . . . Mein Spielgeld muß ich alle Wochen punctuell haben, Spielen und Tanzen ist mein Leben, still sitzen und schaffen wäre mein Tod." Und Rabener läßt einen Witwer klagen, es sei mehr als einmal geschehen, daß seine Frau dasjenige an einen Kopfputz gewandt, was er binnen vier Wochen, nicht ohne saure Mühe, erworben habe. Er ist freilich gerecht genug, das Gegenstück, den schlimmen Mann, ebenfalls an den Pranger zu stellen. Der eine tadelt beständig alle Mienen seiner Frau; sie darf kein Wort reden, ohne daß er rügt, wie abgeschmackt es sei. Er beschämt sie in öffentlichen Gesellschaften, ja, er gesteht ihr nicht einmal die Fähigkeit zu, daß sie vernünftige Kinder gebären könne. Ein anderer läßt seine Frau durch Schläge fühlen, daß er das Oberhaupt der Familie ist. Einen artigen Einblick in das Eheleben des Rokoko gibt Gellert in der „Widersprecherin". Ismene hat die Gabe, ihrem Manne stets zu widersprechen. Einst sitzen sie zu Tisch und essen einen grünen Hecht. Der Mann bemerkt, der Fisch sei nicht gar zu blau gesotten. Die Frau widerspricht: der Hecht ist gar zu blau. Er beschwichtigt: wir wollen nicht darüber streiten. Was hat die Sache zu bedeuten? Seine Worte bringen die Frau erst recht auf. Wie er sich entfernt, fällt sie in Ohnmacht. Man wendet die gewöhnlichen Wiederbelebungsmittel an. Keines will wirken. Der Mann wird zurückgerufen. Er kommt. Er ruft:

„Du stirbst, mein Leben!
Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weiß, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
Blau war er, rief sie aus, willst du dich noch nicht geben?"

Nach der Mitte des Jahrhunderts wandelt sich, mit dem Einströmen der Empfindsamkeit in den deutschen Geist, auch die Auffassung des Liebes- und Ehelebens. Klopstock hat auch hier bahnbrechend gewirkt. Wie er allem, was er berührte, den dunklen Goldglanz eines tieferen und reineren Gehaltes gab, so strömte er das göttliche Pathos, das ihn erfüllte, auch in sein Liebesleben ein. Seine Jugendleidenschaft für Sophie Schmidt („Fanny") ist nicht mehr das

zärtliche Spiel anakreontischer Verliebtheit; ein Hauch heiligen Ernstes geht von ihr aus; eine religiöse Weihe der inneren Verbundenheit im Dienste des Höchsten steigert sie zur göttlichen Andacht. Wenn er Fanny schildern will, kann er es nur durch den Vergleich mit Petrarcas Laura tun:

> „Sie ist jugendlich schön; nicht wie das leichte Volk
> Rosenwangichter Mädchen ist,
> Die gedankenlos blühn, nur im Vorübergehn
> Von der Natur und im Scherz gemacht,
> Leer an Empfindung und Geist, leer des allmächtigen,
> Triumphierenden Götterblicks.
> Sie ist jugendlich schön, ihre Bewegungen
> Sprechen alle die Göttlichkeit
> Ihres Herzens, und wert, wert der Unsterblichkeit,
> Tritt sie hoch im Triumph daher."

Klopstock darf es daher auch wagen, seine menschliche Liebe in die heilige Umgebung des Messias zu stellen und sie in dem Bilde der Liebe von Lazarus und Cidli unsterblich zu machen. Aber erst seine spätere Ehe mit Meta Moller war die Verwirklichung seines Liebes- und Eheideals: sinnliches Wohlgefallen an ihrer Schönheit, durch Gefühl vertieft, durch Geist geadelt. Man kann seine Oden an sie die ersten modernen Liebeslieder der deutschen Literatur nennen. Sie tändeln nicht mehr in erotischem Spiel, sondern lassen die Glut heiligen Gefühls aus ihren Tiefen strömen:

> „Engel senden dich mir, die Menschen waren,
> Gleich mir liebten, nun lieben,
> Wie ein Unsterblicher liebt — — —"

Der Sturm und Drang hat, Klopstock folgend, die Verherrlichung der Leidenschaft gesteigert. Jetzt strömt das Gefühl als das jede Schranke des Verstandes überflutende Elementare in den Verkehr der Geschlechter ein. Folgte in Gellerts „Schwedischer Gräfin" das Herz den äußeren Verhältnissen wie ein Hündlein dem Herrn, so bäumt sich jetzt die Leidenschaft als das schlechthin Irrationale und Vernunftwidrige gegen alles auf, was ihr heiliges Naturrecht auf Entfaltung und Besitzergreifung hemmen will. Jetzt feiert man die Liebe als die gewaltigste Anstifterin menschlicher Verwicklungen und Kämpfe, als das Stärkste, was es auf Erden gibt, als die Herrin der Vernunft. Jetzt ist man nicht mehr bereit, einem anderen irgendein Recht auf die Geliebte einzuräumen, und der Kuß, der im Rokoko wie ein neckischer Falter von Mund zu Mund flatterte, wird zum eifersüchtig bewachten Symbol tiefer Seelenverbundenheit. Sogar die Berührung des geliebten Mädchens erhält den Stempel höheren Sinnes. Wie Goethes Werther zum ersten Male mit Lotte Walzer tanzt, tut er den Schwur, daß ein Mädchen, das er liebt, auf das er Ansprüche hat, nie mit einem anderen walzen soll als mit ihm, und wenn er darüber zugrunde gehen soll. Der ganze tragische Konflikt des Wertherromans besteht darin, daß für Werther die Leidenschaft das Allbeherrschende und schlechthin Unbedingte des Lebens ist, gegen das es keinen Kampf und aus dem es kein Entrinnen gibt, das den Menschen beherrscht, wie der Magnetberg die Schiffe, die ihm nahekommen, alles Eisenwerkes beraubt, so daß die armen elenden zwischen den übereinander stürzenden Brettern scheitern.

Aufs neue klaffen, wie die Leidenschaft alle Schranken des bürgerlichen Lebens überflutet, Religion und bürgerliche Moral auseinander. Der fromme Hamann hat kein Bedenken darin gesehen, mit einer ihm an Geist und Bildung untergeordneten Frau in freier Ehe zusammenzuleben und mit ihr Kinder zu zeugen. Ja, so schrankenlose Rechte räumt man der Liebe ein, daß der gleiche Goethe, der seinen Werther den Schwur tun läßt, keinen anderen Mann mit

der Geliebten walzen zu lassen, wiederum in seinem Schauspiel „Stella“ bereit ist, die gefühlsgeheiligte Verbindung eines Mannes mit zwei Frauen als sittlich anzuerkennen. Ein derartiges Verhältnis war in der Tat Bürgers Ehe mit seiner Frau und seiner Schwägerin. Es hat aber auch zur Zerstörung der Ehe wie der Menschen geführt.

Die Voraussetzung für diese Auffassung des Liebes- und Ehelebens ist die Forderung, daß die Frau vor dem Willen des Mannes in Demut dahinschmelze. Auch die Vorstellung von der Frau ist aus dem Anmutig-Verständigen in das Innerliche und Gefühlvolle verschoben. Die neue Frau, wie sie sich um 1770 bildet, wetteifert nicht mehr mit dem Manne in Galanterie und anspruchsvoller Lebenshaltung, sie quält ihn nicht mehr mit ihren Launen. Ihr Stolz ist jetzt, einfach zu sein, wie das Weib im Volkslied einfach ist, und dem Mann in überströmender Zärtlichkeit anzuhangen, wie auch er ihr seine empfindungsvolle Liebe schenkt. Sophie La Roche hat, vor allem nach englischen Vorbildern, dieses Frauen- und Eheideal in ihrer „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ (1771) in die deutsche Literatur eingeführt, zur gleichen Zeit ungefähr, wie der englische Gartenstil mit seiner Anregung des Gefühls Mode wird. Nicht als ob sie die Leidenschaft um jeden Preis verherrlichte! Wie sie selber bei der Verheiratung ihrer Tochter Maximiliane mit dem viel älteren Kaufmann Brentano die nüchterne Erwägung guter Versorgung vor die Ansprüche des Herzens gestellt hat, so tritt sie auch als Romanschriftstellerin durchaus für eine vernünftig-praktische Behandlung der Ehefrage ein, und das Wort Tugend geht ihr so geläufig über die Zunge wie einem Schriftsteller der reinen Aufklärung. Aber sie spricht es nicht mehr als trockenen Verstandesbegriff aus; sie läßt es wie ein Stück Schokolade im Munde zergehen und blickt dabei mit schwimmenden Augen zum Himmel auf. In der merkwürdig schillernden Mischung von Berechnung und Zärtlichkeit, die schon ihr Verhältnis zu Wieland bestimmte, ist es für sie selbstverständlich, daß das tugendhafte Weib, ob es auch äußerlich ohne Liebe zum Ehebund geführt worden ist, eben weil es tugendhaft ist, sofort von empfindsamer Zärt-

197. Karikatur auf den Standesdünkel. Kupferstich aus „Bildergalerie weltlicher Mißbräuche“ Leipzig 1785.
Erklärung des Kupferstichs: „In der Hauptallee sieht man zwo Damen vom Halbadel in gerader Linie aufeinander zugehen. Sie scheinen beide die Absicht zu haben, daß sie ehe bis an den andern Morgen stehen bleiben, als sich ausweichen wollen. Ihre Liebhaber bemühen sich, sie seitwärts zu ziehen. Etwas vorwärts geht die Tochter eines armen Bürgers, die ein Beamter vor wenigen Tagen zur noch ärmeren gnädigen Frau gemacht hat, mit ihrem Hund und ihrem Bedienten spazieren. Sie blickt sich immer nach ihrem Bedienten um, ob er ihr nachtritt. Zwo andere Damen drücken eine brave Bürgersfrau mit ihren Buffanten von einer Bank weg. In einer Seitenallee erblickt man einen eben aus den Backofen gekommenen Edelmann, der mit aufgesetztem Hut gravitätisch dahersteigt und verschiedenen Herren, die ihn grüßen, mit einem bloßen Nicker dankt.“

198. Die Küche eines deutschen Bürgerhauses im 18. Jahrhundert. Zeichnung von Chodowiecki.

lichkeit zum Manne überfließt. Innerlicher ist das Bild dieser empfindsamen Ehe bei den Dichtern des Göttinger Haines. In Vossens Ehe mit seiner Ernestine ist es verkörpert. Die Gatten hangen mit inniger Treue aneinander, der Mann rastlos arbeitend, die Frau ihm völlig hingegeben, anspruchslos für sich, nur auf sein und seiner Kinder Wohl bedacht. Am tiefsten aber ist das neue Frauenideal von Goethe im „Werther" erfaßt. Lotte ist das umsichtig sorgende Hausmütterchen, das noch, bevor es auf den Ball geht, den Geschwistern, die mit glänzenden Augen an ihr hangen, ihr Brot austeilt. Auf dem ländlichen Ball schließt sie mit praktischem Geschick und fröhlichem Takt die Läden, wie das Gewitter kommt, und lenkt die Gemüter der Ängstlichen durch das Spiel ab. So weit gleicht sie der Frau des Rokoko. Aber sie kann auch empfindsam schwärmen. Wie das Gewitter abgezogen ist, steht sie mit Werther am Fenster und sieht auf die Landschaft hinaus. Ihr Blick durchdringt die Gegend, schaut gen Himmel und auf Werther; ihr Auge ist tränenvoll, sie legt die Hand auf die Werthers und lispelt den Namen Klopstocks.

Derselbe Wandel vom Vernünftig-Begrenzenden zum Gefühlsmäßig-Freien, wie ihn die Entwicklung der Liebe und Ehe zeigt, vollzieht sich im Laufe des Jahrhunderts auch in der Auffassung der Standesunterschiede.

Die schroffe Trennung der Stände hat die Aufklärung von der Barockzeit übernommen, ohne daß es ihr zunächst gelang, durch die Vernunftforderung und die Individualitätsidee die Vorurteile zu überwinden. Tatsächlich stehen sich bis zum Ende des Jahrhunderts Adel, Bürger und Bauern scharf gegenüber — zum Teil ja noch im 19. Jahrhundert. Eine Folge des Standesdünkels des Adels ist in Sachsen und anderswo die Gründung von Fürstenschulen gewesen. Die Ritterschaft motivierte sie damit, sie fürchte, ihre Söhne könnten, wenn sie dem gleichen Sittenzwang wie die bügerlichen unterworfen wären, zu Duckmäusern werden. Anderswo forderte der Adel, daß seine Kinder nicht in der Kirche getauft würden, wie die Kinder des Bürgerstandes, sondern im eigenen Hause; denn „es wäre doch disreputierlich, wenn ein vornehmes Kind mit demselben Wasser getauft würde wie gemeine Kinder". Es kam vor, daß Männer und Frauen aus dem Bürgerstande, die sich in eine adelige Gesellschaft verirrt hatten, aus ihr weggewiesen wurden.

Dieser Kastengeist entsprach so sehr dem Befürfnis der Zeit, daß er sich mit der gleichen Unduldsamkeit im Bürgertum der freien Reichsstädte fortsetzte. In Ulm und Nürnberg schieden sich, nach Nicolais Zeugnis, noch um 1780 die Patrizier und Bürger so strenge voneinander, daß sie in der Gesellschaft nach ihrem Range gesetzt wurden. In Augsburg war es ähnlich. Hier verkehrte der Adel, d. h. der kaiserliche Gesandte, die Domherren, die Stiftsfräulein wenig mit den Patriziern, die Patrizier hielten sich weit von den Kaufleuten zurück, und diese unterschieden sich wieder von den gewöhnlichen Bürgern. In Zürich war sogar noch am Anfang des 19. Jahrhunderts das Standesbewußtsein so scharf ausgeprägt, daß in den Konzerten der Musikgesellschaft die Stände — Junker, Kaufleute, Vertreter des höheren

Lehrerstandes — von vorn nach hinten gesondert saßen.

Auf dieser Leiter der gesellschaftlichen Rangunterschiede standen natürlich die Dienstboten zu unterst. Meistens dürften sie sich auch ohne Murren mit dieser untersten Stelle begnügt haben, waren doch auch sie im allgemeinen davon überzeugt, daß sie gottgewollt war. Aber es kam auch oft genug vor, daß sie sich nicht fügen konnten oder wollten. Klagen über ihren Unfleiß, ihre Begehrlichkeit, ihre Klatsch- und Streitsucht ertönen durch das ganze Jahrhundert hindurch. So beklagt sich bei Abraham a Sancta Clara eine Frau bei der anderen nach der Kirche: die Dienstboten seien jetzt so schlimm, daß sie fast alle Wochen mit denen Dienstmenschern wechseln müsse. Auch Thomasius stellt fest, es sei die allgemeine Klage, daß das Gesinde untreu, unbescheiden, zänkisch und undiensthaft sei. Aber er ist auch gerecht genug, die erste Schuld bei der Herrschaft zu suchen, die sich vielfältig wider die Regeln der Leutseligkeit, Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit und Verträglichkeit, absonderlich aber wider die Geduld, darin sie dem Gesinde mit guten Exempeln vorgehen sollte, verfehle.

199. Auf dem Hinterhof eines deutschen Bürgerhauses im 18. Jahrhundert. Zeichnung von Chodowiecki.

Eine Durchbrechung der Standesschranken kam nur etwa vor, wenn ein Bürgerlicher sich im Heer auszeichnete, als Offizier in den Adel eindrang, oder wenn ein adeliges Fräulein den Mut hatte, einen tüchtigen Bürgerlichen einem verdorbenen Adeligen vorzuziehen. Auch der Pietismus, in dessen Erbauungsstunden sich Hohe und Niedere im gleichen Gefühl der Sündhaftigkeit zusammenfanden, wirkte ausgleichend. Im allgemeinen aber waren Heiraten zwischen den verschiedenen Ständen, sogar zwischen den Klassen des Bürgertums, verpönt. „Was für Bewegungen erregt das in der bürgerlichen Welt," spottet Rabener, „wenn ein (bürgerlicher) Doktor die Tochter seines Schusters heiratet! Alle Kaffeegesellschaften, alle Wochenstuben schreien ach und weh über diese widernatürliche Verbindung." So tief ist das Standesbewußtsein als Ausdruck der gottgewollten Ordnung den Menschen der Zeit eingewachsen, daß es sich nicht nur von oben nach unten, sondern auch von unten nach oben auswirkt. Rabener erzählt die Geschichte eines Mädchens aus dem Bürgerstande, das eine gute bürgerliche Versorgung verschmäht und sich von einem adeligen Leutnant den Kopf verdrehen läßt. Der adelige Galan verläßt sie. Nach dem Tode des Vaters mittellos geworden, bietet sie sich dem ehemaligen bürgerlichen Bewerber, einem Schreiber, an, bekommt aber jetzt von ihm einen Korb. Nun sucht sie der Reihe nach einen Hofrat, einen Arzt, einen Professor usw. zu ergattern, aber alle weisen sie ab. Sie lassen sie es büßen, daß sie zu hoch hinaus gewollt hat. Auch der Musikus Miller in Schillers „Kabale und Liebe" tadelt seine Frau, daß sie das Ver-

hältnis zwischen dem Major von Walter und Luise gefördert habe, wie Schillers Vater selber seiner Frau Vorwürfe macht, daß sie mit den Töchtern zu hoch hinaus wolle. „Es gibt," erklärt Rabener, „gewisse Vorurteile, welche durch die Zeit und die Gewohnheit dergestalt gerechtfertiget worden sind, daß es eine Notwendigkeit ist, sich ihnen zu unterwerfen, und daß man von ihnen nicht abgehen kann, ohne sich den Urteilen der Welt, und vielen daraus erwachsenden Verdrüßlichkeiten bloßzustellen. Diese privilegierten Vorurteile äußern sich nirgends stärker als bei den Ehen, wenn eine von den beiden Personen sich unter ihren Stand verheiratet. Diese Ungleichheit des Standes ist sehr schwer zu bestimmen, da gemeiniglich ein jeder glaubt, er sei besser als sein Nachbar."

Der Rationalismus ist so, vielleicht gerade um seines Ordnungssinnes willen, bei aller Betonung der Rechte des Individuums, nicht dazu gekommen, die ererbten Standesvorurteile umzustoßen. Erst Rousseau tat es in seiner Untersuchung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen (1755). Gesellschaft und Staat haben nach seiner Ansicht die natürliche Gleichheit der Menschen zerstört. Sie haben die Ungleichheit der Bildung und die Unterschiede des Standes geschaffen und damit die ursprüngliche Reinheit der menschlichen Natur verderbt. Man hört den Widerhall dieser Ideen sofort bei Iselin. „Die Natur," erklärt er in den „Philosophischen und patriotischen Träumen eines Menschenfreundes", „hat jeden mit dem gleichen Rechte versehen ... Sie unterwirft alle ihre Kinder den gleichen Gesetzen, da sie alle mit der gleichen Liebe umfasset. Worauf gründet ihr also, Große, Reiche und Mächtige der Erde, die Vorrechte über eure Brüder, worauf ihr euch so viel zugute tut?" Je mehr nach der Mitte des Jahrhunderts die Macht des freien Gefühls und die Überzeugung von der Natururspründlichkeit über die ordnende Kraft des Verstandes emporwächst, um so leidenschaftlicher ertönt die Anklage gegen die Ungerechtigkeit der bestehenden Gesellschaftsform mit ihren Standesunterschieden. In dem Roman und dem Drama des Sturms und Drangs ist der Gegensatz zwischen Liebenden verschiedener Stände, der Widerspruch zwischen dem Rechte des Herzens und der Satzung der Gesellschaft geradezu das Lieblingsproblem geworden. Schillers „Kabale und Liebe", darin sich der Kampf der Stände am machtvollsten entfaltet, ist nur das wirksame Schlußglied einer ganzen Schar sozialer Dramen.

200. Richters Kaffeehaus in Leipzig am Markt. Kupferstich.

201. Morgengesellschaft. Gemälde von Chodowiecki.

Auch im Verhältnis von Kindern und Eltern prägt sich der rationalistische Ordnungssinn der Aufklärung aus. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts herrscht noch der absolutistische Gesichtspunkt ehrfurchtsvoller Unterwerfung unter die Autorität. In den gebildeten Kreisen reden die Kinder die Eltern mit Sie an. Schon dadurch ist Vertrautheit wie auch der Schein der Gleichberechtigung ausgeschlossen, und auch äußerlich die Abstufung betont. Ein Klang der Unterwürfigkeit kommt in den Verkehr der Kinder mit den Eltern, wie man ihn in den Briefen des jungen Lessing an Vater und Mutter findet. Er spricht sie als „Hochzuehrender Herr Vater", „Hochzuehrende Frau Mutter" an, redet von „Dero Verlangen" und „Dero Befehl" und unterschreibt sich als „Dero gehorsamster Sohn", genau wie der Untertan der Zeit an den Fürsten oder die Regierung schreibt. Auch die Behandlung der Kinder durch die Eltern ist streng, vielfach von empörender Härte, so daß sich die Kinder vor dem Vater wie Sklaven vor dem Tyrannen fürchten. Ja, man hört sogar von grausamer Strenge der Mutter. In den „Vernünftigen Tadlerinnen" wird von einer Frau aus den wohlhabenderen Ständen berichtet, die ihrer Tochter, um sie zu strafen, Fäden um die Hände wickelt und sie anzündet, ja sie täglich blutrünstig schlägt, weil „das Aas nicht Spitzen genug klöppeln will". Die Zeit der Aufklärung ist wirklich kein „Jahrhundert des Kindes" gewesen, aber sie hat ein heldisches Geschlecht erzeugt, wie die Kriege in der Mitte des Jahrhunderts es brauchten. Lessings Philotas und Major Tellheim mit ihrer stoischen Zurückdrängung eigenen Wünschens und Wohlseins sind die Zeugen dieser Erziehung.

202. Blindekuhspiel. Gemälde von Chodowiecki. Berlin, Deutsches Museum.

Nach der Mitte des Jahrhunderts erweicht der Strom der Zärtlichkeit auch das steife Ehrfurchtsverhältnis zwischen Eltern und Kindern. Die Stufen verschwinden. Auf geebnetem Boden nähert man sich einander in inniger Liebe. Die Ehrfurcht, ohne zu schwinden, wird natürlicher, der ganze Verkehr wärmer. Schon Hamann, nur ein Jahr jünger als Lessing, nennt 1752 seinen Vater nur noch „Geehrtester Vater" und läßt das „Herr" weg. Zwei Jahre später sagt er bereits „Herzlich geliebtester Vater", „Herzlich geliebteste Eltern", noch später „Liebster Vater". Auch Lenz, immer noch mit Beibehaltung des Sie, schreibt 1772 „Mein teuerster Vater". In völliger Freiheit schreibt Goethe an die Eltern; aber auch er kann das Du noch nicht aufbringen. In den Jugendbriefen an die Mutter ersetzt er es, seltsam genug für unser Gefühl, durch das Sie in der Einzahl: „Lebe Sie glücklich, sorge Sie für des Vaters Gesundheit!" (28. Juni 1777). Später tauscht er es mit dem Sie in der Mehrzahl. Hermanns Verhältnis zu seinen Eltern (in „Hermann und Dorothea") ist charakteristisch für Goethes Zeit. Wie aber in Hermann selber etwas Weiches ist, so ist überhaupt ein Mangel an straffer Männlichkeit die Frucht der zärtlicheren Erziehung

203. Billardspiel. Kupferstich von Nilson.

204. Zirkusvorstellung. Um 1780. Gemälde von Heinrich Freudweiler. Zürich, Privatbesitz.

der fünfziger bis achtziger Jahre. Es ist, als ob durch die Freundschaftschwärmerei der Empfindsamkeit die Frau mit ihrem stärkeren Gefühlsleben in die männlichen Bezirke übergegriffen hätte. „Die Männer sind jetzt," schreibt Archenholtz in seinen „Zeitgenössischen Annalen", „mehr als in irgendeinem Zeitraume den Weibern ähnlich . . . Sie entwöhnen ihre Füße vom Gehen und Fahren, wo sie können, sehnen sich nach weichlichen Speisen, nach bequemen Polstern und sanften Lagerstätten."

Weniger als das seelische Verhältnis der Ehegatten zu einander und der Eltern zu den Kindern ist der Kreislauf der täglichen Pflichten und der Wechsel von Arbeit und Vergnügen, Brauch und Gewohnheit durch den Wandel von Weltanschauung und Zeitstimmung beeinflußt worden, weil es sich hier größtenteils um einfache und notwendige Einrichtungen allgemein menschlicher Art handelt, die die Natur der Dinge bestimmt. Immerhin fehlt es auch hier an Veränderung und Auflockerung im Laufe des Jahrhunderts nicht. Die durch den Wunsch des genauen und ordnungsliebenden Mannes bestimmte Tageseinteilung eines wohlbestellten bürgerlichen Haushaltes um 1750 hat Rabener aufgezeichnet: Um sechs Uhr steht die Frau auf und zieht sich gleich reinlich und sorgfältig an. Um sieben Uhr wird Tee oder Kaffee getrunken. Mit dem Schlag acht muß das Frühstück verzehrt und alles wieder an seinen Ort gesetzt sein. Um acht Uhr geht der Mann auf die Schreibstube, nachdem er die Frau zum Abschied geküßt. Von acht bis zwölf Uhr besorgt die Frau inzwischen zu Hause ihre Wirtschaft. Punkt zwölf Uhr, wenn er heimkommt, muß das Essen auf dem Tische stehen. Bis

205. Zinnsoldaten des 18. Jahrhunderts. Zürich, Privatbesitz. (Nach Gröber, Kinderspielzeug alter Zeit.)

zwei Uhr wird gegessen und Kaffee getrunken. Dann geht der Mann wieder an seine Arbeit, die Frau legt sich zu einem Schläfchen nieder und kann bis sieben Uhr überhaupt tun, was ihr gefällt. Um sieben Uhr kommt ihr Herr und Gebieter wieder zurück. Von acht bis neun Uhr wird das Abendessen eingenommen. Dann sitzt der Hausherr bei einer Pfeife Tabak noch mit der Frau zusammen. Um zehn Uhr wird die Pfeife ausgeklopft und zu Bett gegangen, daß man um sechs Uhr wieder aufstehen kann. Etwas anders gestaltet sich, nach Mösers Darstellung, der Tageslauf einer vornehmen Frau: Acht Uhr aufstehen. Bis neun am Kaffeetische. Toilettemachen bis zwei Uhr. Mittagessen bis vier. Dann Spiel und Unterhaltung bis acht. Abendessen bis zehn. Zu Bettgehen um zwölf.

Je nach dem Stand und Reichtum der Familie, nach dem Wohnort und seinen gesellschaftlichen Möglichkeiten gestaltet sich der Tag mehr oder weniger abwechslungsreich. Besuche finden sich ein, in vornehmen Häusern vorher durch Diener oder Dienerin des Besuchers angemeldet. Besonders beliebt ist der Besuch nachmittags zum Kaffee mit Milch oder Sahne oder zur Schokolade. Abends geht man etwa in die Oper oder ins Schauspiel, wenn gerade eine Komödiantentruppe in der Stadt ist. Oder man besucht eine Abendgesellschaft oder eine Tanzveranstaltung.

206. Spielzeug des 18. Jahrhunderts. Negerin mit Kind und Tieren aus Goldfäden.
(Nach Gröber, Kinderspielzeug alter Zeit.)

207. Weihnachtsbescherung. Kupferstich um 1780. Rechts die Urform des Weihnachtsbaumes.

An den häuslichen und öffentlichen Festessen geht es oft hoch her, wenn die Verhältnisse es gestatten. Sogar bei einem gewöhnlichen Freundschaftsgebot tischt man fünf bis sechs auserlesene Speisen auf. Ein großes Bankett besteht aus 12 bis 16 Gängen mit Dessert. Es kommt vor, daß Private 50, 60 und mehr Gerichte geben. Besonders Hochzeiten sind der Anlaß zu üppigen Gelagen. In Nürnberg kommt um 1780 eine bürgerliche Hochzeit für die Person auf 8 bis 15 Gulden zu stehen. Man hat daher den Brauch der Zahlhochzeiten eingeführt; jeder Gast hat seine Zeche selber zu zahlen. Sogar in Gelehrtenkreisen macht man erheblichen Aufwand. Frau Gottsched hielt als Braut 100 Taler als Hochzeitkosten für einen mäßigen Betrag. „Wieviele," schreibt sie ihrem Bräutigam, „verschwenden bei dieser Gelegenheit in wenig Stunden die Einkünfte eines ganzen Jahres."

Auch das Alltagsleben bringt neben der Arbeit in Beruf und Haus noch Abwechslung genug. Noch ist in der Regel der Tagesraum nicht durch ein so volles Maß angespannter Arbeit ausgefüllt wie heute. Der soziale Wetteifer und die Sucht nach Geld sind noch nicht so ausgebildet. Schon die scharfe Trennung der Stände hemmt ein ehrgeiziges Aufsteigen von unten nach oben. Man bequemt sich zu läßlichem Genuß dessen, was der Tag bringt und Stand und Mittel gestatten. Wer wenig hat, ist mit wenigem zufrieden und genießt das Leben mit bescheidenen Ansprüchen. Wer es vermag, läßt Angestellte und Dienstboten für sich arbeiten.

Die Spiele, mit denen sich alt und jung die Zeit vertreibt, unterscheiden sich nicht allzuviel von den heutigen. Die Jugend vergnügt sich beim Hasche- und Versteckspiel, mit Blindekuh

208. Der Weihnachtsmann des 18. Jahrhunderts. Zeichnung aus dem Jahre 1784. Der Dargestellte ist nicht eigentlich der hl. Nikolaus oder Knecht Ruprecht, sondern der Krampus, eine Gestalt, die im Laufe der Zeit in die beiden ersteren aufgegangen ist. Der Krampus ist der vom hl. Nikolaus in seinen Dienst gezwungene Teufel (daher die Hörner auf dem Kopf). Er hat die Aufgabe, die Christgaben auf seinem Rücken zu tragen und die bösen Kinder zu strafen, wogegen die guten von einem den hl. Nikolaus begleitenden Engel belohnt werden. Nur in Österreich ist heute der Krampus noch allgemein bekannt.

209. Straßenhändler.
Zeichnung von Chodowiecki.

und Klumpsack, mit Kaufmann-, Büttel- und Diebspiel, mit Marmeln und Ringelreihen, mit Blaserohr und Schaukel. Die Mädchen tändeln mit Puppen. Die Erwachsenen spielen Brettspiele, wie Schach und Dame, Karten und Würfel. Den Spielen um Geld frönt man leidenschaftlich. Sind junge Leute beider Geschlechter beisammen, so sind Pfänderspiele beliebt. Die sich auslösenden Personen müssen „die Nase an den Nagel hängen", dem oder jenem Teilnehmer neunerlei Ehre und neunerlei Schande antun, die Fensterscheiben zählen, auf dem Besen laufen, den Ofen zu Gevatter bitten usw. Goethe hat in Sessenheim mit Friederike und ihren Schwestern „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" gemacht. „Man nimmt," erläutert er, „einen dünnen Spahn oder auch einen Wachsstock, zündet ihn an und läßt ihn eine Zeitlang brennen; dann bläst man die Flamme weg, daß die Kohle bleibt; dann sagt man so eilig als möglich das Sprüchelchen:

„Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg,
Lebt er lang, so wird er alt,
Lebt er, so lebt er,
Stirbt er, so stirbt er.
Man begräbt ihn nicht mit der Haut,
Das gereicht ihm zur Ehre."

Nun gibt man die glimmende Kerze geschwind dem Nachbar in die Hand, der dasselbe Gesätzchen wiederholen muß; und das geht so lange fort, bis die Kohle bei einem auslischt, der dann ein Pfand geben muß."

Von körperlichem Sichtummeln in freier Luft hat ein Geschlecht nichts wissen wollen wie das des Rokoko, dessen ganze Bildung so sehr auf Haus und Gesellschaft gerichtet ist, daß es auch die Natur so viel als möglich in den Hausbau einbezieht. Fast die einzige Bewegung, die man sich spielend gönnt, ist der Tanz.

Tanzen, so heißt es in Amaranthes' Frauenzimmerlexikon (1715), ist „eine zierliche Bewegung des Leibes und Setzung der Füße nach dem Takt der Musik eingerichtet und abgeteilet." Die gesellschaftliche Bildung

der galanten Zeit legt dem Tanz eine Wichtigkeit bei, die er selbst heute nicht besitzt. Ein Tanzlehrbuch der Zeit, Tauberts „Rechtschaffener Tanzmeister" (1717), zählt nicht weniger als 1100 Seiten. Noch in Lenzens „Hofmeister" (1774) läßt die Majorin den Kandidaten Läuffer, wie er sich ihr als Hauslehrer vorstellt, als erste Probe seiner Fähigkeit ein Kompliment aus einem Menuett machen, und er selber rühmt sich, er habe in seinem Leben wohl fünfzehn Tanzmeister gehabt. Aus eigener Erfahrung über berühmte Tanzmeister sprechen zu können, gilt als Zeichen modischer Bildung, wie heute die Kenntnis der Namen der neuesten Filmstars. An den Höfen genießen große Tanzmeister, wie in Württemberg Vestris, eine Besoldung, die oft die von Ministern überstieg.

210. Figur aus dem Menuett. Kupferstich von Nilson.

Der Modetanz ist seit der Mitte des 17. Jahrhunderts das französische Menuett. Es ist ein Einzelpaartanz, bei dem der Herr und die Dame sich in der Figur eines S, später einer 2 oder eines Z gegeneinander und voneinander weg bewegen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wird dieser Einzeltanz durch den an Volkstänze sich anlehnenden englischen Kontretanz von beliebig vielen Paaren abgelöst. Aus der Allemande, einem durch französische Truppen aus Deutschland in Frankreich eingeführten und dort verfeinerten Tanz bildet sich in der Mitte des Jahrhunderts der Walzer, der von Wien aus um 1770 in die Gesellschaft eindringt. Er ist, als der deutsche Tanz, der Lieblingstanz der empfindsamen Zeit. Diese Tanzarten verzweigen sich in verschiedene Sonderformen. So berichtet Amaranthes, daß in Frankreich fast alle Monate neue Formen des Menuetts erfunden werden. Englische Kontretänze sind der Leiertanz, der Nonnentanz, der Jalousietanz, der Großvatertanz. Christian Reuter schildert in seinem „Schelmuffsky" einen Tanz in Hamburg um 1700. Der bucklige Tanzmeister tanzt die erste Entrée: er sprang, „als wenn er in Lüften flöhe". Dann schließen alle Kavaliere und Damen einen Kreis und fangen an, „schlangenweise" zu tanzen. Schelmuffskys Geliebte muß in den Kreis hineintreten und dort allein tanzen, indes die andern es ebenfalls tun. Darauf tanzen sie französische Tänze wie Courants, Chiques und deutsche Walzer. Ein andermal müssen die Frauenzimmer den Kavalieren, die wieder im Kreise geordnet sind, auf die Achseln stehen und mit den Röcken das Gesicht bedecken, so daß sie nicht sehen können. Darauf wird ein „Totentanz" aufgespielt und die Junggesellen müssen darnach tanzen. Wie viel sauberer und natürlicher spielt sich siebzig Jahre später das ländliche Tanzvergnügen ab, das Goethe im „Werther" beschreibt. Zuerst wird ein französisches Menuett zu zweit, dann ein englischer Kontretanz von allen Paaren getanzt und zuletzt nach deutscher Art gewalzt — eine Wiederholung der zeitlichen Reihenfolge der Modetänze in Deutschland.

Regelrechten Unterricht in Leibesübungen, vor allem Fechten und Reiten, erhalten nur

211. Schlitten Friedrichs I. von Preußen. Berlin, Schloß.
(Phot. Staatl. Bildstelle.)

die Kinder des Adels. Noch Goethe läßt seinen Wilhelm Meister es beklagen, daß er, als Bürgerlicher, in seiner Jugend seinen Leib so wenig ausgebildet habe. Im Winter sind Schlittenfahrten beliebt, weil sie eine gesellige Lustbarkeit sind. In einem Reisewerk, das um 1700 in Nürnberg erschien, sind derartige Schlittenfahrten in Wien geschildert: ,,Ihre Schlitten waren wohl gemacht in Gestalt von Greifen, Tigertieren, Schwanen, Seemuscheln, Delphinen, Pfauen und andern dergleichen Figuren, schön ausgeschnitzt, herrlich gemalet und vergüldet. Das Frauenzimmer, welches in dem Schlitten geführt wird, ist prächtig aufgeputzt in Kleidern von Sammet und Seiden, sehr herrlich gefüttert, mit reichen kostbaren Spitzen, Bändern und Kleinodien versehen, in Zobelenhauben oder sammeten Kaschketen (Mützen) mit schönen Federbüschen. Die Schlitten werden zwar nur mit einem Pferde bespannt, doch ist dasselbige auch von allerlei Arten von Federbüschen trefflich aufgeputzt und mit einem schönen Geläute von gleich klingenden Schellen behangen, führet auch auf dem Kummet meistens eine sonderbare Zierart, als etwan sind Hirschgeweih oder dergleichen (Abb. 211). Ist auch mit seidenen Fransen und Quasten überaus zierlich geschmückt. Ein oder mehr Pagen reiten nebenher mit Fackeln in den Händen, und auf solche Weise fähret man bei Nacht über den gefrorenen Schnee die Straßen von Wien auf und nieder, und folgen viel Schlitten einander mit großer Geschwindigkeit und Artlichkeit immer nach, und sitzt der Kavalier hinter seiner Dame außerhalb des Schlittens und regiert sein Pferd."

Erst nach der Mitte des Jahrhunderts fordern Pädagogen wie J. G. Sulzer Leibesübungen auch für die Kinder des Bürgerstandes. Etwas später findet der Schlittschuhsport aus Holland und den nordischen Ländern in Deutschland und der Schweiz Eingang (Abb. 212). Klopstock, an Leibesübungen schon von Jugend auf gewöhnt, hat sich in der Kunst des ,,Schrittschuhlaufens" in Dänemark ausgebildet und durch das Ansehen seiner Persönlichkeit unermüdlich bis in sein hohes Alter für seine Verbreitung gewirkt, trotzdem sogar Lessing über seinen Eifer spottete. Nicht weniger als vier Oden hat er in den sechziger Jahren dem ,,Wasserkothurn" und den ,,Beflüglungen des Stahls, so den Sturm ereilt" gewidmet:

,,Und sollte der unsterblich nicht sein, Die das Roß, mutig im Lauf, niemals gab,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand, Welche der Reihn selber nicht hat?"

An Klopstocks Begeisterung hat sich die Sportfreude der Stürmer und Dränger entzündet. Goethe vor allen hat in Frankfurt und Weimar das Schlittschuhlaufen geübt und ihm immer neue Freunde gewonnen. Sie hätten, bekennt er in ,,Dichtung und Wahrheit", dieser Lust unmäßig nachgehangen: ,,Einen herrlichen Sonnentag so auf dem Eise zu verbringen, genügte uns nicht; wir setzten unsere Bewegung bis spät in die Nacht fort . . . Der über den nächtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrorenen Wiesen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die

unserm Lauf entgegensäuselnde Nachtluft, des bei abnehmendem Wasser sich senkenden Eises ernsthafter Donner, unserer eigenen Bewegungen sonderbarer Nachhall vergegenwärtigten uns ossianische Szenen ganz vollkommen. Bald dieser, bald jener Freund ließ in deklamatorischem Halbgesange eine Klopstockische Ode ertönen, und wenn wir uns im Dämmerlichte zusammenfanden, erscholl das ungeheuchelte Lob des Stifters unserer Freuden.“ Als Klopstock Goethe im Sommer 1774 in Frankfurt besuchte, unterhielten sie sich weitläufig über diese edle Kunst. Klopstock belehrte Goethe, daß das Wort Schrittschuhe, nicht Schlittschuhe heiße, da es nicht von Schlitten, sondern von Schreiten komme. „Von den hohen, hohlgeschliffenen Schrittschuhen wollte er nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen, breiten, flachgeschliffenen friesländischen Stähle, als welche zum Schnellaufen die dienlichsten seien. Von Kunststücken, die man bei dieser Übung zu machen pflegt, war er kein Freund.“

212. Schlittschuhläufer. Gemälde von Norbert Grund. Prag, Museum Rudolphinum.

Die Abneigung der älteren Aufklärung gegen den Eissport dürfte sich aus ihrem Bedürfnis nach gesellschaftlicher Haltung und hübsch gebundener Lebensform erklären. Ihm widersprach das Schlittschuhlaufen mit seinen weitausholenden und schwingenden Bewegungen in kalter Winterluft. Wohl liebt auch das Rokoko die Bewegung in freier Natur, aber sie darf nicht ein wildes Rasen, sie muß ein gemessenes Lustwandeln sein. Die Höflichkeitsregel des Salons als der Pflegestätte einer geselligen Bildung, auf die man sich so viel zu gute tat, gilt auch für den Aufenthalt im Freien.

In ihrem bis ins Letzte ausgebildeten Sinn für gesellschaftliches Zeremoniell gleicht die Kultur des Barock und des Rokoko der höfischen Bildung des Mittelalters. In beiden Zeitaltern ist das Ursprungsland dieses feinen Anstandes Frankreich gewesen. Dort vermochte sich das gesellige Leben — vor allem in den Zusammenkünften der hohen Gesellschaft im Hotel Rambouillet in Paris um 1650 — in reicheren und autoritativen Formen zu bewegen und wurde so gesetzgebend für den übrigen Teil Europas. Die Voraussetzung für die Entstehung dieser höfischen Gesellschaftsbildung und ihre Formen war nicht nur die kastenmäßige Abstufung der verschiedenen Volksklassen, deren Gliederung man auch äußerlich in den Anstandsgebräuchen zum Ausdruck bringen mußte, sondern auch die reichliche Muße, über die, bei dem selbstverständlichen Wohlstand, die oberen Schichten der Gesellschaft verfügten; aus ihr läßt sich jene schleppende Umständlichkeit in dem Anstandszeremoniell der Zeit erklären, die so

schlecht zu unserer kurzgebundenen Zeit paßt. Die tiefste Ursache aber für das verwickelte und genau abgestufte Höflichkeitswesen dürfte das Bedürfnis des weltlustigen und galanten Geschlechtes gewesen sein, die innere Fessellosigkeit und Unsicherheit äußerlich zu verkleiden. Die Oberen mußten den Unteren doch zeigen, daß sie Haltung besaßen, wenn sie Ehrfurcht von ihnen forderten, zu der jenen ihr Leben wahrlich wenig genug Anlaß bot.

Feste Anstandsregeln bestimmen Gebärde und Wort im Verkehr von Mensch zu Mensch. Von den Sitten in Nürnberg berichtet Baron Pöllnitz, sein Wirt habe, so oft er ausgegangen sei, ihn begleitet und ihn gebeten, sein geringes Haus doch bald wieder mit seiner Gegenwart zu beehren. Und Nicolai erzählt, man habe dort zu jedem Gastmahl eine dreimalige Einladung geschickt. Der Eingeladene hatte sich jedesmal zu entschuldigen, dann ungewiß zu versprechen und, immer wieder genötigt, erst zuletzt zuzusagen. Wie, in Reuters Roman, Schelmuffsky eine Gesellschaft abends in einem Gasthaus bewirtet, begleiten ihn alle Eingeladenen nach Schluß der Mahlzeit durch den Saal bis zur Treppe, die zu seinem Schlafzimmer führt. Auch in Callenbachs Komödien wird immer wieder über die umständlichen Gesellschaftsgebräuche gespottet. Eine Dame will auf vier Tage nach Frankfurt reisen, um sich über die neue Mode zu informieren. Acht Tage vorher muß der Kutscher jeden Tag früh gegen zehn Uhr und nachmittags gegen drei Uhr anspannen, damit sie ausfahren kann, um Abschied zu nehmen. „Das ist“, erklärt sie, die „Vorschrift der Komplimentenschul“. „Alle Dames, die nach der jetzigen Welt geschliffen sein, würden's mir übel nehmen; sollte ich nur auf einen halben Tag verreisen, müßte ich mich viele Täg' vorhero beurlauben. In der Retour muß ich wieder zu allen schicken, mich um ihren Wohl- oder Übelstand erkundigen, meine Wiederkunft lassen ansagen.“ Ein andermal unterhalten sich zwei Freunde über das Zeremoniell bei Empfang eines Besuchers. Der eine hat eine Standeserhöhung erfahren und möchte sich dem Besucher gegenüber nichts vergeben, ohne ihn doch zu beleidigen. Da schlägt ihm der zweite vor, ihm anderthalb Schritte entgegenzugehen und anderthalb Zoll dazuzugeben. Damit er diese Anstandsgrenze nicht überschreitet, wird ein Kreidestrich am Boden gezogen. Damit er die Oberhand behalte, darf seine Hand nicht so tief hinunterhangen wie die des Besuchers. Ein entsprechendes Zeremoniell wird für den Abschied festgesetzt: der Hausherr begleitet den Besucher bis an den Kreidestrich, bleibt dann stehen, sieht ihm nach, bis er die Stiegen hinunter ist; „alsdann muß er noch einen großen Katzenbuckel machen, hinten an der Stiegen, der Herr aber neigt sich nur ein wenig und retiriert sich in schönster gravitätischer Ordnung.“

Eine genaue Abstufung besteht in der Titulatur der Anreden, und streng hält man darauf, daß jeder Stand die ihm gebührende Bezeichnung bekommt. Der Mann von Adel will „Wohlgeboren“ oder noch lieber „Hochwohlgeboren“ heißen, die junge Dame von Adel ein „gnädiges Fräulein“ und die Schusterstochter doch wenigstens „Mademoiselle“ sein. Die Geistlichen erheben Anspruch auf „Hochehrwürdig“, die Doktoren der Theologie auf „Hochgelahrt“ und die Bürgermeister auf „Exzellenz“ oder „Magnifizenz“. Noch am Ende des Jahrhunderts hat dieses Zeremoniell in den Reichsstädten Geltung. Nicolai berichtet von Ulm: Jeder wird in Gesellschaft nach seinem Range gesetzt und wird auch wenigstens schriftlich genau nach seinem Range unterschieden und genannt. Die drei Bürgermeister und zwei Alterherren werden „Wohlgeborne Herrlichkeiten“ betitelt, die Ratsherren „Hoch- und Wohlweise“. Ein Bürger, der ein Handwerksmann ist, ist ein „Ehrbarer“, ein Kaufmann ein „Edler und Vester“. Nimmt aber ein Sohn eines Ehrbaren und Vesten einen akademischen Grad an, so wird er augenblicklich „Hochedelgeboren“ tituliert. Nicht weniger ausgebildet sind Titelsucht und Standesdünkel bei den Bürgern der freien Republiken der Schweiz. In Bern stritt

man jahrelang darüber, welche Geschlechter den Titel „Edelfest" oder bloß „Fest" oder gar kein derartig schmückendes Beiwort beanspruchen dürften. 1783 beschloß man, daß alle regimentsfähigen Geschlechter berechtigt sein sollten, das Wörtlein „von" vor ihren bürgerlichen Namen zu setzen. Die Herren von Bern hätten sich selber vergöttert, spottete Friedrich der Große.

Bei Begrüßungen, in den Anreden und Schlüssen der Briefe, in Bücherwidmungen u. dgl. feiert die vielverschlungene Höflichkeit der Zeit wahre Orgien. Talanders „Getreuer Hofmeister" verzeichnet Grußformeln wie die folgende: „Ganz gehorsamer Knecht, Mademoiselle. Ich erkühne mich, das Glück zu suchen, meine Reverenz zu machen. Bitte also um Vergebung, wofern ich etwan meinem wertesten Frauenzimmer nicht gelegen fiele." In einem Neujahrsschreiben von Christian Thomasius an den brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. über die Erfindung der Wissenschaft, anderer Menschen Gemüt zu erkennen (1692), steht der Satz: „Daß ich mich aber unterwunden, Eurer Churfürstlichen Durchlauchtigkeit diese meine Erfindung in untertänigstem Gehorsam zu offerieren, wolle Eure Churfürstliche Durchlauchtigkeit nach Dero weltkundigen Hohen Churfürstlichen Gnade nicht ungnädig aufnehmen und sich hierbei gnädigst versichern, daß dieses im geringsten nicht aus dem Absehen eines Eigennutzes geschehen." In J. U. Königs Ausgabe von Canitzens Schriften (1727) nimmt die Widmung an den Reichsgrafen Wackerbarth mit der Aufzählung all seiner Würden und Titel ganze zwei Seiten ein. Die Briefe der Zeit überfließen von Versicherungen des Gehorsams und der Untertänigkeit. So schließt Friedrich Melchior Grimm einen Brief an Gottsched 1741 mit den Worten: „Ich schließe, damit Eure Hochedelgeborne Magnifizenz nicht allzu ungeduldig über dieses lange Geschmiere werden mögen. Ich unterfange mich hierbei, Eurer Hochedelgebornen unvergleichlichen Frauen Gemahlin, als ein unbekannter Verehrer Ihrer preiswürdigen Gelehrsamkeit meine untertänige Ehrfurcht zu bezeugen, und ich bin, mit unbeschreiblicher Hochachtung . . ."

Was für ein verwickelter, wahrhaft rokokohaft verschnörkelter Seelenzustand: man setzt sich in den Augen des anderen herunter und hebt diesen in eine geradezu überirdische Höhe, in der Erwartung, daß man durch den Verkehr mit einem derartig übermenschlichen Wesen zugleich miterhöht werde! So wenig traut man seiner eigenen natürlichen Geltung, so großes Bedürfnis hat man, sich auf das ausgeklügelte Gesellschaftssystem zu stützen und sich von ihm tragen zu lassen.

In der Mitte des Jahrhunderts ist es den reinigenden Ideen der Aufklärung gelungen, diese Verdrehtheit zu überwinden. Nun gilt die umständliche Höflichkeit des Rokoko bereits als altväterisch. Rabener spottet in dem satirischen „Versuch eines deutschen Wörterbuchs": „Compliment. Gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen ist eine gleichgültige Bewegung eines Teils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Anteil daran . . . Untertäniger Diener; ganz untertäniger Diener; untertänigster Diener . . . Dieses sind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Mode der heutigen Welt artig und galant sind, nichts." Vor allem die Periode der rousseauischen Naturverherrlichung und des Sturms und Drangs hat reinigend gewirkt. „Gütigster Herr Aktuarius!" oder: „Mein teuerster Freund!" redet Lenz in den siebziger Jahren den dreißig Jahre älteren Aktuar Salzmann in Straßburg an, und Goethe beginnt einen Brief im März 1776 an den Herzog Karl August einfach mit: „Lieber Herre"; seine Ergüsse an die Freifrau Charlotte von Stein tragen die Anrede: „Liebe Frau" oder „Liebste Frau" an der Spitze, wenn er sich nicht, wie meist, überhaupt jeder Anrede enthält.

213. Wochenstube. Kupferstich.

Die Hauptanlässe, bei denen sich die ganze Würde eines Hauses entfalten kann, sind, neben den Festen des Kalenders, die Feiern der Familie: Geburt, Taufe, Hochzeit, Tod. In wohlgeordneter Bahn, von festen Formen umhegt, läuft jedes dieser Ereignisse ab. Schon vor der Geburt beginnt der Kreislauf. Fühlt sich eine Frau in anderen Umständen, so pflegt man ihr mit den anzüglichen Worten: „A votre santé, Madame: Hansel im Keller" aus einem eigens gestalteten Trinkgefäß zuzutrinken. Amaranthes in seinem Frauenzimmerlexikon erklärt: „Hänschen im Keller ist eine Art von einem silbernen, ziervergüldeten Trinkgeschirr, stehet auf einem langen Fuß, von oben her mit einer runden und hohlausgetriebenen Muschel versehen; in der Mitte solcher Muschel ist ein klein hohl verfertigtes, in die Höhe gehendes Behältnis, mit einem kleinen und leichten silbernen Blättchen statt Deckels bedecket, worinnen ein zartes und subtiles, klein von Silber verfertigtes Kindlein verborgen lieget. Wann nun Wein in dieses Trinkgeschirr gegossen wird, wird solches kleines Kindlein, das unten auf einer kleinen, von zarten Glase geblasenen Kugel stehet, durch den Wein in die Höhe gehoben, stößet das Decklein auf und präsentieret sich also mit aller Verwunderung und Lust."

Die Geburt selber ist von allen möglichen, vielfach abergläubischen Gebräuchen beschirmt. Die Gebärende muß dreimal Salz hinter sich werfen. Birnen müssen aus dem Gemach entfernt werden usw. Die Mitteilung der Geburt bei Verwandten und Bekannten geschieht oft mit großer Feierlichkeit. In Ulm werden die Namen der dabei zu begrüßenden Personen in ein Verzeichnis eingetragen, das in Goldpapier geheftet ist. Die Magd geht darauf in einer besonderen Tracht, von einem Schüler begleitet, der das goldpapierene Verzeichnis in der Hand trägt, bei den Bekannten herum. Man klingelt an, es kommt jemand, die Magd hebt ihren Spruch an. Sie erhält ein Trinkgeld von 4 bis 24 Kreuzern. Nach der Geburt hat die Mutter drei Wochen das Bett, sechs Wochen das Haus zu hüten. In diesen „Wochen" empfängt sie in der besonders ausgestatteten Wochenstube, deren Luft oft durch Räucherwerk verbessert wird, die Besuche ihrer Verwandten und Bekannten. Man nennt das „vor die Wochen gehen". Das Kind liegt in einer Wiege, durch Windeln und Bänder wie ein Fleischpaket fest eingeschnürt. So bald als möglich, jedenfalls noch ehe die Wöchnerin die Wochenstube verlassen hat, findet die Taufe statt. In der Regel hat ein Kind drei Gevattern, in vornehmen Kreisen auch mehr. Sie schenken dem Täufling die „Patenzettel", gestochene Blätter mit Glückwunschsprüchen; in sie ist das Patengeld eingewickelt. Die Taufe wird durch ein Mahl gefeiert, das oft zur kostspieligen Schwelgerei ausartet: Christian Weise klagt, es wende mancher mehr auf die Kindstaufe, als er sein Lebtage dem Kinde mitgeben könne.

214. Kindtaufe. Kupferstich.

Ebenso wickelt sich die Hochzeit in bestimmten Formen ab. Der Bräutigam schenkt der Braut das Kleid und den Schmuck, die Braut ihrerseits hat dem Bräutigam am Morgen vor der Trauung ein Hemd mit Krause, Manschetten und Schnupftuch zu schicken. Sie darf daran aber keinen Stich selber nähen und auch nicht mit der Näherin um den Lohn handeln, sonst gibt es keine gute Ehe. Zum Aufgebot in der Kirche trägt sie einen Kranz auf dem Kopf. Die Hochzeitsgäste werden durch den Hochzeitbitter oder, wenn sie auswärts wohnen, durch Briefbotschaft eingeladen. Der Hochzeitbitter trägt ein schwarzes Kleid, manchenorts eine große Bandrose auf dem Hut oder ein weißes Schnupftuch mit Blumen und bunten Bändern in der Hand. Dem eigentlichen Hochzeitsfest geht der Polter- oder Rammelabend voraus. Am Hochzeitstage selber trägt die Braut den Brautkranz, eine aus Lorbeerblättern geflochtene oder von grünbesponnenem Draht und bunten Schmelzblümchen zusammengesetzte, manchmal auch mit Juwelen geschmückte Krone. Auch das Brautkleid ist, natürlich der Mode entsprechend, genau bestimmt. Zur Trauung in der Kirche fährt man in Kutschen unter Glockengeläute. Nach der Trauung begibt man sich zum Hochzeitsmahl entweder ins eigene Heim zurück oder in ein öffentliches Haus. Bei dem Mahl werden die Geschenke überreicht, die die Gäste dem Brautpaar spenden. Dabei werden von den Spendern höflich verschnörkelte Reden an den Bräutigam gesprochen, der sie in gleicher Form erwidert. Ist die Tafel aufgehoben, so tanzt der ,,Brautdiener" mit der jungen Frau den Brautreigen. Darauf begibt sich das junge Paar in die Brautkammer. Bei fürstlichen oder adligen Hochzeiten wird dort der Braut durch einen Bevollmächtigten das Strumpfband gelöst. Am nächsten Tage geht die Festlichkeit weiter. Der Gatte schenkt seiner Frau die Morgengabe. Dann setzt man sich zu einem neuen Mahl, der Nachhochzeit, nieder. Das erste Gericht ist die Brautsuppe, ,,eine aus Wein, Eiern

215. Haustrauung. Kupferstich.

und Semmel abgewürzte gelbe Brühe". Ebenso gewürzt sind die anzüglichen Gedichte und Spaßreden, mit denen die jungen Ehegatten aufgezogen werden. Statt des Brautkranzes wird der Frau jetzt ein mit Nadeln gespickter ,,Vexierkranz" aufgesetzt und darauf mit mehr oder weniger Feinheit wieder abgerissen. Christian Weise berichtet von einem Fall, wo der Braut ,,die Herren Brautlümmel bald den Kopf mit Band und Haaren abgerissen hätten, weil sie den Kranz mit starkem Drahte unter den Haaren fest verwahret hatte. Und bei diesem Akte gingen solche obscoena aequivoca (schlüpfrige Zweideutigkeiten) für, daß sich züchtige Ohren billich dafür zu schämen hatten." Zum Abschluß der Hochzeit wird der ,,Kehrab" getanzt: ,,So heißet," erklärt Amaranthes, ,,derjenige lange Tanz, mit welchem die sämtlichen Hochzeitsgäste, die sich mit den Händen in einer langen Reihe fest aneinander geschlungen und allerhand Figuren in solchen Tanz sehen lassen, die Hochzeitslust beschließen und den Musikanten Feierabend geben."

Der Hinschied eines Familiengliedes wird sofort der ganzen Bekanntschaft durch die Leichenbitter oder die Bittfrauen mitgeteilt. Wieder zeichnen sich die alten Reichsstädte durch ein besonders feierliches und umständliches Zeremoniell aus. In Ulm geht eine Magd des Trauerhauses in schwarzem Kleid, Schleier, Kröß (Halskrause) und Mummel (einem langen Fürtuch von Leinwand, das vorn von der Nase über Mund und Leib bis an die Knie reicht) von Haus zu Haus und teilt die Trauerbotschaft mit. Ein Trinkgeld erhält sie diesmal nicht. Nach einigen Tagen erscheint sie, von einem Schüler begleitet, nochmals und sagt den Tag der Beerdigung an, die stets um ein Uhr stattfindet. Am folgenden Tag kommt auch noch der amtlich bestellte Leichenbitter — es ist derselbe, der auch die Stelle des Hochzeitbitters versieht — und bittet um das Gefolge der Leiche. Auch er erhält kein Trinkgeld. Anderswo wird Stunde und Ort des Begräbnisses von der Kanzel verkündet. Am Beerdigungstage stellen sich in Ulm gegen ein Uhr je sechs leidtragende Männer, Frauen und Mägde ein. Alle sind schwarzgekleidet, die Männer in langen Mänteln, mit einem abgeklappten Hut, an dem vorn noch ein kleiner, über die Augen hangender schwarzer Tuchlappen befestigt ist; die Frauen und Mägde tragen die Mummel. In besonderen Zimmern stehen die sechs Männer und sitzen die sechs Frauen, während die sechs Mägde auf einer Bank im Hausflur sitzen. Der Leichenbitter, in langem Trauermantel, hält sich an der Haustüre, um jeden Hereinkommenden zu beobachten, ihn entweder in seinem Verzeichnisse anzustreichen oder einzutragen, wobei er genau auf die Rangordnung zu achten hat. Um ein Uhr erscheinen die Personen des Trauergeleites. Sie werden in die Zimmer geführt, wo die Leidtragenden sind, die Männer zu den männlichen, die Frauen zu den weiblichen. Da geben sie allen der Reihe nach die Hand und

216. Begräbnis. Kupferstich.

murmeln ihre Teilnahme. Wenn die Zeit heranrückt, setzen sich die sechs leidtragenden Männer in Bewegung, gehen langsam und traurig, einer nach dem anderen, zur Haustüre hinaus und stellen sich draußen auf. Darauf ruft der Leichenlader einen jeden Begleiter nach Name, Rang und Titel auf, jeder geht zur Türe hinaus, verneigt sich vor jedem der Leidtragenden und schließt sich an sie an. Dabei singen Schüler ununterbrochen Sterbelieder. Auch die Frauen werden in gleicher Weise von dem Leichenlader aufgerufen. Ist das Geleite beisammen, so setzt sich der singende Chor in Bewegung. Darauf folgt der Sarg, den bei Leichen mittleren Standes 24 Kandidaten und Studenten tragen, je zwölf sich ablösend. Vornehme Leichen werden von Ratsdienern und Kanzleiboten getragen, die in Nürnberg in rote Mäntel gekleidet sind. Dem Sarg folgen zuerst die eingemummelten Mägde und gemeinen Bürgerweiber, dann die Schüler und Studenten, darauf die Männer und zuletzt die Frauen des eigentlichen Gefolges. Doch gehen die meisten nur bis in die Kirche, in der die Abdankung stattfindet. Man begreift die Klagen der Zeitgenossen über die ungeheuren Kosten solcher Bestattungen. Betrugen sie doch bei einer Leiche aus dem mittleren Bürgerstande nicht weniger als 400 Gulden; vornehmere Bestattungen konnten bis 1000 Gulden kosten. Das geringste Begräbnis erforderte immer noch 12 Gulden. Die fortschreitende Aufklärung hat diese Beerdigungsfeierlichkeiten allmählich vereinfacht. In Ulm bildete sich 1788 eine Gesellschaft, deren Mitglieder sich verpflichteten, statt der Trauerkleider die Männer einen schwarzen Flor um den Arm, die Frauen ein schwarzes Band am Kopfputz zu tragen.

Schon diese Sitten zeigen das starke Bedürfnis nach allegorischer Versinnlichung von Lebensvorgängen und menschlichen Beziehungen. Stand, Alter, Geschlecht, Beruf, alle Anlässe des bürgerlichen Lebens sollen sich auch äußerlich ausprägen. Vor allem die Kleidung dient diesem Bedürfnis. Man kann von einer eigentlichen Kleiderallegorik sprechen.

Im besonderen will man die weltlichen und die geistlichen Würdenträger durch eine Standestracht von der Masse der Bürger ausgezeichnet sehen. In den Reichsstädten und den Hauptorten der schweizerischen Republiken tragen die Ratsherren auch am Ende des Jahrhunderts noch den langen schwarzen Talar mit dem steifen spanischen Kragen (dem „Mühlsteinkragen"), dazu gewaltige Perücken. Da sich die Perücke beständig an dem Kragen reibt, verringert man da und dort dessen Breite. In St. Gallen beträgt sie nur zwei Finger. In Frankfurt a. M. ist an die Stelle des Kragens ein kleiner Spitzenumschlag getreten. In dem galanten Leipzig tragen die Ratsherren Kragen und Talar überhaupt nicht mehr. Entsprechend ist die Tracht

217. Berliner Prediger. Kupferstich von Daniel Chodowiecki aus Nicolais „Sebaldus Nothanker".

der Geistlichen. In Nürnberg trägt der Prediger beim Gottesdienst über seinem gewöhnlichen schwarzen Rock einen langen Priesterrock ohne Ärmel, der bis auf die Füße geht und von oben bis unten zugeknöpft ist; darüber einen kurzen weißen Chorrock mit vielen Falten, der bis über die Hälfte des Körpers hinunterreicht; bei feierlichen Gelegenheiten zieht er noch außerdem ein buntes Meßgewand an. Über dem allen trägt er einen großen, breiten, vielgefältelten Kragen, einen sogenannten Wolkenkragen. Im gewöhnlichen Leben geht der Prediger in Nürnberg, Augsburg, Ulm und den anderen Städten Süddeutschlands und der Schweiz im bloßen schwarzen oder grauen Rock. In Brandenburg, Sachsen, Pommern und Preußen dagegen hat er auch im gewöhnlichen Leben in voller Amtstracht zu erscheinen. Natürlich tragen auch die Prediger Perücken. Um das lästige Zusammenstoßen von Perücke und Kragen zu vermeiden, hat man in Hamburg für die Geistlichen eine besondere Art von Perücken erfunden, deren Frisur auf der Mitte des Kopfes anfängt und sich so zirkelrund herumkräuselt, daß der Hals und der Wolkenkragen von der Perücke frei bleiben.

Gegenüber der Amtssymbolik dieser meist jahrzehntelang dauernden Trachten stellt die Mode das Ewigwechselnde in der Bekleidung dar. Sogar in die Amtstracht dringt ihre Unruhe ein. Man spürt ihre Wirkung in dem Gegensatz zwischen der Ratsherrentracht in den Reichsstädten und der in den fürstlichen Residenzen. Oder in der Tracht der hamburgischen Prediger, die gegen Ende des Jahrhunderts den Wolkenkragen weglassen und nur in der Summarie erscheinen, einem engen, glatt anliegenden, von oben bis unten zugeknöpften Rock. Vollends die Bekleidung der gewöhnlichen Bürger, ihrer Frauen und Kinder steht der Macht der Mode offen. Sie wird im 16. und 17. Jahrhundert durch Spanien, von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an von Frankreich aus bestimmt und beherrscht wie heute Geist und Geldbeutel mit dem unerschöpflichen Spiel ihrer Launen. Ihre verweltlichende Wirkung haben die Sittenprediger bald beklagt, bald verspottet. Abraham a Sancta Clara schimpft: „Vor diesem hat man ein Kleid viel Jahr getragen und zwar zu heiligen Zeiten, anjetzo aber ist fast alle Wochen ein neue Modi, und diese ist mehrer veränderlich als der Mondschein. Von sechzig Jahren her, o was Modi nur in den Hüten! Bald ein hoher Hut wie ein steyrischer Kegel, bald ein niederer Hut wie ein Pudelfell, bald ein glatter Hut wie ein Schärmaus, bald ein breiter Hut wie ein Faßboden, bald ein schmaler Hut wie ein Milchtopf, bald einfach gestulpt, bald doppelt ge-

stulpt, bald dreifach, daß er also drei Hörner vorstellt . . Bald ist ein Hut, der mit Federn prangt, bald ein anderer, der da maust (dem die Federn ausgehen). Bald ein Hut mit einem silbernen und guldenen Reif, bald ohne dergleichen Zirkel. In Summa, eine stete Veränderung ist in denen Hüten."

218. Tuchladen. Zeichnung von Daniel Chodowiecki.

Stoffe und Kleiderzubehör stammen wie die Mode aus dem Ausland. So wandert viel Geld über die Grenzen. Abraham schmält: „Die durch teutsche Hände gewürkte Tücher seind nur für die Münchskutten, taugen nur für Roßdecken. Es muß Seiden sein aus Kappadozia; es muß Taffet sein aus Persia; es muß Sammet sein aus Hyrkania. Man wird bald von Spinnegeweb Mantel und Mantillen machen, nur wegen der Rarität. Man wird bald dem teutschen Zwirn einen fremden ausländischen Namen schöpfen; es werden bald die Schneider ihre Nadeln müssen in Asia spitzen lassen, es kost, was es woll'." Kaum eine Zeit hat so sehr prunkvolle Stoffe für ihre Kleider geliebt wie das Rokoko. Man kann sich auch nicht genug tun an silbernen und goldenen Verzierungen an Rock und Weste. Die Feinheit der Stoffe, die weite Entfernung ihres Ursprungslandes, die Kunst der Verarbeitung — all das treibt die Preise der Kleider in eine ungeheure Höhe. Friedrich der Große zahlte 1740 für einen Rock 30 Taler, davon 10 Taler Macherlohn. Die Kosten für einen Besatz mit silbernen Tressen, sogenannten Marlytressen, im Betrage von 85 Talern waren nicht eingerechnet. Eine silberne Stickerei zu einem blauen Rocke kam den König gar auf 1000 Taler zu stehen.

Nicht weniger kostspielig und kunstvoll waren die Kleider der Frauen. Da gibt es französische, englische, holländische Seidenzeuge: Atlas und Damast, Brokat und Plüschsamt, Taffet und Crepon; Wollenstoffe wie Flanell, Camelot, Percan, Sarge de Poys; Baumwollstoffe wie Barchent, Canevas, Kattun, Mousseline, Leinendamast und Zwillich. Größten Aufwand treibt man mit Spitzen und Rauchwerk. Ein ganzes Wörterbuch kann angelegt werden mit den Bezeichnungen der verschiedenen Stoffe und Kleidungsstücke. Abraham a Sancta Clara entwirft ein satirisches Bild von der Frau eines Beamten, der eine Jahresbesoldung von 400 Gulden hat: „Seine Frau

219. Im Putzmacherladen.
Gemälde von Daniel Chodowiecki.

220. Die Mode um 1780. Bildnis des Erbprinzen Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin und seiner Gemahlin. Gemälde von Mathieu. Schwerin, Schloß.

Gemahlin geht daher, als wenn sie ein abkopierte Kleopatra wäre. Sie tragt fast alle Monat ein neues Modiklaid. Der Rock muß von geblumtem Brokat sein, da sonsten auf solchen Mistbeetlen nur Saublumen wachsen. Das Klaid muß mit guldenen Spitzen umb und umb und wieder herumb verbrämbt sein ... Die Hauben muß künstlich und köstlich durchbrochen sein ... Alles ist verbändlet und verbunden an ihr ... Ihre Schuhe für die Füß und die Schuhe für die Händ ... müssen allezeit mit dem Neumond neu sein. In Summa 400 Gulden klecken für diese polierte Mistfinkin zu beklaiden nit. Die Ausgab in allem erstreckt sich jährlich auf 1000 Reichstaler, ja umb ein Merkliches mehr.“ Rabener läßt zwei Menschenalter später einen Witwer über den Modeaufwand seiner verstorbenen Frau klagen: „Ich weiß, wieviel es mich gekostet hat, nur ihren Reifrock in baulichem Wesen zu erhalten, und es ist mehr als einmal geschehen, daß sie dasjenige an einen einzigen Kopfputz gewandt, was ich binnen vier Wochen, nicht ohne saure Mühe, erworben hatte. Sie hatte etwas gelesen, das sie für einen sinnreichen Scherz hielt, und mit Vergnügen auf sie deutete, wenn sie sagte: es wären ihr alle vier Teile der Welt zinsbar: der Perser spinne für sie; der Mohr fange ihr die Perlen; der Amerikaner durchwühle die Erde, ihr den nötigen Putz zu schaffen; der Europäer wage sein Leben, alles dieses herzubringen; ihr Mann aber sei nur um deswillen erschaffen, daß er die nötigen Kosten dazu verdiene.“

Von der Renaissance haben die Menschen des Barock und des Rokoko die Sitte übernommen, sich als Schäfer zu verkleiden und lustwandelnd zwischen Bäumen und auf Wiesen zu tändeln. Der wahren Natur stehen sie so fern wie nur je ein Geschlecht der Geschichte. Das Zeremoniell verschnörkelter Gebärden und gezierter Redensarten maskiert die Sprache des Herzens. Der französische Gartenstil verkünstelt den natürlichen Wuchs der Pflanzen zu geometrischen Körpern und tierischen Gestalten. So verstellt und entstellt auch die Mode die natürliche Form des menschlichen Körpers, vor allem der Frau, des naturnäheren Geschöpfes als der Mann. Entstellend wirkt der aus Spanien eingeführte Reifrock. Amaranthes beschreibt ihn so: „Reifenrock ist insgemein ein von roher Leinwand mit Stricken- oder Fischbeinreifen weit ausgespannter und ausgedehnter Unterrock, den das Frauenzimmer nach jetziger Mode, um ihrer Taille dadurch ein Ansehen zu machen, unter die anderen Röcke zu ziehen pflegt.“ Entstellend wirkt auch der „Cul de Paris“ oder der „französische Steiß“: „Ist ein rund längliches, weich und gelind ausgestopftes Küssen oder Halbschurz, den das

Madame vous Courez peril
le chien vous frise en Chenil.

pour voir cette frisure
et mettre la Coëffure
l'on prend une lunette
d'aproche pour etre sur

Madam Ihr Herr Frisseur versteht die Baukunst schlecht,
Der Thurn auf Ihrem Haupt ist gar nicht sinckelrecht,
Sie laufen in Gefahr denselben umzustürzen
Dan kan sich leicht damit ein Hund die zeit verkürzen.

Daß künftig die Frissur nicht mehr so krum und schief
Gebraucht man zu Paris ein groses Perspectiv
Und wenn die Damen sich nicht auszugehen wagen
So muß die Sänfte sie in die Visite tragen.

N°. 173.

Ioh. Martin Will. exc. A. V.

1

Deutsche Karikatur auf die hohen gekünstelten Frisuren des ausgehenden 18. Jahrhunderts

Tafel XV
Rückseite

Die Damen zu Paris sind so galant geputzt,
Daß man vor Ihrem Haar als einem Bollwerck stutzt
Wann nach der Opern Sie sich so geschmückt begeben,
pflegt man von der Caress den Deckel abzuheben: N° 171

Zuweilen wird der Puz gar jämmerlich verzaust
wenn Sie bey dem Besuch den Stutzer abgemaust
Oft kan die Hellepart den Gipfel kaum erlangen
Wenn Sie mit der Frisur im Zimer bleiben hangen.

Mart: Will exc A/a

221/222. Die schlichtere bürgerliche Kleidung um 1780.

Frauenzimmer unter ihre Ober- und absonderlich platt niedergelassene Kleider von hinten herum zu binden pfleget, um ihrer Taille dadurch ein Ansehen zu machen.“

Die Wirkung von französischem Steiß und Reifrock steigert der Schnürleib oder die Schnürbrust, „ein aus 16, 12, 8 und 4 Teilen zusammengesetztes und mit eitel dicht aneinander geschobenen Fischbeinstäblein durchsteiftes und belegtes Bruststücke, oben mit Achselbändern auf beiden Seiten versehen, unten aber um und um mit eitel abgeteilten Schupen oder sogenannten breiten Schößlein versehen, worinnen das Frauenzimmer ihren Leib zusammenzuschnüren und zu befestigen pfleget; sie wird ordentlich auf den Rücken hinauf mit einem darzu gehörigten Schnürsenkel zugeschnüret.“ Das ganze straff geschnürte Gestell hat nicht nur den Zweck, der Taille eine dünne, elegante Form zu geben, sondern soll auch durch Emportreiben die Brust betonen. Denn während der weite Reifrock die natürliche Form des weiblichen Körpers von der Mitte an bis zu den Fußspitzen verhüllt, entblößt die durch die galanten Sitten entzündete Erotik den Busen so viel als möglich; er ist geradezu das Sinnbild der lockenden Geheimnisse, die der weibliche Körper verheißt. Die Dichtung, vor allem die anakreontische, und die bildende Kunst werden nicht müde, mit seinen Reizen zu spielen. Man versteht, wie auch die Modekünstler all ihr raffiniertes Können aufbieten, mit ihnen zu wetteifern. Wobei man erfahren genug ist, um zu wissen, daß auch hier halbes Versagen reizvoller ist als ganzes Gewähren. Man steigert so die Lockung durch leichtes Verhüllen. Man erfindet besondere Überwürfe, Contouche, Volante, Andrienne oder französischer Sack genannt. Wie listig galante Schönen diese buhlerischen Hüllen zu gebrauchen wissen, verraten die Klagen der Geistlichen und Sittenprediger.

223. Die Unterkleidung der Frau im Rokoko. Karikatur.

Auch im Gesicht der Frau lassen sich die künstlich gezüchteten Grazien und Amoretten nieder. Es gibt viele Dutzende von Wassern, Pomaden, Schminken, Pudern, Balsamen, Essenzen, um der Haut den blendenden Glanz und die schimmernde Frische zu verleihen, die das höfische Frauenideal der Zeit fordert. Es gibt holländisches Schminkwasser, englische Jungfernmilch, venezianisches Wasser. Ist die Haut unrein oder sonst nicht von blendendem Weiß, so färbt man sie mit Bleiweiß. Der aus Mennig hergestellte sogenannte spanische Anstrich dient zum Röten der Wangen. Mundbalsam erhöht den Purpur der Lippen. Nachts trägt man Leinwandmasken, auf die eine Masse von weißem Wachs, Froschlaich, Pomade, Walrat und Kampfer gestrichen ist. Der Glanz der Haut wird durch schwarze Schönheitspflästerchen, Mouches, auch Assassins genannt, erhöht, die ursprünglich zum Verdecken eines Hautfehlers verwendet, bald eines der pikantesten und beliebtesten Schönheitsmittel werden. Damit durch ihre Gestalt ja nicht der ursprüngliche Naturzweck verraten werde, schneidet die spielerische Phantasie der Zeit sie in verschiedenster Gestalt aus: es gibt neben kreisrunden und viereckigen solche in Gestalt von Füchsen und Hirschen, zarte Anspielungen erotischer Art. Nur die als Flöhe geschnittenen nähern sich wieder der Natur . . .

Der weibliche Haarputz endlich, als die Krone des geschmückten Körpers, ist auch der Tummelplatz ausschweifendster Modephantasie. Schon Canitz spottet über den „aufgetürmten Kopf“ einer seiner Verwandten. Vor allem, seitdem aus Frankreich die „Fontange“ eingeführt ist, wächst die Höhe und Kunst der Haartracht ins Ungemessene (Abb. 220). Von der Herzogin von Fontanges, einer Mätresse Ludwigs XIV., erfunden, ursprünglich ein Aufsatz von grünen Blättern zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, wird sie eine über ein Drahtgestell in die Höhe getürmte, vielfach gefältelte und mit Bändern durchzogene Haube von weißen Spitzen oder Flor. Sie eröffnet die Reihe aller möglichen hohen Kopfbedeckungen, Mützen und Hauben. Möser berichtet von einer Frau, die eine Laterne auf den Kopf gesetzt hat: ein kleines Licht, welches von wohlriechenden Wassern brennt, erleuchtet ein durchscheinendes Gemälde, worauf ein Herz, in welchem ein Pfeil steckt, die Verwundung ankündigt. Oder die Damen tragen Blumengärten, Vogelnester und dergleichen.

Soviel Grazie eine derartig aufgezäumte Rokokodame um sich zu verbreiten weiß, sie muß die Bewunderung der Männer (und den Neid der Schwestern) teuer bezahlen. In einer Satire Callenbachs schimpfen zwei Modedamen. Die eine: „Der Welt, der Eitelkeit, der Modi, dem Staat zulieb plagen wir uns Tag und Nacht. Meine Pariser Modi-Schuhe drucken mich, daß ich manchmal vor Schmerzen möcht' überlaut rufen. Es friert mich am Hals und an der Brust,

daß ich zittere und zähneklappere." Die andere: ,,Ich wollte, die Donnersmodi wäre, wo der Pfeffer wächst. So geht's uns auch mit unseren Raifröcken. O daß doch alle Raifröck in schweizer Pumphosen verwandelt würden! Der Kleider Last ist unten zu schwer, und oben zu leicht. Wir spreizen uns in diesen Schanzkörben wie ein Krott auf der Hechel." Darauf die erste wieder: ,,Und mich irrt, mich quält mein Aufsatz im Kopf. Die mehreste Frühzeit geht mir drauf; bis ich alles mit meinem Spiegel kollationiert hab', wird's gemeiniglich Mittag."

Geistlichkeit und Behörden eifern gegen den Modeunsinn, der das Geld zum Lande hinausträgt, die Ehrbarkeit untergräbt und die feste Ständeordnung zu zerstören droht. In Wien wird es 1730 verboten, in einer Andrienne oder einem französischen Sacke in den Stefansdom oder eine andere große Kirche zu gehen. Wird eine Frau in diesem Kleidungsstück in der Kirche ertappt, so wird sie durch die dafür bestellten Wächter hinausgewiesen. Durch das ganze Jahrhundert hin ziehen sich die Ratsmandate gegen das Tragen der Reifröcke, die hochgetürmten Frisuren und die künstlich verzierten Mützen und Aufsätze, gegen die ganze Kleiderpracht. Umsonst. Die Mode erwies sich als stärker denn die väterliche Fürsorge der Behörden und die Seelensorge der Kirche. Der Wandel kam erst, als die Rückkehr zur Natur die Zeit von der schwülen Luft der höfischen Galanterie reinigte. Schon der Pietismus hatte in diesem Sinne gewirkt. Aber erst Rousseau wandelte den Geschmack im großen Stile, und, im Zusammenhang mit seiner Lehre, der wachsende Einfluß englischer Lebensformen. Man spürt die Wirkung bei Möser, wenn er in seinen ,,Patriotischen Phantasien" Einfachheit predigt: ,,In England," ruft er einmal, ,,verändert die größte Frau nach dem dreißigsten Jahre ihre Moden nicht mehr; sie geht damit stolz dem ganzen Hof unter Augen; bei uns hingegen will man auch noch im Sarge kokettieren und die Würmer in einem frisierten Totenhemde empfangen." ,,All unsere jetzigen Moden," läßt er ein andermal einen Mann zu seinem Weibe sprechen, ,,haben bloß das Verdienst des Wunderbaren, des Ausschweifenden und des Kostbaren. Sie tragen nichts zur Erhöhung deiner Reizungen bei. Diese werden vielmehr nur versteckt, beladen und auf eine recht gotische Art verziert."

Der Sturm und Drang vollends hat, mit der Betonung deutscher Art und Gemütsbildung, die Unnatur der alten französischen Mode vertrieben. Nun schwinden die Auswüchse am weiblichen Körper und die spielerischen Turmgeschosse auf den Köpfen. Eine schlichte Mode bestimmt die Kleider der Männer und der Frauen. Wie einfach ist die Goethesche Werthertracht: blauer Frack, gelbe Beinkleider aus schlichtem Tuch ohne Verzierungen, dazu Stulpstiefel, die in der früheren Zeit als bäurisch galten. Goethe selber trug diese Tracht, als er in Weimar ankam. Auch der Herzog kleidete sich in sie, und alle neuen Geister taten es ihnen nach. Nun schwanden auch die Perücken und künstlichen Haarbeutel, und man ließ das eigene Haar frei flattern. Für die Frauen aber galt nun die Mode à la Grecque, und diese bestand, wie Möser betont, in der edelsten Ausbildung des menschlichen Körpers.

Auch in Reinlichkeit und Körperpflege hatte man sich in der galanten Zeit weit von der Natur entfernt. Schon die Umständlichkeit der Kleidertracht und die Art der Haar- und Hautbehandlung hindern sie. Die Schminkmittel, die verwendet werden, sind z. T. von giftigen Bestandteilen nicht frei und verursachen Hautkrankheiten. Die hohen, mit Bändern und Spitzen umwickelten Frisuren der Frauen, die Zöpfe und Haarbeutel der Männer erschweren die Ausdünstung des Haarbodens. Die Anfertigung der weiblichen Haargebäude kostet zudem so viel Geld und Mühe, daß man sich zwingt, sie oft viele Tage lang unverändert auf dem Kopfe zu lassen. Die Folge ist eine ekelhafte Besiedlung der ungepflegten Haut mit gewissen Tierchen, deren Name schon heute jeder anständigen Frau einen Schauder einflößt. Die Markgräfin

224. Pumpwerk der Wasserleitung in Ulm. Zeichnung im Museum zu Ulm.

von Bayreuth berichtet, daß bei ihrer Begrüßung in der Markgrafschaft durch den Adel die Damen der Reitzensteins ihre Haare in Gestalt von Perücken zugestutzt hatten, in welchen die Läuse, die ihren Stammbaum wenigstens so weit wie sie selbst hinaufführen konnten, seit undenklichen Zeiten ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Ein französischer Adeliger, der 1730 einem Ball in Baden in der Schweiz beiwohnte, erzählt, wie der Tanz bei zwei jungen vornehmen Schaffhauserinnen eine seltsame Wirkung hervorgebracht habe: es seien ihnen nämlich plötzlich Läuse aus ihren schönen Haarlocken hervorgekrochen; „sie hatten eine so schöne Haut, daß man sich ein Vergnügen daraus machte, die Tierchen ihnen wegzunehmen, wie sie erschienen.“ Man begreift die Notwendigkeit besonderer Stäbchen aus Holz oder Elfenbein, Gratte Epingles genannt, mit denen man in Gesellschaft sich durch die hohe Frisur hindurch den Haarboden kratzte, wenn die Mitbewohner sich allzu ungebärdig aufführten.

Die Körperreinigung geschah unter der Herrschaft der Galanterie meist durch Essenzen. Friedrich Wilhelm I. von Preußen bildet auch hier eine Ausnahme. Er hatte in seinem Schlafzimmer zwei große mit Wasser gefüllte Fässer, deren er sich zum Waschen bediente. Und das muß er fleißig getan haben, wenn es auch Übertreibung sein mag, wenn seine Tochter berichtet, er habe sich im Tage wohl zwanzigmal gewaschen. Im allgemeinen aber ist das regelmäßige Baden im warmen oder kalten Wasser zu Reinigungszwecken, wie man es noch zu Beginn der Neuzeit, oft in Gemeinschaft übte, im 16. und 17. Jahrhundert aus der Mode gekommen. Schuld an der Abschaffung waren der Einspruch der Geistlichen, für die die Bäder Orte der Unsittlichkeit waren, und die Warnungen der Ärzte, die in dem gemeinsamen Baden die Hauptansteckungsgefahr für die Seuchen sahen, die Europa damals verheerten. Fehlte es doch an den gröbsten hygienischen Kenntnissen in der Anlage und dem Gebrauche der Bäder, so daß die Benützer oft unreiner nach Hause gingen, als sie gekommen waren.

Dagegen wurden zu Gesundheitszwecken stets Badegelegenheiten benutzt. Für geringe Ansprüche dienten die „Schwitzstuben“ (bei Badern oder auch Bäckern). Wer Geld hatte, besuchte bekannte Heilquellen wie Wildbad, Teplitz, Baden in der Schweiz und Baden bei Wien, Pyrmont. Freilich ebenso oft nur zur Unterhaltung wie zu Heilzwecken. In Baden in der Schweiz war es z. B. üblich, daß sich zur Frühlingskur alljährlich ganze Familien mit Kind und Kegel und dem nötigsten Hausrat einfanden. Man richtete sich dann in den leeren Räumen der Gasthöfe häuslich ein, badete jeden Tag ein- bis zweimal gemeinsam, lebte herrlich und in Freuden und nahm nach Kräften an den Lustbarkeiten teil, die sich hier abspielten.

225. Das Rohrnetz der Wasserleitung in Ulm, 1761. Zeichnung im Museum zu Ulm.

226. Bad Leuk im Wallis im 18. Jahrhundert. Kupferstich von Rodt.

227. Werbeblatt eines Zahnarztes. Kupferstich.

228. Karikatur auf den Quacksalber und seine Universalmedizin.

Vor allem die Einwohner der protestantischen Städte der deutschen Schweiz, die zu Hause unter dem strengen Sittenregiment der Kirche seufzten, hielten sich hier in dem katholischen Städtchen gern für die Entbehrungen des Jahres schadlos. Die Badesitten in Baden bei Wien um 1730 hat der Reisende Keyßler geschildert: „Es badet beiderlei Geschlecht ohne Unterschied zu gleicher Zeit und am gleichen Orte, weil man besondere Badkleidung hat, die alles bedeckt. Das Frauenzimmer ist wohl coiffiert und hat die Röcke untenher mit Blei eingefaßt, damit die Schwere sie niederhalte. Rings um die Bäder sind Plätze, um im Wasser zu sitzen. Man geht im Wasser, welches man nach Gefallen hoch und niedriger anlaufen lassen kann, paarweise spazieren, diskurriert und traktiert bisweilen auch mit Konfekt“ (Abb. 226). Man muß sich nicht wundern, daß auch jetzt noch ansteckende Krankheiten, vor allem Syphilis, durch die Bäder verbreitet wurden.

Nach der Mitte des Jahrhunderts fängt man auch wieder an, im Freien zur Erfrischung und Reinigung in Flüssen und Seen zu baden. Klopstock hat auf seinem väterlichen Gute im Mansfeldischen sich schon als Knabe in der Saale getummelt. Im Sturm und Drang wird das freie Baden ein Teil des Bekenntnisses zur Natur. Besonders die beiden Grafen Stolberg suchen sich auf diese Weise „in den Naturzustand zu versetzen“, ohne immer in ihrer Umgebung Verständnis für ihre Wasserkünste zu finden. Auf der sogenannten Geniereise des Jahres 1775 erregten sie in der Nähe von Darmstadt durch ihr Baden im Freien Skandal. Als sie sich dann auch in der Nähe von Zürich splitternackt in die Sihl stürzten, sich jauchzend und schreiend den schäumenden Stromwellen entgegenwarfen, störten sie Mißwollende oder

Schamhafte an diesem Behagen, das den damaligen Sittenbegriffen in der Schweiz freilich zuwiderlief, und vertrieben sie durch Steinwürfe aus dem Bade, bald auch aus der Gegend; Lavater, der sie aufgenommen, hatte um seiner Gäste willen böse Vorwürfe zu hören.

Die Reinlichkeitspflege in Häusern, Straßen und Ortschaften entwickelt sich ähnlich im Laufe des Jahrhunderts. Von Gleichförmigkeit ist freilich keine Rede; je nach Landschaft, Mitteln, Charakter der Bevölkerung gewahrt man die größten Unterschiede. Nicolai fand um 1780 Tübingen sehr unsauber, die krummen Straßen schlecht gepflastert, abends gar nicht beleuchtet. Vor vielen Häusern lagen große Misthaufen. In Goslar erlebte es ein schweizerischer Reisender noch am Ende des Jahrhunderts, daß sein Wagen mitten in der Stadt im Schmutze stecken blieb und mit Hebebäumen herausgewunden werden mußte. In Nürnberg sind die Straßen um 1780 noch nicht beleuchtet, in Stuttgart nur, wenn der Herzog anwesend ist. Dagegen hat Ansbach regelmäßige Straßenbeleuchtung. In Wien ist die Beleuchtung schon 1700 eingeführt worden. 1760 werden alle Straßen gepflastert. Zwanzig Jahre später wird die Kanalisation durchgeführt. Damals standen gegen hundert Personen im Dienste der Stadt, die die Straßenreinigung zu besorgen hatten. Bei trockenem Wetter werden die Straßen regelmäßig gespritzt. Für die Regelung des Verkehrs sorgen dreihundert Polizisten.

In der Gesundheitspflege stehen sich ärztliches Kurpfuschertum und Volksaberglauben einerseits und wissenschaftliche Heilkunde andererseits schroff gegenüber. Noch am Ende des Jahrhunderts kommt es vor, daß ärztliche Scharlatane im Land herumziehen, auf dem Markte ihre Bude aufschlagen und ihre Mittel feilbieten. Um die Leute anzulocken, bringen sie oft einen Hanswurst mit, der seine Späße zu machen hat, ja sogar Seiltänzer und andere Gaukler. Häufig tritt der Arzt selber als Gaukler auf, der als „Marktschreier“ auf einem hohen, theatralisch aufgeputzten Gerüst steht und seine Mittel anpreist. Ja, manchmal ist er geradezu das Haupt einer Komödiantenschar.

229. Arzneiglas-Etikett. Gestochen von J. M. Mettenleiter.

230. Besuchskarte eines Arztes.

Noch ist, außer den Einschränkungen durch die Zunftordnungen, kein obrigkeitlicher Schutz des Ärzteberufes. Ungehemmt kann das Kurpfuschertum die Gesundheit des Volkes zerstören. Wessen sich allzu vertrauensvolle Patienten von derartigen Pfuschern zu versehen hatten, erfährt man etwa aus Schnabels Roman „Wunderliche Fata einiger Seefahrer“.

231. Sprechzimmer des seinerzeit berühmten Wunderdoktors Michel Schüppach.
Kupferstich aus dem Jahre 1775.

Dort wird erzählt, wie ein solcher Prahlhans sich rühmte, er habe einem gestürzten Patienten ein großes Stück der Hirnschale ausgehoben, das obere Hirnhäutchen zerschnitten, das untere vom kleinen Gehirne abgesondert und das geronnene Blut, wie auch anderthalb Lot vom Gehirn selbst, mit dem Teelöffel herausgenommen. Einem anderen Kranken will er einen Herzpolypen durch den Stuhlgang abgetrieben haben; wirklich zeigt er ihn in einem mit Branntwein gefüllten Glase. Alle Arten der Blindheit, sogar den schwarzen Star vermißt er sich ohne irgendeine innerliche oder äußerliche Arznei, bloß vermittels eines geheimnisvollen sympathetischen Schnupftabaks zu kurieren!

Eine Zwischenstufe zwischen den Marktschreiern und den Kurpfuschern einerseits und den gelehrten Ärzten andererseits nehmen die Barbiere, Scherer oder Chirurgen ein. Schon ihr Beruf als Verschönerungskünstler bringt die Hautpflege, die Heilung von Geschlechtskrankheiten und etwa das Blutentziehen mit Schröpfköpfen und Schneppern mit sich. Damit erlangen sie auch die Fertigkeit in der Handhabung aller möglichen chirurgischen Werkzeuge und bilden sich in der operativen Behandlung von Krankheiten und Übeln aus, ziehen Zähne und heilen Zahnkrankheiten, stechen den Star und schneiden Blasensteine aus. Auch als Geburtshelfer dürfen sie praktizieren.

Erst allmählich gelingt es der wissenschaftlichen Medizin, sich über diese Praktiker aller Art

Officina Pharmaceutica Dietericiana, quae est Norinbergae, ad Insigne stellae Aureae, in Platea, ut vocant, Vietorum.

232. Die Sternapotheke in Nürnberg. Um 1710. Kupferstich.

emporzuarbeiten. Der Kampf, den sie zu führen hat, ist um so schwerer, als sie selber sich zu einem großen Teil auf altererbte und vielfach abergläubische Hausmittel stützte und die physiologisch-anatomische Kenntnis des gesunden und des kranken Körpers und die pharmazeutische Chemie erst in den Anfängen standen. Aber gerade die wissenschaftliche Aufklärung hat die Entwicklung der Medizin mächtig gefördert und sie aus mittelalterlichem Tasten zu bewußter Fragestellung und einer immer klareren Forschungsmethode geführt. Immer häufiger und zielvoller führte man in dem Anatomieunterricht der Universitäten und privaten Anstalten die Sektion und Präparation von menschlichen Leichen durch. In dem langwierigen und erbitterten Kampfe gegen religiöse und sittliche Vorurteile, die in der Öffnung und Zerschneidung der Leichen eine Sünde oder einen Frevel sahen, behauptete die Wissenschaft schließlich das Feld. Man erkennt den Fortschritt etwa in Straßburg, wo die Zahl der verfügbaren Leichen von 30 im Winter 1725 auf 60 im Winter 1760 anstieg. Bedeutend war das Wirken Albrecht von Hallers in Göttingen, der geradezu als der Schöpfer der modernen Experimentalphysiologie betrachtet werden kann.

Schon im 17. Jahrhundert nehmen sich die Regierungen des Entbindungswesens und der Hebammenausbildung an. Die Ärzte wurden angewiesen, die Hebammen zu unterrichten. Hebammenordnungen wurden erlassen, so in Preußen 1693. In Straßburg wurde 1730 eine Hebammenschule und Entbindungsanstalt errichtet. Auch die Gründung von allgemeinen Krankenhäusern ist eine Folge der Aufklärung: in Berlin wurde 1710 die Charité errichtet, in Wien 1784 das allgemeine Krankenhaus. Am schlimmsten stand es um die Pflege der Geisteskranken, die man, aus Aberglauben oder zum Schutz, oft wie Verbrecher an Ketten schloß. Hier hat erst das 19. Jahrhundert menschenwürdige Zustände geschaffen.

Faßt man die vielgestaltige Reihe der Kulturerscheinungen der Aufklärung in ihrer Gesamtheit ins Auge, so erscheint diese Periode in Wahrheit als eine der bedeutendsten, wenn nicht als die bedeutendste der neueren Geistesgeschichte. Die Zeit um 1900 herum mag an Umwälzungen im technischen und sozialpolitischen Leben reicher sein, an Befruchtung des Ideenlebens vermag sie es nicht mit dem 18. Jahrhundert aufzunehmen. Gerade die Wanderung durch die mannigfaltigen Reiche der Bildung zeigt, welch ungeheure Wirkung das Bekenntnis zur Vernunftidee für die Gestaltung und Umgestaltung des deutschen Lebens gehabt hat. Wohl kannten auch die früheren Geschlechter die Macht der Vernunft. Aber stets stand das Denken im Dienste einer anderen Macht. Jetzt erst erhob es sich, man darf sagen zum erstenmal seit dem Altertum, zu eigener und selbständiger Herrschaft und verlieh damit dem Menschen die Würde, die ihm im Ganzen der natürlichen Welt zukam. Fortan ist das autonom denkende und handelnde Individuum der bewußte Gestalter der menschlichen Daseinsformen.

Der Kampf gegen die Vormundschaft der Tradition war hart genug. Er dauerte Jahrzehnte. Aber man gewahrt doch, wie ziemlich genau in der Mitte des Jahrhunderts fast überall die Lockerung erfolgt. Damals löst sich die Starrheit des seelischen Lebens und der Gebundenheit an Vorurteil und Konvention. In der Tiefe des Gemütes beginnt es zu strömen. Der Mensch wird innerlicher, das sittliche Urteil freier und zugleich strenger, denn es erweist sich: die Vernunft bewirkt nicht nur Lösung veralteter und unwahr gewordener Bindungen, sie schafft auch neue, zwingendere. An die Stelle der dogmatisch bestimmten kirchlichen Lehre, die ihren lebendigen Gehalt eingebüßt hat, tritt eine innerlichere Frömmigkeit, die den Geist über den Buchstaben setzt und, da sie diesen Geist der echten Gottesverehrung und der sittlichen Reinheit bei den lauteren Bekennern aller Religionen sieht, auch gegen alle Duldung übt. Man hat für diese allgemeine Frömmigkeit den Ausdruck natürliche Religion geprägt. Denn man hat zugleich durch die Lösung der Vernunftkräfte ein neues liebevolles Verständnis für die Natur gefunden, gegen die die Kirche der früheren Zeiten nur Gefühle der Feindschaft hegte. Indem der gewaltige Strom pantheistischen Denkens auch in die Beschäftigung mit der Natur hineinflutete, lernte man Tier und Pflanze und Stein mit Inbrunst ehren und die Schönheit der Landschaft bewundern.

Am schwersten vielleicht begreifen wir heute, wie diese seelisch und geistig bereits so reifen und freien Menschen in dem staatlich vielgespalteten Lande sich so lange dem bedrückenden und demütigenden Joche kleiner und kleinster Herren fügten und sich die Unnatur eines schroffen Kastengeistes, die Willkür einer regellosen Rechtsprechung gefallen ließen. Wohl regt sich nach der Mitte des Jahrhunderts eine mutige und charaktervolle öffentliche Erörterung der Würde und Freiheit des deutschen Bürgers und seines Verhältnisses zu Nation und Vaterland. Aber es ist das Verhängnis der politischen Entwicklung der Deutschen gewesen, daß

diese nationalistische Bewegung um 1770 aus der politischen Ebene, die die tief in dem Volksbewußtsein eingewurzelte dynastische Idee fest umklammert hielt, in die literarische hinüberfloß und statt einer nationalen bürgerlichen Politik eine nationale bürgerliche Dichtung schuf.

Daher war auch die Förderung des Wirtschaftslebens im wesentlichen die Aufgabe der Regierungen und nicht das Ziel des freien Wettbewerbs bürgerlicher Kräfte. Die Volksbeglückungsidee des aufgeklärten Despotismus wirkt sich am fruchtbarsten, aber auch am gewalttätigsten in den Maßnahmen zur Hebung von Gewerbe, Handel und Landwirtschaft aus. Dafür fand der höhere Schaffensdrang des Bürgertums in der Pflege der Wissenschaften und Künste sein Feld. In immer weitere Kreise dringen, mit frühlingshaftem Idealismus aufgenommen, die Gedanken der Aufklärungsbildung, und es entsteht, über der Masse des ungebildeten Volkes, eine immer größere Schicht wirklich Gebildeter. Ein Publikum wächst heran, das Sinn und Freude für Wissenschaft, Kunst und Literatur gewinnt, und das sein eigenes Dasein durch sie zu gehaltvoller Schönheit zu veredeln versteht. Und von hier aus werden allmählich auch die zähflüssigen und umständlich verschnörkelten Formen des bürgerlichen Gemeinschaftslebens freier, menschlicher und einfacher.

Die Aufklärungsbewegung gipfelt für die Deutschen nicht, wie für die Franzosen, in der Verkündigung der Selbstherrlichkeit des Volkes, d. h. des Dritten Standes. Aber sie hat in Deutschland die Entstehung einer klassischen Dichtung aus einer durch- und durch deutschen Weltanschauung vorbereitet. Und diese deutsche Weltanschauung und Dichtung sind die Schöpfung des deutschen Bürgertums gewesen, das in der Geistesbewegung des 18. Jahrhunderts zu innerer Stärke und sittlicher Selbstsicherheit herangereift war.

233. Fischmarkt in Wien im 18. Jahrhundert. Kupferstich von Salomon Kleiner.

Aus der Literatur über die deutsche Aufklärung:

Abbt, Thomas: Vom Tode für das Vaterland. Berlin 1761. — Abraham a Sancta Clara: Wohlangefüllter Weinkeller. 1710. Gehab dich wohl. 1729. Auswahl von F. Bobertag. Stuttg. o. J. — Karajan, Th. v.: A. a Sancta Clara. Wien 1867. — Adler, G.: Musikgeschichte. 2. A. Berlin 1930. — Amaranthes (G. S. Corvinus), Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexicon. Lpz. 1715. — Aner, K.: Die Theologie der Lessingzeit. Halle 1929. — Anakreontiker und preußisch-patriotische Dichter. Her. von F. Muncker. Kürschners Deutsche Nationalliteratur. Stuttg. o. J. — Arnold, Gottfr.: Kirchen- und Ketzerhistorie. Frankf./M. 1699/1700. — Arnold, Gottfr.: Auswahl. Her. v. E. Seeberg. München 1934. — Seeberg, E.: G. Arnold. Meerane 1923. — Assmann von Abschatz, Hans: Poetische Übersetzungen und Gedichte. Lpz. u. Breslau 1704. — Aus der Frühzeit d. deutschen Aufklärung. Her. v. F. Brüggemann (Deutsche Literatur, Aufklärung Bd. 1). Lpz. 1928. — Balthasar, Franz Urs: Patriotische Träume von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngern. Freystadt d. i. Basel 1758. — Bayreuth, Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von: Memoiren. Deutsche Ausgabe. 3. A. Lpz. 1885. — Besser, Joh. von: Schriften. Her. v. J. U. König. Lpz. 1732. — Bie, O.: Der Tanz. 3. A. Berlin 1925. — Bieder, G.: Natur und Landschaft in der deutschen Barocklyrik. Diss. Zürich. 1927. — Biedermann, A.: Deutschland im 18. Jahrh. Lpz. 1854—80. — Biese, A.: Entwicklung des Naturgefühls in Mittelalter und Neuzeit. 2. A. 1901. — Bode, W.: Anna Amalie, Herzogin von Weimar. Berlin o. J. — Böhme, F.: Geschichte des Tanzes in Deutschland. Lpz. 1886. — Boehn, Max v.: Deutschland im 18. Jahrh. Berlin o. J. — Bohse, A. (Talander): Der getreue Hofmeister. Lpz. 1703. — Bräker, U.: Der arme Mann im Tockenburg. Her. v. A. Wilbrandt. Neudruck. Berlin 1910. — Voellmy, S.: U. Bräker, der arme Mann im Tockenburg. Zürich 1923. — Brockes, Barthold Heinrich: Irdisches Vergnügen in Gott. Her. von L. Fulda. Kürschners Deutsche Nationalliteratur. Stuttg. o. J. — Widmer, J.: Fr. Xaver Bronner. Frauenfeld 1901. — Callenbach, Franz: Eclipses politico-morales. — Ders.: Uti ante hac, auf die alte Hack. — Ders.: Genealogia Nisibitarum. — Ders.: Allmanach Welt-Sitten-Statt-Marter Calender. — Ders.: Puer centum annorum. O. O. u. J. — Dammert, R.: Franz Callenbach und seine satirischen Comödien. Stuttg. 1903. — Canitz: Gedichte. 2. A. Berlin u. Leipz. 1734. Darin: König, J. U., Untersuchung von dem guten Geschmack. — Christ, J. A.: Schauspielerleben im 18. Jahrh. Veröffentlicht von R. Schirmer. Ebenhausen-München 1912. — Dändliker, K.: Geschichte der Schweiz. Zürich 1884—87. — Descartes, R.: Über die Leidenschaften der Seele. Übers. von A. Buchenau. 3. A. Lpz. 1911. — Dilthey, W.: Gesammelte Schriften. Lpz. 1921ff. — Dierauer, Joh.: Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. 4. A. Gotha 1924ff. — Elster, Weber, Wieser: Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 4. A. Jena 1923ff. — Erdmannsdörffer, B.: Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs d. Gr. Berl. 1892/3. — Ermatinger, E.: Barock und Rokoko. 2. A. Lpz. 28. — Ders.: Weltdeutung in Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus. Lpz. 25. — Ders.: Deutsche Lyrik seit Herder. 2. A. Lpz. 1923. — Ders.: Dichtung und Geistesgeschichte der deutschen Schweiz. München 1933. — Eucken, R.: Geistige Strömungen der Gegenwart. 4. A. Lpz. 1913. — Falke, J. von: Der Garten. Seine Kunst und Kunstgeschichte. Stuttg. 1884. — Falke, J.: Geschichte des deutschen Handels. Lpz. 1859/60. — Falckenberg, R.: Geschichte der neueren Philosophie. 7. A. Lpz. 1913. — Fittbogen, G.: Die Religion Lessings. Lpz. 1923. — Flemming, W.: Der Wandel des deutschen Naturgefühls vom 15. bis 18. Jahrh. Halle 1931. — Freytag, G.: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Berlin o. J. — Friedrich d. Große, Ausgewählte Werke. Her. v. G. B. Volz. Berlin o. J. — Fuchs, E.: Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München 1909—1912. — Gellert, Chr. Fürchtegott: Sämtliche Schriften. Berlin-Leipz. 1856. — Gerdes, H.: Geschichte des deutschen Bauernstandes. 3. A. Lpz.-Berlin 1928. — Petrich, H.: Paul Gerhardt. 2. A. Gütersloh 1914. — Geßner, Salomon: Werke. Her. v. A. Frey. Kürschners Deutsche Nationalliteratur. Stuttg. o. J. — P. Leemann-van Elck: S. Geßner. Zürich 1930. — Salomon Geßner. Gedenkbuch zum 200. Geburtstag. Zürich 1930. — Goethes Werke. Gesamtausgabe. Her. von K. Alt u. a. Berlin. — Goethe: Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Her. v. H. Mayne. Stuttg. 1911. — Der junge Goethe. Her. von Max Morris. Lpz. 1909—12. — Minor, J.: Goethes Faust. Stuttg. 1901. Gothein, M. L.: Geschichte der Gartenkunst. Jena 1914. — Gottsched, Joh. Chr.: Ausführliche Redekunst. 2. A. Lpz. 1739. — Danzel, Th. W.: Gottsched und seine Zeit. 2. A. Lpz. 1855. — Gracians Handorakel und Kunst der Weltklugheit. Deutsch v. A. Schopenhauer. Her. v. H. Schmidt. Lpz. o. J. — Gruner, G. S.: Die Eisgebirge des Schweizerlandes. Bern 1760. — Haller, Albrecht von: Gedichte. Her. v. L. Hirzel. Neudruck. Frauenfeld 1917. — Haller, A. v.: Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland,

Holland und England. Her. v. L. Hirzel. Lpz. 1883. — Herder: Sämtliche Werke. Her. v. B. Suphan. Berlin 1877ff. — Heß, D.: Die Badenfahrt. Zürich 1818. — Heß, H.: Der teutsche Gärtner. Leipz. 1710. — Hettner, H.: Literaturgeschichte des 18. Jahrh. 6. u. 7. A. Braunschweig 1913. — Heussi, Karl: Kompendium der Kirchengeschichte. 6. A. Tübingen 1928. — Hirschfeld: Theorie der Gartenkunst Lpz. 1777—82. — Hirzel, H. C.: Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers. Zürich 1761. — Hofstaetter, W., u. U. Peters: Sachwörterbuch der Deutschkunde. Lpz. u. Berl. 1930/1. — Holberg, L. v.: Der politische Kannegießer. Übers. von R. Prutz. Werke 1. Bd. Lpz. u. Wien o. J. — Holl, K.: Die Bedeutung der großen Kriege für das religiöse und kirchliche Leben innerhalb des deutschen Protestantismus. Tübingen 1917. — Hübner, J.: Curieuses und reales Natur-, Kunst-, Berg-, Gewerck- und Handlungs-Lexicon. 6. A. Hambg. 1731. — Iselin, Isaak: Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes. Basel 1755. — Kawczinsky, M.: Moralische Wochenschriften. 1880. — Keyßler, J. G.: Neueste Reisen durch Teutschland usw. Hannover 1740. — Kirchner-Michaelis: Wörterbuch d. philos. Grundbegriffe. 6. A. Lpz. 1911. — Kittenberg, H.: Die Idee des deutschen Nationaltheaters im 18. Jahrh. und ihre Verwirklichung. Mchn. 1925. — Klassen, P.: Die Grundlagen des aufgeklärten Absolutismus. Jena 1929. — Klopstock: Sämtliche Werke. Lpz. 1856. — Kluckhohn, P.: Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrh. und in der deutschen Romantik. Halle 1922. — Kobald, K.: Schloß Schönbrunn. Wien 1924. — Köster, A.: Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit. Heidelberg 1925. — Lamprecht, K.: Deutsche Geschichte. 6. A. Berlin 1920ff. — Langenbeck, W.: Geschichte des deutschen Handels seit dem Ausgang des Mittelalters. 2. A. Lpz. u. Berlin 1918. — Laukhard, Fr. Chr., Sein Leben und seine Schicksale. Her. v. H. Schnabel. München 1912. — Lennhoff, E.: Die Freimaurer. Wien 1929. — Leibniz, G. W.: Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Übers. v. A. Buchenau. Lpz. 1904/6. — Ders.: Neue Abhandlungen über d. menschl. Verstand. Übers. v. E. Cassirer. Lpz. 1916. — Ders.: Theodicee. Übers. v. R. Habs. Lpz. o. J. — Lenz, J. M. R.: Gesammelte Schriften. Her. v. F. Blei. München 1909ff. — Lessing: Sämtliche Schriften. Her. v. F. Muncker. Stuttg. 1886ff. — Danzel, Th. W., u. G. E. Guhrauer: G. E. Lessing. 2. A. von W. v. Maltzahn u. R. Boxberger. Berl. 1880/1. — Loën, Michael von: Von den Lustgärten. Kleine Schriften 4. Her. v. J. B. Müller. Frkf. u. Lpz. 1752. — Loën, Michael von: Der Graf von Rivera oder der ehrliche Mann am Hofe. Frkf. 1740. — Loewenthal, S.: Die musikliebende Gesellschaft zu Berlin. Berlin 1928. — Lübke, W.: Grundriß der Kunstgeschichte. Bd. 4. Barock und Rokoko von M. Semrau. 3. A. Eßlingen 1913. — Mahrholtz, W.: Der deutsche Pietismus. Berlin 1921. — Meinecke, F.: Weltbürgertum und Nationalstaat. 5. A. Mchn. u. Berl. 1919. — Ders.: Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte. 3. A. Mchn. u. Berlin 1929. — Meißner, A.: Rococobilder. Gumbinnen 1871. — Merker, P., u. W. Stammler: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Berlin 1925ff. — Meyer von Knonau, L.: Briefe von einer Studienreise aus den Jahren 1789/90. Zürcher Taschenbuch 1911. — Milberg, E.: Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrh. Lpz. 1880. — Möser, Justus: Sämtliche Werke. Her. v. B. R. Abeken. Berlin 1842ff. — Morell, K.: Die helvetische Gesellschaft. Winterthur 1863. — Moser, Fr. Karl von: Von dem deutschen Nationalgeist. o. O. 1765. — Moser, Friedrich Karl von: Der Herr und der Diener. Frkf. 1759. — Moser, Friedrich Karl von: Patriotische Briefe. Frkf. 1767. — Müller, K.: Kirchengeschichte. Bd. 2. Tübingen 1922. — Mummenhoff, E. D.: Handwerker in der deutschen Vergangenheit. Lpz. 1901. — Muncker, F.: F. G. Klopstock. Stuttg. 1888. — Nef, K.: Die collegia musica in der deutschen reformierten Schweiz. St. Gallen 1897. — Neuburger und Pagel: Handbuch der Geschichte der Medizin. 2. Bd. Berlin 1903. — Nicolai, Fr.: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz. Berl. 1781ff. — Ohle, R.: Der Hexenwahn. Tübingen 1908. — Oncken, W.: Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Berlin 1881/2. — Paulsen, F.: Geschichte des gelehrten Unterrichts an den deutschen Schulen. 6. A. Her. v. R. Lehmann. Berlin 1919. — Petersen, J.: Das deutsche Nationaltheater. Lpz. u. Berlin 1916. — Pfeiffer, Joh. Friedr. von: Lehrbegriff sämtlicher ökonomischer und Kameralwissenschaften. Mannheim 1773ff. — Pöllnitz, K. L. von: Das galante Sachsen. Frkf./M. 1735. — Pöllnitz, K. L. von: Mémoires, contenant les observations qu'il a faites dans ses voyages. 5. A. London 1747. — Rabener, G. W.: Satiren. Wien 1776. — Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 2. A. Her. v. H. Gunkel und L. Zscharnak. Tübingen 1927ff. — Reuter, Christian: Die ehrliche Frau. Her. v. G. Ellinger. Halle 1890. — Ders.: Schelmuffsky. Her. v. A. Schullerus. Halle 1885. — Schiller: Werke. Säkularausgabe. Stuttg. o. J. — Berger, K.: Schiller. München 1905/9. — Minor, J.: Schiller. Berlin 1890. — Weltrich, Richard: Fr. Schiller. Stuttg. 1899. — Schinz, H. R.: Reise von fünf Zürchern über die Berge Gotthard, Furka usw. im Jahre 1763. Zürcher Taschenbuch 1911. — Schmid, K. A.: Geschichte der Er-

ziehung v. Anfang bis in unsere Zeit. Stuttg. 1884—1901. — Schmitz, H.: Kunst und Kultur d. 18. Jahrh. in Deutschland. München 1922. — Schnabel, J. G.: Wunderliche Fata einiger Seefahrer. (Her. v. L. Tieck unter dem Titel: Die Insel Felsenburg.) Breslau 1828. — Schnabel, J. G.: Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier. 1738. Neudruck. Berlin o. J. — Becker, F. K.: Die Romane J. G. Schnabels. Bonn 1911. — Schrenck, G.: Gottesreich und Bund im älteren Protestantismus. Gütersloh 1923. — Schultz, A.: Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrh. Lpz. 1890. — Shaftesbury: Ein Brief über den Enthusiasmus. Die Moralisten. Übers. von M. Frischeisen-Köhler. Lpz. 1909. — Ders.: Untersuchung über die Tugend. Übers. von P. Ziertmann. Lpz. 1905. — Weiser, Chr. Fr.: Shaftesbury und das deutsche Geistesleben. Lpz. 16. — Sieveking, H.: Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte. Lpz. u. Berlin 1928. — Spinoza, Baruch: Ethik. Übers. von O. Baensch. 9. A. Lpz. 1919. — Stephan, R.: Die häusliche Erziehung in Deutschland im 18. Jahrhundert. 1891. — Stolzenburg, A.: Die Theologie des J. F. Buddeus u. des C. M. Pfaff. Berlin 1926. — Thomasius, Christian: Discours von Nachahmung der Franzosen. Neudruck v. A. Sauer. Stuttg. 1894. — Trenck, Friedrich von der: Merkwürdige Lebensgeschichte. Her. v. G. Gugitz. 1912. — Völker, K.: Die Kirchengeschichtschreibung der Aufklärung. Tübingen 1921. — Von der Goltz, Th.: Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Stuttg. 1902/3. — Waldberg, Max von: Die galante Lyrik. Straßburg 1885. — Wehrli, G. A.: Die Wundärzte und Bader im alten Zürich. Mitteilungen der Antiquar. Gesellschaft. Zürich 1927. — Wehrli, G. A.: Die Krankenanstalten . . . im alten Zürich. Mitteilungen der Antiquar. Gesellschaft. Zürich 1934. — Weiß, R.: Das Alpenerlebnis in der deutschen Literatur des 18. Jahrh. (Wege zur Dichtg. XVII.) Zürich 1933. — Wernle, P.: Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrh. Tübingen 1923—25. — Wieland, Chr. Martin: Sämtliche Werke. Her. v. J. G. Gruber. Lpz. 1824ff. — Ofterdinger, L. F.: Christoph Martin Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz. Heilbronn 1877. — Wieser, Max: Der sentimentale Mensch. Gotha 1924. — Windelband, W.: Gesch. d. neueren Philosophie. 4. A. Lpz. 1907. — Wolff, Christian: Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschl. Verstandes. Halle 1712. — Zachariae, Friedr. Wilh.: Der Renommist. Her. von F. Muncker. Kürschners Nationalliteratur. Stuttg. o. J. — Ziehen, E.: Die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750—1815. Frkf. 1922. — Zimmermann, J. G.: Von dem Nationalstolze. 2. A. Zürich 1760. — Zinzendorf: O. Uttendörfer, Zinzendorfs Weltbetrachtung. Berlin 1929.

NAMEN- UND SACHVERZEICHNIS

Berichtigungen: S. 159, Zeile 19 v. u. lies: Antimachiavell statt Machiavell
S. 268, Zeile 4 v. u. lies: Johann Friedrich Böttger statt Johann Georg Böttger

INHALTSÜBERSICHT